

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Kulturgeschichte

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Toni Bösterling

Fünf Viertel und eine Wiek Löningen im Hasetal

Fünf Viertel und eine Wiek ist der Titel eines Bildbandes über die Stadt Löningen, den der ehemalige Bürgermeister Dr. h. c. Kurt Schmücker im Jahre 1986 bestimmte. Er hat dieses vielfältige Stadtgebilde auch in seiner Abschiedsrede vor dem Rat der Stadt Löningen am 6.5.1986 analysiert: *“Meine Vätergeneration konnte sich noch ereifern im Streit der “Bräislakkers“ und “Tellerlikkers“; während es uns Jüngere amüsierte, wie sie ängstlich ihre Zäune hüteten. Ein bißchen dieser Spannung sollte ruhig bleiben, aber es muß stimmen, daß die Stadt Löningen zwar vom Ort her ihren Namen hat, sie aber mit allen ihren Teilen eine Ganzheit ist, ein Organismus ohne regionale Ränge! Nur wer die ganze Stadtgemeinde vertritt, kann die Interessen ihrer Teile wahren. So wie es naiv ist, die Organe eines menschlichen Körpers in eine Rangordnung zu pressen, so ist es albern, die Teile eines Gemeinwesens zu klassifizieren. Wer solches einer Gemeinde antut, wenn auch nur gedanklich, verkrüppelt sie. Ich wiederhole heute meine häufig abgegebene Erklärung: Mir ist die Wiek nie wichtiger gewesen als eines unserer Fünf Viertel. Nur wer an jedem Platz unserer Stadtgemeinde sich als Löninger fühlt, ist einer!“*

Fünf Viertel und eine Wiek sind Stadt geworden - vom Stolz der Löninger -

Die Wiek Löningen liegt als Halbkreis am Nordufer der Großen Hase sie war natürliche Begrenzung der Siedlungsentwicklung. Ein Steilufer von 10 m Höhe an den beiden Ortsrändern zeigt die deutliche Begrenzung der Haseniederung zur Geest. Um den Meyer-Hof, oben haarscharf auf der Geestkante gelegen, entwickelte sich eine bevorzugte Siedlung. Es gab viermal gute Gründe, zum einen die günstige Hasefurt, zum anderen die unmittelbare Verkehrsstrecke auf der hochgelegenen Geest, die Verbindung von Amsterdam nach Hamburg, zum dritten das reiche Grünland im Tal und zum vierten der hochgelegene Acker im Norden. Genau



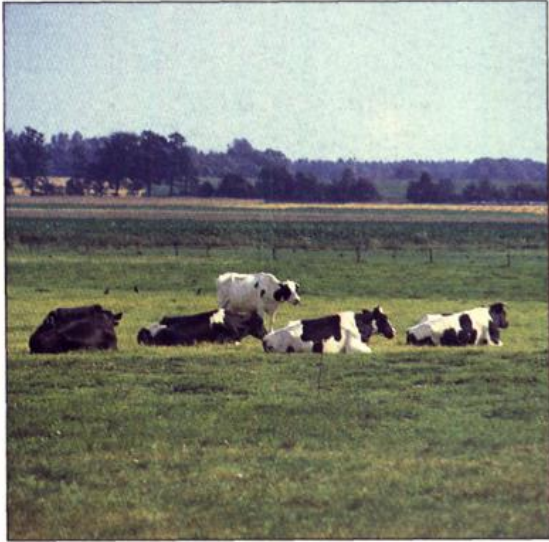
Werwe, ältester Siedlungsplatz beim Großsteingrab, Esch - baumfreies Roggenland - am Hofeichenkamp, ein scholliges Stück Geest, direkt am Geestrand zur Haseniederung.

(rechts)

- *Die Geestkante ist deutlich ausgeprägt, Düenkamp.*
- *In der Haseniederung spürt man das fruchtbare Schwemmland, Evenkamp.*
- *Im Mühlenbachtal sorgt die traditionelle Kuhwirtschaft zur Erhaltung eines national bedeutsamen Rückzugsgebietes*

für bestandsbedrohte Wiesenvögel, Steinrieden.

- *Die Mühlenbachtalbrücke markiert den Mündungstrichter zur Hase - ein individuelles Bauwerk, deshalb unverwechselbar.*
- *Blumen im Getreide sind selten. Wenn man will, geht's; hier am Röpker Weg die bestandsbedrohte Ackerwucherblume.*
- *Die Brockhöhe ist Bindeglied zwischen Ortsgrün und freier Landschaft. Sie ist die Begrenzung der Haseniederung.*



in der Kreismitte steht neben dem Meyer-Hof die St. Vitus-Gaukirche aus einer klosterähnlichen Niederlassung, der im Jahre 819 von Kaiser Ludwig dem Frommen die Immunität verliehen wurde. Die von Visbek aus gegründete Gaukirche war als Mutterkirche für den Hasegau, für Essen, Lastrup mit Lindern und zunächst auch für Menslage festgelegt. Die Viertel bilden dann ein Quadrat rund um die Wiek.

Zunächst das Lodberger Viertel im Nordosten. Es umfaßt den Höhenrücken zwischen Südradde und Löninger Mühlenbach und deren Täler mit der Kirchengemeinde Benstrup und den zugehörigen Bauerschaften Madlage und Steinrieden sowie die Bauerschaften Lodbergen, Duderstadt, Holthausen und Böen, Meerdorf und die Löninger Schelmkappe. Damit reicht dieses Viertel über den Lodberger Geestrücken hinweg bis an die Hase.

Das Bunner Viertel im Osten besteht aus der Kirchengemeinde Bunnan mit Alten- und Neuenbunnan sowie den Bauerschaften Hagel, Farwick, Bokah und der Bunner Schelmkappe, zumeist auch wieder oberhalb der Hase gelegenes Land.

Das Überhäsige Viertel liegt vom Kirchturm aus gesehen über die Hase hinweg im Süden der Stadtgemeinde. Hierzu gehören die Bauerschaften Röpke, Winkum, Huckelrieden, Angelbeck, Schnetlage und Ehren. Sie breiten sich ganz in der wesentlich tiefer gelegenen Haseniederung aus.

Das Glübbiger Viertel liegt wieder hoch oben über der Hase, im Nordwesten, mit der Kirchengemeinde Evenkamp und den Bauerschaften Werwe, Düenkamp, Lewinghausen, Helmighausen, Borkhorn, Elbergen, Augustenfeld und Vehrensande.

Das fünfte Viertel ist seit 1974 wieder das Kirchspiel Wachtum. Wachtum gehörte zwischendurch als Gemeinde zum hannoversch-preußischen Hümmling.

Die Wiek und die Viertel haben ihren eigenen Bezug in vielfältiger Weise erhalten statistisch, kirchlich, im Rat, beim eigenen Schützenfest.

Die Löninger Wiek hat die Tradition der Bürgerwehr in dem spanisch-niederländischen Krieg im Löninger Schützenverein erhalten. Die älteste Königsplakette stammte aus dem Jahre 1597, der älteste Bürgerschützenverein im Oldenburger Münsterland. Wiekgericht in Lönigen, Amtsverwaltung von 1814 bis 1879, größter Handelsplatz für Ferkel in den dreißiger Jahren bezeugen die zeitweise regionale Bedeutung von Lönigen. Bürgermeister und Ratsleute wurden in unmittelbarer Wahl direkt gewählt, nach

Quartalen getrennt - normalerweise war es im Hochstift Münster nur den Städten vorbehalten, von einem solchen Magistrat verwaltet zu werden. Der Stadttitel aber wurde Lönigen erst nach über 600 Jahren, quasi posthum, am 1.3.1982 verliehen. Das bürgerschaftliche Selbstbewußtsein ist heute immer noch spürbar. Die Löninger sollten sich aber genügender öffnen für die künftige Regionalisierung, zumal Lönigen in einer verwaltungsmäßigen Randlage des Oldenburger Münsterlandes liegt. Die Regionsbildung bietet Lönigen eine zentrale Aufgabe zwischen Osnabrück, Oldenburg und dem Emsland.

In der engeren Wiek selbst gab es keinen Herrensitz, also keinen regierenden Adel, der Lönigen zum Verwaltungszentrum zwischen Meppen, Cloppenburg und Vechta hätte werden lassen können. Das Jagdschloß am Gelbrink - dem Gildebrink - war zwar mit einem Hundestall, Marstall, Fischerhaus, Jagdhaus, mit Stall und Küche versorgt, doch lediglich Nachtstation für Jagdgäste des Haupthauses in Sögel. Vielmehr stand in Duderstadt eine Burg der von Schmysings, Wohnung des letzten münsterschen Amtsdrosten von Cloppenburg, Clemens-August Korff-Schmysing. In Huckelrieden war die Burg der Stedinger, die mit dem Reichshauptmann und späteren Cloppenburg Amtsdrosten Wilke Steding berühmt wurde - Wilke Steding bezwang am 24. und 25.6.1535 in Münster die Wiedertäufer und baute 1537/38 das Schloß Huckelrieden aus dem abgebrochenen Kloster Hude. Wilke Steding zog es dann vor, in Stedingsmühlen - in nächster Nähe zu Cloppenburg - aus den Ruinen-Klostersteinen von Hude auch hier die Wasserburg auszubauen (1549). Gut Schnetlage ist bereits früh - Mitte 15. Jahrhundert - aufgegeben worden.

Daß die meisten Amtsdrosten des Amtes Cloppenburg in Huckelrieden oder Duderstadt wohnten, aber nicht in Lönigen regierten, hat damals kein gutes Verhältnis der Löninger mit den Cloppenburgern aufkommen lassen. Das Löninger Selbstbewußtsein wird in besonderer Weise bereits deutlich in der Klage gegen den Kanonenbischof von Galen, der im Jahre 1667 als münsterscher Landesherr die Löninger zum Ausbau der Festung nach Vechta rekrutierte. Ein Reichsgerichtsurteil gab den Löningern Recht und so schickte er die Löninger wieder an die Hase.

So Unrecht haben die Löninger mit ihrem Selbstbewußtsein auch nicht. Auf der vom gebürtigen Löninger Karl-Heinz Willen in Florenz gefundenen Europakarte, in den Jahren 1563 - 1575 erstellt, ist Lönigen bedeutend gewichtiger eingetragen als Cloppenburg.



Die Große Hase ist wieder ein Strom geworden, dem man nunmehr Herr geworden ist. In die technische Ausbauplanung konnte nur stückweise Ästhetik eingebracht werden.

(rechts)

- *Das Hofkreuz in Vehrensande ist eines der schönsten, vom Herrgottschnitzer aus der Region, unterm Baum.*
- *Der Adventsbrunnen bestimmt den früheren zentralen Platz des Meyerhofes.*
- *Das Großsteingrab in Werwe*

liegt wie eh in offener Landschaft. Hier ruhen Tote.

- *Der Skulpturengarten ist der Vorhof zum Hasetalforum - Kunst präsentiert sich öffentlicher.*
- *Artländer Höfe sind auch in der Haseniederung und auf angrenzenden guten Böden der Geest Kulturbeispiele europäischen Ranges, Röpke.*
- *Die Huckelrieder Mühle wurde geflickt. Sie muß an Ort und Stelle verbleiben und restauriert werden.*



Im Jahre 1473 werden in Lönigen gar 1.121 Einwohner gezählt, in Cloppenburg und Krapendorf hingegen zusammen lediglich 759 Bürger.

Die Landschaft des Hasetals - ein Stück anschauliches Norddeutschland -

Rund um Lönigen liegen die eindrucksvollsten Landschaften im Oldenburger Münsterland. Es ist zum einen die leichtwellige, sandige Geest, zum anderen, genau parallel und haarscharf südlich davon, das grüne Niederungsland des Hasetals.

Das Hochland der Cloppenburg Geest wurde während der Eiszeit vor 12.000 Jahren durch Sand, Steine und Findlinge der abtauenden skandinavischen Gletscher aufgeschichtet. Der darunter liegende vor 200.000 Jahren bereits vorgedrungene mächtige Gletscher wurde teilweise abgeschoben und zu den Ankumer und Dammer Bergen 145 m hoch aufgetürmt. Die Hase, mit viel Wasser von Süden kommend, räumte die Gletschersande im Artländer Becken mit Macht zur Seite. Der mächtige Gletscherblock der Cloppenburg Geest zwischen Ems und Weser, 300 bis 400 m hoch, bot Widerstand, die Hase mußte, das Wasser aus dem östlich liegenden Landkreis Vechta zusätzlich aufnehmend, im scharfen rechten Winkel nach Westen zur Ems abknicken. Von hier ab entstand die Große Hase und hinterließ die südliche Kante der Ems-Hunte-Geest, deutlich am steil abfallenden Hang zur Hase hin. Die Brockhöhe macht diese Geestkante erlebbar.

Das 10 m tiefer liegende Tal führte die eiszeitlichen Schmelzwässer ab und ist danach, durch die jährlichen Hochwässer der Hase, zu einem reichen Schwemmland geworden - ein Teil des kleinräumig gegliederten Artlandes mit seinen über Deutschland hinaus bekannten prächtigen Einzelhöfen. Die im Löninger Teil des Artlandes gelegenen Höfe in Farwick, Bunnen, Bokah, Röpke, Angelbeck, Winkum und Ehren sind einzigartige Beispiele der fruchtbaren Artlandhöfe, der Hofraum zumeist im 19. Jahrhundert durch Frucht- und Kornscheunen, später auch Schweineställen umschlossen. Das Gelände ist kleingliedrig, feuchte grüne Senken, etwas höhere Äcker, keine geschachtelten Rechtecke, sondern den natürlichen Schwenkungen der Wasser- und Gletscherströme folgend. Die Hase brachte durch ihre regelmäßigen Überschwemmungen die Nährstoffe. Fiel ein Hochwasser aus, so schrieb der Löninger Vikar in sein Tagebuch, gab es eine schlechte Ernte. Die Einzelhöfe sind repräsentativ gebaut. Der Wirtschaftsgiebel ist in der Regel mehrfach vorkragend. Es mußte viel Holz verzim-

mert werden, dann galt man als wohlhabend. Die Häuser sind mit dem Material der Gegend gebaut, mit dem was anstand, - anständig gebaut. Eichenholz für das Ständerwerk, dazwischen wurde Lehm auf Flechtwerk gebracht, erst später sind Ziegelsteine eingemauert.

Das obere Land ist das eigentliche Ackerland, meist sind es sandige Böden. Der natürliche, lockere Stieleichen-Birken-Wald konnte seit der Seßhaftwerdung ab 2500 v. Chr. mit der Steinaxt leicht gerodet werden. Der Wald stand auch erst 2500 Jahre, nachdem das Eis geschmolzen war, die Tundra und das Wärmerwerden den Boden ein wenig für den Wald aufbereiten konnte. Vieh wurde in die Wald-Weiden, in die Mark, getrieben. Sie wurde bis ins 19. Jahrhundert gemeinschaftlich genutzt und der Wald dabei vernichtet. Die Seßhaftwerdenden hinterließen einmalige Denkmäler. Sie ließen um 2800 v. Chr. Hünenbetten zum Totengedenken bauen. Bautrupps haben mächtige Findlingsblöcke der Eiszeit sorgfältig ausgesucht und fachmännisch zu Grabkammern gesetzt, mit einer von Findlingen gefaßten, langgestreckten Erdüberdeckung geschützt. Über Einjahrtausend wurden die Toten in den Steingräbern beigesetzt. Apotheker Bernard König hat viele Grabbeigaben gefunden und dem Museumsdorf Cloppenburg überreicht. Bereits in mittelalterlicher Zeit wurden von den Großsteingräbern Steine abgetragen, gesprengt und zu Hausfundamenten und zum Findlingskirchenbau verwendet. So ist das Werwer wie auch das Evenkamper Hünengrab eine Ruine, aber sie bleiben ein Zeugnis früherer Besiedlung und ein Denkmal, das wie kein anderes überdauert hat.

Der neue Landesherr, Herzog Peter von Oldenburg, erkannte 1803 die entwaldete und mit Wehsanddünen überdeckte Landschaft und ließ, nach Planung des Fürstbischofs von Münster, von den Bauern Eichenkämme für Bauholz und zum Schutz pflanzen. Staatsbeamte kontrollierten die kleinen Baumschulen auf jedem Hof, in denen Eichen nachgezogen werden mußten. Freiwillig hätten die Bauern auch damals den Wald nicht gepflanzt. Die Gartenseite blieb frei. Der Hausbaum ist die Eiche, oft auch mal die Linde oder die Kastanie, was den Gebäudekomplex in eine richtige Verbindung zur Landschaft bringt. Das Landschaftsbild ist noch jung.

Das Siedlungsbild auf der Geest unterscheidet sich zum tiefer gelegenen Hasetal. Die Löninger Landschaft lebt durch diese Kontraste. Das Löninger Hochland ist parallel gegliedert, von Nordosten kommenden kleinen Fließchen, nach Südwesten in die Hase



Der Löninger Kirchplatz ist umbaut von wichtigen Häusern der Stadtgeschichte. Der Häuserrahmen gibt der Kirche gewollte und die ihr zustehende Größe.

(rechts)

- *Stadtsanierung hat wieder Ziegelhäuser geschaffen mit Giebel, weißen Fenstern und Garten, Poststraße.*
- *Im Bürgerhaus Prox an der Lange Straße war 1850 die erste Lateinschule im Oldenburger Münsterland, Gelbrink.*
- *Das Wellenfreibad liegt ortsnah und Ansatz für einen noch unbebauten Erlebnisraum in edelster Landschaft.*
- *Die Industriegebiete sind in Grün als „Industrieparks“ angelegt, Lönningen West.*
- *Das Mühlenbachtal wird restauriert, wieder krumm gemacht, schnell und langsam, moderner Naturpark.*
- *Das Rathaus steht inzwischen als Baudenkmal in einer Reihe anderer.*



fließend: eine Parallelrückenlandschaft zwischen Nordradde, Mittelradde, Südradde, Löninger Mühlenbach, Bunner Moorbach. Sie hinterlassen Grünlandtäler, tief mit Niedermoor aus Erlenbruch gefüllt, in der Wärmezeit gewachsen.

Oben am Rande des natürlichen Grünlandes wurden in karolingisch-fränkischer Zeit gezielt Bauernhöfe angesiedelt. Sie lagen immer weit genug voneinander entfernt, um für jeden Hof genügend Lebensraum im Tal zu haben. Das natürliche Grünland war hier für einen Bauernhof unentbehrlich - hier gab es genug Gras und Heu für die Milchkühe. Hofnah lag das Brotland, meist auf kleinteiligen Parzellen des Esches. Mit der Aufteilung des Allgemeinbesitzes der Mark ab 1780 - bis dahin hatten Bauern lediglich die Hofstelle, Eschflächen und Grünland im Tal zum Eigentum - wurden die neuen Ländereien mit Bodenschutzpflanzungen und Wallhecken umgeben, kleine Waldstücke und große Kiefernforsten auf Staatsflächen angelegt, nur auf besseren Böden gedeiht der Buchenwald. Seit dem Mittelalter mangelte es an Bauholz, an Holz zum Hausbrand. In den Moorniederungen der Haseseitentäler wurde deshalb Torf gegraben. Manchen Böden sieht man die lange Heidezeit an, sie sind grau und ausgebleicht. Nur die feuchteren Niedermoorböden sind braunfarben.

Unverwechselbares Merkmal dieses Bauernlandes sind die roten, mächtigen Ziegeldächer der Bauernhöfe, als Einzelhöfe im grünen Eichenkamp gelegen. Straßen, Wege und Äcker sind begrenzt von einem ausgewogenen Gemisch aus Eichen, Birken und Vogelbeeren, die so markante Landschaftskulissen bilden, als habe eine Landschaftsplanung wie in englischen Parks vorgelegen.

Aus der horizontalen, scholligen Landschaft ragten eigentlich nur die Windmühlen und Kirchen heraus. Holländer konstruierten den Typ der Kappenwindmühle. Die Huckelrieder Mühle ist ein Erdholländer, mit dem Stert wurden auf einem Hügel die Flügel in den Wind gedreht. Von Lönigen aus konnten die sich drehenden Mühlenflügel gesehen werden - die Landschaft war ja baumfrei gemacht. 1751 wurde der Antrag zum Bau der Huckelrieder Mühle gestellt. Auch nach dem Krieg haben Schute's hier noch mit Wind gemahlen. Es gab weitere Mühlen - die bemerkenswerteste war die Löninger Wassermühle mit einer aufgesetzten Windmühle.

Kultur, Kunst und Leben

- Mag, Titus und andere Künstler -

Auf dem Lande und in Lönigen ist die Geborgenheit des Dorfes erhalten geblieben. Trotz aller Modernität hat es Eigenarten bewahrt, im Denken und Verhalten.

Die Bauerschaften sind den Kirchdörfern zugeordnet. Hier nehmen sie Anteil am Gesellschaftsleben - Kindergarten, Grundschule, Bücherei, Schützenverein, Sportverein - Jagd und Reiten. Das große Wellenfreibad ist im Sommer für das ganze Hasetal da, das Forum im Winter. Das Innere des ortsnahen alten Hasebogens ist wie ein Landschaftspark gestaltet, ausgefüllt mit Angeboten zum Spielen, Sich-Treffen und eben zum Erholen - bis hin zum Sonnen im Strandkorb und zum Baden in künstlichen Brandungswellen. Lönigen ist nicht zu unrecht seit 1972 staatlich anerkannter Erholungsort, er ist Mittelpunkt der Erholungslandschaft, die sich - gleichartig gestaltet - entlang der Hase in das Essener und Quakenbrücker Gebiet und nach Westen über die Landesgrenze hinaus bis Meppen als Erholungsgebiet Hasetal ausdehnt. Der Verkehrsverein Hasetal stellt die Vorzüge dar - Wandern, Radwandern, Reiten, Angeln, Aktivsein, Schlendern, Spaßmachen, Verliebtsein in die Natur.

Auch - und gerade - Künstler schätzen das flache, einfache Land, den wechselnden Himmel, die Überschaubarkeit der Landschaft, die noch gebliebene Idylle vielerorts.

Einer der ältesten bekannten Künstler ist der Silhouetteur Caspar Dilly aus Hollrah bei Lönigen. Er überlieferte in farbig bemalten Scherenschnitten Sonntagskleidung auf dem Lande - Bauernfamilien aus dem Hasetal, Ammerland und Ostfriesland. „Dilly, Mahler aus Bonn, katholisch, wurde am 2. 12. 1815 mit Hollrahs Anna Margarethe, evangelisch, Kirchspiel Lönigen, des Johann Herm Hollrahs und der Catharina Adelheid Tapkers ehelicher Tochter, in Essen getraut“. Bereits nach drei Monaten gebar das Ehepaar C. Dilly einen Sohn Johann Hermann Werner, der später in Winkum Heuermann wurde.

Heinz Witte-Lenoir (1880 - 1961) arbeitete im Krieg in der Geborgenheit Löninger Familien. Er gehört zu den großen Malern Norddeutschlands. „Seine Löniger Radierungen sind oft kopiert worden. Warum auch nicht. Witte würde deswegen nicht gegrollt haben. Erreicht wurden seine Radierungen nicht. Die Waldwege, Moorlandschaften und die Darstellungen der Löniger Kirche sind Kostbarkeiten der Kunst und unserer Heimat“, so Kurt Schmücker zur ersten Kunstaussstellung im Forum Hasetal vom 3. bis 18.05.1987.

Ein anderer junger Künstler ist der Löniger Peter Rüwe, der im Augustenfelder Atelier wieder arbeitet. Rüwe begann in Röpke Mitte der 80er Jahre hoffnungsvoll frei und experimentell.

Zwei, die von Außen kommen, sind Mag Schulze-Oelkers und Ti-



Caspar Dilly aus Hollrah bei Lönningen hat durch seine Scherenschnitte eine in Deutschland Aufsehen erregende Kleiderforschung des Museumsdorfes Cloppenburg ermöglicht.



Titus Landschaften sind an der Grenze des Abstrakten. Der Röpker Himmel geht in die parkartige Hasetallandschaft über, der Mensch empfindet sich als Natur.



Heinz Witte-Lenior hat mitten im Krieg Kultur in Lönigen vermittelt. Er hat von der Geborgenheit Lönigens gelebt, Löninger Wassermühle.

tus D. Schulze. Zehn Jahre lang kamen Titus D. Schulze und Magdalena Schulze-Oelkers nach Röpke, wenn sie sich von den Reisen nach Südfrankreich oder von ihrem Stadtleben in Berlin ausgleichen wollten. Seit 1985 ist es zum Zuhause geworden, das Heuerhaus Nr. 17 ist nun auch Atelier und Galerie. Dem Haus kann man die Kreativität von außen ansehen.

Mag ist schon lange keine Fotografin mehr. Sie hat das sichere Auge behalten und malt auf Fotopapier Lyrisches - tanzende Menschen, Bewegung, Zartheit, Liebes. Sie schreibt über Mawro eine Hundegeschichte, die in Röpke spielt und beschreibt Kreta, Titus Kreta-Bilder. Beide Bücher erscheinen im neuen Schattenverlag. Neuerdings visualisiert Mag Eindrücke durch Grafik und Skulptur. Fundstücke, gezeichnete Stücke und Texte ergänzen sich bei ihr zu einem Bildensemble.

“Titus D. Schulze ist Landschaftsmaler. Sogleich wird man bei seinen Bildern tief einbezogen in die zum Ausdruck gebrachte Liebe zur Natürlichkeit, aber auch gleichermaßen aufgeregt durch die Wiedergabe von Eindrücken der sonst scheinbar schlichten Landschaftlichkeit. Zur beständigen Landschaftsmalerei, wie sie Titus seit 10 Jahren betreibt, gehört Disziplin zum Arbeiten, oft quälende gedankliche Vorarbeit, handfeste Skizzen und ein einfaches Gefühl, vermitteln zu können. Bilder entstehen in Röpke in harter Auseinandersetzung, oft genug mit besessen verinnerlichter Hingabe, expressiv. In Titus Landschaften sind Himmel und Land eins, der Himmel geht in die Landschaft ein. Er spiegelt sich oft woanders, als man vermutet. Lichter treten auf, machen viele Räume, lassen Landschaftsausschnitte wie beim Bild “Waldweg“ gar nicht enden. Die sonst so überschaubare Landschaft wird eindrücklich. Der Gewitterhimmel macht ergriffen. Titus Landschaften erlebt man. Der Betrachter sieht die Landschaft, er empfindet die Stimmung nach. Landschaft wird zum Gefühl von Wärme, Wehen, Bewegung, Ahnen. In der Regel malt Titus das Bild im Rahmen, Bild und Rahmen sind deshalb immer eine Einheit, so daß Wasser, Wege und Pflanzen, Stille, Wind oder dramatisches Wetter den Rahmen übergreifen und anpacken, ja anrütteln - nicht nur zum Nachdenken über Landschaft. Titus Verhältnis zur Natur jedenfalls ist Liebe, Erfurcht und Herausforderung - und das springt über. Titus gemalte Löninger Landschaften sind sein individueller Kommentar des Wirklichen, der Augenblicklichkeit, über Papier fand die Naturaneignung statt, die man nachempfinden kann. Landschaft wird uns bei Titus Bildern wieder bewußt, Landschaft als Ort kultureller Auseinandersetzung, auch als Refugium, aber auf keinen Fall

nur als ökonomisch beliebig verfügbare Fläche. In Leonidion und Röpke hat Titus dieses Refugium, eine Auszeichnung für diese Landschaft.“ Toni Bösterling zur Ausstellungseröffnung “Künstler in Löningen“ am 3.05.1987 im Forum Hasetal.

Gerd Meyerratken aus Röpke arbeitet mehr als er in Münster lebt, er ist einer der positiv exzentrischen Künstler der Gegenwart. Kleinformatige Reiseskizzen, in sich abgeschlossene Kunstwerke, stapeln sich nicht ganz so hoch, wie die in vielen Räumen, Kellern und Schuppen lagernden großen Arbeiten. Themen werden physisch und inhaltlich bis zum Exzeß durchgearbeitet, wobei nicht weniger als 30 Varianten, wie eine Sequenz, entstehen. Meyerratken muß noch in Löningen ausstellen.

Heinrich Woltermann ist freischaffender Künstler in Köln. In einer ersten Ausstellung zeigte er abstrakte Holz-Stein-Skulpturen, die interessante Bewegungsabläufe und durch Leichtigkeit überraschende Kompositionen ausdrücken. Seine Kohleskizzen verzichten ebenso auf eine formelle Sprache, sie werden durch Bewegung und Linien bestimmt.

Löningen hat eigentlich schon immer mehr geben müssen. Apotheker Bernard König legt 1936 durch seine Stiftung von archäologischen Fundstücken und volkskundlichen Sammlungen einen Grundstein für den regional-historischen Teil des Museumsdorfes Cloppenburg. Sicher ist, daß das Löninger Kunst-Handwerk immer begehrt war - Löningen war bekannt für seine Zinnwaren, Truhen und sein Bier.

Natur gestaltet

- Löninger Mühlenbach zurück ins alte Bett -

Die Große Hase ist der eigentliche Baumeister der Landschaft. Die Oberlieger schickten den Unterliegern das Wasser runter. Die Osnabrücker, Bramscher, Quakenbrücker sicherten ihre Ortslagen und das schnellere Wasser ergoß sich in das Löninger Artland. Bis 1781, als in der Burg Arkenstede der Arkensteder Vertrag abgeschlossen wurde, wonach auch für die Unterlieger der Haseausbau begann: Mäander wurden abgeschnitten und die Wassermengen aufgeteilt. Die Hase verlor die Hälfte ihrer Länge - aus 40 km Fluß wurden 20 km Vorfluter.

Das letzte große Hochwasser, das ein Drittel der Stadtgemeinde Löningen überflutete, war 1981. Die Hochwasserplanungen wurden umgehend beschleunigt und 1985 kam es zum ersten Spatenstich zum Hochwasserschutz.

In einer Romantik, wie sie verträumter nicht umschwärmt werden

kann, liegen von Essen bis Lewinghausen, nur wenige Kilometer jeweils voneinander getrennt, die alten Arme. Sie sind ein Paradies für Angler und eine Rast für alle, die mal weg wollen vom Lärm der Straße. In einigen Bereichen hat hier die Landschaft ihre Urwüchsigkeit bewahrt. So gibt es in den Bunner Masuren noch Pflanzen und Tiere, die in der Zivilisation kein Auskommen mehr haben. Die Bunner Masuren liegen in einem Abschnitt des Bunner Moorbaches. Es ist eigentlich der breite Mündungstrichter dieses von der Geest abfließenden kleinen Baches, in den die Hase bei Hochwässern regelmäßig zurückstaut. Mächtige Niedermoorauflagen begünstigen hier den Erlbruch, die natürliche Waldform in den kleinen, der Hase zufließenden Geestbächen.

Der Bühnenbach schwingt in Mäandern in seinem Grünlandtal als Kleine Hase. Hier durfte er zum Schutz des Herrensitzes den Burggraben des Gutes Huckelrieden mit Wasser füllen.

Die Große Hase hat es den Schwingungen der Kleinen Hase gleichgetan. Die Mäander wurden der Großen Hase abgeschnitten, und sie liegen als Stillgewässer da, mit noch ursprünglich ausgeformten Ufern und Radien. Vorher waren sie als Hasebogen namenlos. Jetzt sind sie bekannt als Farwicker Altarm, Böener Heckenkölke, Röpker Durchstich, Alte Hase, Altarme in Münzebrocks Mersch, Altarme zwischen Ehren und Düenkamp.

Die Hasedeiche sind, von einigen Unterbrechungen abgesehen, Wanderwege für jedermann. Die häufige Brückenfolge von Farwick bis Lewinghausen erspart den endlosen Geradeausmarsch. Die Hase hat zu allen Jahreszeiten ihre eigenen Reize. Zugefroren und mit Schnee bedeckt oder im Herbstschein der untergehenden Sonne, das grünende Frühjahr oder der sanfte Sommer - die Hase ist verschwenderisch mit Motiven. Sie hat eben alles, die verträumten Winkel und die hypermoderne Kanalführung. So ist sie bis heute ein Exempel natürlicher Vielfalt und menschlicher Ingenieurkunst geblieben.

Der Löninger Mühlenbach ist eigentlich der größere Nebenfluß der Hase. Er kommt ganz vom Südrand der Stadt Cloppenburg her, die Geest herunterfließend. Parallel dazu fließt in einem Abstand von nur vier Kilometern die Südradde. Auf dem dazwischenliegenden schmalen Rücken konnte sich eine bedeutende Handelsstraße entwickeln. Von Holland über Lönigen nach Hamburg führt diese flämische Heer- und Handelsstraße. Nachdem bereits Napoleon Baupläne und technische Vorschriften zur Besteinerung mit Findlingen erarbeitet hatte, wurde diese Oldenburgische Staatschausee von Delmenhorst bis zur Landesgrenze

erst in der Zeit von 1841 bis 1843 besteht. Der Löninger Mühlenbach führte immer genügend Wasser, und sein Tal war nicht zu breit, um es mit Wassermühlen günstig abzusperren. Die Wassermühle in Duderstadt regulierte auch das Burggrabensystem des dortigen Herrnsitzes. Die Löninger Wassermühle lag nur zwei Kilometer unterhalb. Auch für sie gab es genügend Wasserkraft. In weit ins Tal hineinreichenden seenartigen Mühlenkolken wurde das Wasser von den Mühlen gesammelt.

Durch die Flurbereinigung der sechziger Jahre wurden Staustufen entfernt und der mäandrierende, eher schlendernde Bach mit Kolkungen und sanften Bögen gerade und tiefer gezogen. Das Hasehochwasser staute trotzdem zurück und richtete nun auf den inzwischen entstandenen Ackerflächen Schäden an. Bestandsbedrohte Vögel wie Kiebitze, Brachvögel, Uferschnepfen, Bekasinen, Rotschenkel und Austernfischer brauchten das Restgrünland der Südradde und des Löninger Mühlenbaches - die Feuchtwiesen - als Brutbiotop. Sie erhoben es zum Brutgebiet für Watvögel von nationaler Bedeutung. Der Hochwasserschutz war auch für die Randsiedlungen am Löninger Mühlenbach festgelegt und so konnte in diesem Talraum das wiedergutmacht werden, was früher vernichtet und durch Deiche bedeckt wurde. Im Mühlenbachtal entstehen schnelle und stehende Wasserstrecken, im Bach sind Steine und Sand, Schwellen und Schußstrecken eingebaut. Gerade Ufer gibt es nicht mehr. Die Ufer sind wieder voll von Mädesüß, Gilbweiderich, Blutweiderich und gelben Schwertlinien. Die Wiesen sind wieder feucht - die Frösche kommen zurück. Das Paradies kann von oben, von den weich ausgeformten Deichen, die gar nicht mehr wie Deiche aussehen, eingesehen werden. Lönigen ist um einen Naturpark, neben dem Landschaftspark der Haseniederung, dem Sportpark beim Wellenfreibad und dem Skulpturengarten, reicher geworden.

Stille Sehenswürdigkeiten

- beim zweiten Hinsehen entdeckt -

Die St. Vitus-Kirche muß man nicht entdecken. Sie ist überall gegenwärtig. Die pfeilerlose Saalkirche in der Größe von 24 m x 48 m ist im Stile Schinckels gebaut - die Proportion 1 : 2 ist überall. Der Oldenburgische Großherzog nahm sich des Baues an, als er wahrnahm, daß die Löninger auch mit der Finanzierung wohl nicht klar kommen würden. Er setzte den Cloppenburgers Amtsdrosten Schmysing zur "Regelung der römisch-katholisch-geistlichen Angelegenheiten" ein, da der bischöfliche Stuhl in Münster zu dieser Zeit (1801 - 1821) unbesetzt war.

Die alte Findlingskirche - genauso wie die in Altenoythe noch heute steht, wurde 1809 abgebrochen. Im Namen des Oldenburgischen Erbprinzen Paul Friedrich August legte von Schmysing den Grundstein, nicht der Bischof wie üblich. Hier baute der Staat ein katholisches Gotteshaus. Beschwerden von Wiek und Kirchspiel lagen genügend vor. Die Franzosen bauten die Kirche von 1811 bis 1813 fertig - eine Konsekration unterblieb vermutlich. Die Oldenburger bauten danach den Turm im Osten zu Ende. Doch der fiel am 11. 12. 1827 um. Von 1959 bis 1961 haben alle Löninger den mächtigen Campanile im Westen der Kirche errichtet, sie spendeten alle. Die heutige Renovierung der Kirche wird den gewünschten klassizistischen Stil der Oldenburger - "den Staatsstil" wieder geltend machen. Die barocke Innenausstattung, Hauptaltar, Kanzel und Orgel, stammte übrigens aus dem am 9.2.1812 säkularisierten Franziskanerkloster in Vechta. Die zwölf Apostel in der Löninger Kirche wurden in der Kölner Dombauhütte modelliert, um 1835 in starker Vergrößerung den Aposteln der Sebalduskirche in Nürnberg nachgebildet. Die Löninger finanzierten die teure Fracht und die Apostel selbst, indem sie in die hohlen Apostel Strick- und Nähnadeln versteckten und so die vielen Zölle umgingen.

Die evangelische Kirche in Lönigen wurde 1897 neugotisch gebaut, die Wachtumer Kirche 1858 neuromanisch, die Bunner St. Michael Kirche 1881 neugotisch, die Benstruper St. Bonifatius Kirche 1923 neubarock und die Evenkamper St. Johannes 1949 als deftige Steinkirche.

Auf der Brockhöhe liegt der Soldatenfriedhof und russische Soldaten, die bei Straßenbauarbeiten eingesetzt wurden, sind in Helmhäusern begraben. Am Ende der Brockhöhe ist die Döen-Kapelle heute noch ein Beispiel von Stiftungsmöglichkeiten frommer Bürger. Die schlichten Holzkreuze bei den Häusern sind die eindrucksvollsten. Kochs Opa in Lönigen, Tischler Klöcker und der Bunner Georg Brunnert waren die letzten Herrgottschnitzer. Im Ortskern steht im Ring zwischen dem Jubiläumsbrunnen, dem Kriegerdenkmal und dem Rathaus die Dornenkrone von Paul Dierkes. Er wurde in Cloppenburg geboren und war später Bildhauer in der Kunstakademie in Berlin. Seine Werke werden seit seinem Tode im Jahre 1968 im Museumsdorf Cloppenburg betreut. Die Dornenkrone war entworfen als Denkmal für Plötzensee. Sie errang auch den ersten Preis, wurde aber nicht angekauft. Die sieben in Eisen geschmiedeten Marterwerkzeuge versinnbildlichen die sieben Schmerzen der Gottesmutter. Das war den Berlinern zu

religiös. Paul Dierkes schenkte das vom Künstler so geschätzte Werk der Stadt Lönigen.

Von den vier Fronleichnamsklusen blieb nur das Altarhäuschen auf dem Pickhauk, die wohltuend konservativste Ecke Lönigen. Neben der Kluse stehen die vier Mörsermodelle, mit denen früher die Prozessionen noch feierlicher gemacht wurden. In der Kluse wird das Pestkreuz aufbewahrt. An den anderen Klusenstandorten stehen heute Kreuze.

Auffallend im Ortsbild sind die Bürgerhäuser. August Kösters war ein Meister zeitgenössischer großer Architektur des Historismus, wobei sich Jugendstil und Art Deco-Elemente anboten, Bürgertum zu zeigen. Klassizistische Elemente, sparsam angebracht, unterstützen den Eindruck von Wohlhabenheit und Standort.

Das Kriegerdenkmal (14-18), gegenüber vom Rathaus, ist 1930 den Helden gewidmet, der heldenhafte St. Michael ist hier Symbolfigur, eigentlich auch die beherrschende Halle.

Der Gelbrink, Lönigen schönster Platz, ist durch die Stadtsanierung komplettiert worden. Das alte Pfarrhaus steht auf der Stirnseite, das Bürgerhaus Prox, in dem die erste Lateinschule im Jahre 1850 vom Apotheker Hermann König eingerichtet wurde, die später Höhere Bürgerschule hieß, gegenüber auf der anderen Stirnseite. Flankiert wird der Platz von der Grundschule (1925), dessen Identitätsbau - wie die Rote Schule in Cloppenburg und andere auch - den Stolz der Gemeinde und das Bewußtsein zur Bildung zum Ausdruck bringt - Anlaß genug, das Baudenkmal in Lönigen zu erhalten und sogar auszubauen. Die gegenüberliegende Flanke war immer Schulstandort, heute öffentliche Bücherei, mit einem stolzen Stadtgiebel verziert. Und auf dem Platz steht die alte Pumpe, die die gesamte Lange Straße mit gutem Wasser versorgte.

Am Ende der Langen Straße ist dem wohl ältesten Brauch des Oldenburger Münsterlandes, dem Adventsblasen, ein Denkmal gesetzt - ein Brunnen bläst. Auf dem sich drehenden Adventsbrunnen blasen Jungen das Adventshorn, der Bildhauer H.-G. Ruwe aus Osnabrück plazierte die lebensgroßen Figuren auf dem Deckel des "überschwappenden Breitopfes" (Bräislakkers, Tellerlikkers). Bürgersinn fügten eine Ente, einen Hahn und eine Taube hinzu. Aber das Denkmal wird in jedem Jahr lebendig, wenn die Schulkinder an Adventsabenden auf dem Holzhorn tuut - tuut blasen. Dies ist immer noch möglich, weil Tepen Hans die Holzhörner in seiner traditionsreichen Werkstatt drechselt.

Brauchtum hält sich besonders dort, wo eine Region in sich abge-

geschlossen ist. In Lönigen bringt man besonders reichgeschnitzte Tunscheren zum Silvesterwunsch in die Häuser, und die Jugend sammelt mit dem sich drehenden Stern und drei Weisen aus dem Morgenland Naturalien zum Wursteball. Die Traditionspflege ist noch eine der Bauerschaftsprivilegien - Brauchtum bindet an die Heimat.

Das Forum Hasetal (9.11.1984) ist Theaterbühne, Konzertsaal, plattdeutsche Bretter, Kunsthalle und Kongreßzentrum. Durch einen Skulpturengarten wird man eingestimmt - er verteilt in das Hallenbad vorne rechts, ins Schulzentrum hinten links und ins Forum hinten rechts. Löniger Bürger haben keine Schwellenangst mehr. Wenn das 500-er Forum zu klein ist, dann treten die Lustigen Musikanten in Lönigens Vierfach-Turnhalle auf, sie ist dann vollbesetzte und stimmungsvolle Stadthalle. Ein freier Termin ist darüber hinaus fast nicht da - der Sport bindet mehr als ein Drittel der Bevölkerung jeden Tag.

Junge Leute in einer jungen Stadt

- Stahl, Chemie und Chips und einige Zahlen, die sich sehen lassen können -

Am 1.3.1982 durfte sich die Gemeinde Lönigen Stadt Lönigen nennen. Infrastruktur, Verwaltungsvermögen und mittelzentraler Einzugsbereich waren ausreichend bemessen für eine kleine Stadt, heute (1.1.1991) mit 12.035 Einwohnern Kleinstadt. Eine Stadt mit allen Chancen, sie besitzt genau 2.811 Jugendliche unter 18 Jahren, mit 23 % Anteil an den Erwachsenen mehr als im Durchschnitt des Landkreises Cloppenburg. Sie gehen in die räumlich bestens ausgestatteten Schulen: Grundschule 602, Hauptschule 171, Orientierungsstufe 247, Realschule 370, Gymnasium 424, Schule für Lernbehinderte 50, Berufsbildende Schule 164 - und 379 Schülerinnen und Schüler pendeln täglich aus Lindern, Lastrup und Essen - aus dem Alten Amtsbezirk - ein. 350 Kindergartenplätze stehen in vier Kindergärten bereit. Die Erwachsenenbildung versorgt noch einmal 4.000 Bürger in über 300 Seminaren und Vorträgen jährlich.

Die mittelzentrale Ausrichtung von Lönigen wird auch im Schwerpunkt-Krankenhaus deutlich. In 150 Planbetten wurden im Jahre 1990 3.938 Patienten behandelt in 6 Fachabteilungen, in Innere Medizin, Chirurgie, Gynäkologie, Urologie, Hals-Nase-Ohren, Anästhesie, von 18 Ärzten. Das Löniger St.-Anna-Stift, seit 1865 von Mauritzer Schwestern aus Münster betreut, hat einen

Ruf, daß über 2.000 Patienten aus dem alten Amt, insbesondere aus dem Emsland kommen. 13 frei praktizierende Ärzte und Zahnärzte werden bald weitere Fachärzte zu Hilfe haben. Drei Apotheken versorgen die Löninger zur Zeit ausreichend.

Noch einige Strukturzahlen: 56 Mitarbeiter in der Stadtverwaltung, 13 Beamte im Polizeirevier Lönigen, 20 Postler im Postamt Lönigen, 25 Beschäftigte in der Straßenmeisterei, zuständig für 200 km Straßen. Revierförsterei, Radde-Wasseracht, Wasser- und Bodenverband Südradde und die EWE-Versorgung Weser-Ems, Verkehrsverein Hasetal, Zweckverband "Erholungsgebiet Hasetal" haben ihren Behördensitz in Lönigen.

Neben erlebnisreicher Landschaft sind Sport- und Freizeitanlagen bedarfsgerecht entwickelt, sie prägen die Standortgunst: Hallenbad (12,5 m x 25 m) mit Sauna, Wirlpool und Solarium, beheiztes Wellenfreibad mit Sprunganlage, vierteilige Großsporthalle (27 m x 60 m) mit 500 Tribünenplätzen, Stadion mit 400 m Laufbahn und 700 Tribünenplätzen, Tennispark mit drei Hallen- und acht Freiplätzen sowie zwei Reithallen.

Lönigen hat 15 Industriearbeitsstätten und 490 Arbeitsstätten in anderen Wirtschaftsbereichen. Schwerpunkte sind Stahl, Chemie und Lebensmittelverarbeitung, insbesondere die von Milch und Kartoffeln - weltweit arbeitende und renommierte Betriebe. In ihnen arbeiten fast 5.000 Menschen. Sie erwirtschaften 5,8 Mill. DM Gewerbesteuer. Rund 95 ha Industrie- und Gewerbeflächen sind noch frei, angeschlossen an eine voll biologische Kläranlage mit einer Kapazität von 85.000 Einwohnergleichwerten.

Die Löninger haben im Jahre 1975 begonnen, den Ortskern "an modernes Wohnen, Leben und Arbeiten anzupassen". Straßen wurden entzerrt, Fußgänger bekamen Vorrang, aber auch die parkenden Autos. Grün kam in den Ort, Häuser wurden mit Ziegeln neu gebaut. 27,3 ha Größe hat das Sanierungsgebiet. Über 20 Mill. DM wurden investiert, für weitere 3 Mill. DM und mehr bestehen konkrete Planungen. In Lönigen geht es weiter aufwärts - die Zukunft kann den Lönigern gehören - wenn sie es nur wollen. Kurt Schmücker spricht am 11.5.1972 in seiner Festansprache zur 1150 Jahrfeier: *"Wir Löninger fühlen uns mit unsere Gemeinde verbunden. Lönigen ist unsere Heimat, und der Rang der Heimat übertrifft alle anderen Regionen. Er beugt sich erst, wenn es um Deutschland geht. Darum: Mit Gott und mit allen unseren eigenen Kräften vorwärts, gemeinsam mit unseren Freunden und für Sie. Vorwärts mit allen Menschen, denen Lönigen die Heimat ist."*

750 Jahre Bergfeine

Das Alter der Dörfer und Bauernhöfe im nordwestdeutschen Raum läßt sich nur in Ausnahmefällen genau festlegen. In der Regel gründen sich Ortsjubiläen auf mehr oder weniger zufällig erfolgte urkundliche Überlieferungen. Wenn bestimmte Orte erstmals erwähnt werden, bestehen sie häufig schon als voll ausgebildete Siedlungen.

So besteht auch die kleine Dammer Bauerschaft Bergfeine bereits aus vier Bauernhöfen, als der Name in einer Urkunde aus der Zeit um 1240 erstmals erwähnt wird. Die Anfänge der Siedlung reichen jedoch bis in vorchristliche Zeiten zurück, wie ein Gräberfeld auf dem nahegelegenen Mahnenberg zeigte. Bereits in der älteren Eisenzeit (500 v. Chr. bis um Chr.) wurden hier Bestattungen in einem Gräberfeld mit flachen Grabhügeln vorgenommen. Diese Hügel enthielten eine oder mehrere Urnen mit den Resten von verbrannten Leichen. Gegen Ende der Eisenzeit wurde nach und nach die Urnenbestattung aufgegeben; der Leichenbrand wurde nun aus den Scheiterhaufenresten geborgen und in Leinen- oder Lederbeuteln, teilweise auch in Holzbehältern beigesetzt, oder es wurde einfach ein flacher Hügel über dem verkohlten Scheiterhaufen aufgeschüttet.¹⁾

Das Hügelgräberfeld auf dem Mahnenberg wurde in den Jahren 1936/37 vom Museum für Vorgeschichte in Oldenburg nach neuesten Methoden und mit Hilfe des Arbeitsdienstes vollständig ausgegraben, weil es von einer Sandgrube und der Umwandlung zu Ackerland bedroht war.

Bei dieser Grabung wurden sowohl Urnengräber als auch jüngere Brandschüttungsgräber aus der Zeit um Christi Geburt gefunden. In die gewöhnlich 50 bis 60 cm tiefen Gruben wurden neben Leichenbrand auch Gefäße und Schmuckgegenstände gegeben; in einer Grube wurde eine späteisenzeitliche Fibel, d. h. eine Schmuck- oder Gewandnadel aus Eisen, gefunden. Spärliche Reste von Schildbeschlügen, Nägeln und Gürtelhaken aus Bronze und Eisen lassen eine männliche Bestattung vermuten.

Auf der oldenburgischen Geest lassen sich Siedlungen nachweisen, die von der vorrömischen Eisenzeit (um 500 v. Chr.) bis in das Ende der Völkerwanderungszeit (6. Jh. n. Chr.) kontinuierlich bestanden. Mit dem 6. Jahrhundert läßt die Siedlungstätigkeit in Nordwestdeutschland allgemein stark nach. Die Gründe für diese „Wüstungsperiode“ sind bisher nicht einwandfrei geklärt.

Erst im 8. Jahrhundert steigt die Bevölkerungszahl langsam wieder an. Zu dieser Zeit war Bergfeine sicher schon bewohnt; wann der Ort gegründet wurde oder ob er sogar seit vorchristlicher Zeit ununterbrochen besiedelt war, ließe sich wohl nur durch archäologische Ausgrabungen ermitteln. Die Struktur der Ackerparzellen deutet aber darauf hin, daß in Bergfeine eine Siedlung bestand, vermutlich nur ein einzelnes Gehöft, deren Anfänge wenigstens bis ins achte Jahrhundert zurückreichen.²⁾

Auf diese erste Siedlung geht vermutlich der heutige Hof Wernke zurück; der jetzige Name setzte sich erst im 18. Jahrhundert durch, früher wurde der Hof nach dem Wohnort einfach „Bergfeine“ oder „to Bergfeine“ genannt. Der Name „Wernke“ stammt wohl von „Werneke to berchfeine“, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts als Bauer auf dem Hof war. Durch eine Teilung des ursprünglichen Gehöfts entstand wohl schon im frühen Mittelalter der spätere Hof Gottbehöde.

Während der Eroberung und Christianisierung Sachsens unter Karl dem Großen wurden um 800 zur Sicherung des eroberten Gebietes auf Kirchenland und vereinzelt auch wohl auf Königsland freie Wehrsiedler angesiedelt, die im frühen Mittelalter den Militärdienst versehen mußten.³⁾ Aus den Gehöften dieser Wehrsiedler entstanden die späteren Meyerhöfe, die sich wie an einer Kette aufgereiht am Südrand der Dammer Berge in fast jeder Bauerschaft finden.

In Bergfeine gründeten solche Wehrsiedler die Höfe Meyer zu Bergfeine und Friemerding. Die besondere Rechtsstellung und die ehemalige Freiheit, die sich nur bei verhältnismäßig wenigen Höfen noch nachweisen läßt, zeigt schon der Name „Friemerding“. 1449 hieß der Besitzer des Hofes „Godke Vryman“, der Hof muß also, nachdem Hofnamen üblich wurden, also nach dem 12. Jahrhundert, noch frei gewesen sein im Gegensatz zur überwiegenden Mehrheit der übrigen Höfe, die zu diesem Zeitpunkt bereits in ein Hörigkeitsverhältnis zu einem Gutsherrn abgesunken waren.

Die vier bisher genannten Höfe bestanden bereits im Jahr der ersten urkundlichen Erwähnung 1240, als der Osnabrücker Bischof Engelbert Graf von Isenburg (1239 - 1250) eine Übersicht über das



Der ehemalige Hof Friemerding in Bergfeine

bischöfliche Tafelgut aufzeichnen ließ, daß seinerzeit 450 Höfe und 49 Zehnten umfaßte. Auf dem Haupthof in „Bochorne“ (= Borkern) mußten neben sechs Höfen in „Ostervene“ (= Osterfeine), fünf Höfen in „Oldenthorpe“ (= Oldorf), drei Höfen in „Idelenthorpe“ (= Ihlandorf) und fünf Höfen in „Rossenthorpe“ (= Rüschedorf) auch vier Höfe in „Gerecvene“ den Zehnten an den Bischof von Osnabrück abliefern.⁴⁾

1449 werden die vier Höfe in Bergfeine namentlich erfaßt:

- de meygher van berchvene
- Herman dat dy god behode
- Godke vryman
- Lubbe dar boven

Alle vier müssen jeweils ein Kalb, ein Schaf, ein Huhn und eine Gans als Zehnten beim Amtshaus in Vörden abliefern.⁵⁾

Aus dem patronymischen Ortsnamen „Gerecvene“ von 1240 wurde später „Berchvene/Berchveyne“ und schließlich „Bergfeine“, indem der Personennamen durch eine ganz ähnlich klingende Lagebezeichnung ersetzt wurde.⁶⁾

Bereits im 11. Jahrhundert besaß das Kloster Corvey zwei Höfe in „Veinun“,⁷⁾ es steht jedoch nicht fest, ob es sich dabei um Bergfeine oder Osterfeine handelt. Später hatte das Kloster hier keinen Besitz mehr. Der Name steht wohl in Zusammenhang mit dem mittelhochdeutschen Wort „venne“, das „Sumpf“ bedeutet.



Im Mai 1931 heirateten Maria Meyer aus Bergfeine und August Seep aus Greven bei Vörden. Die Hochzeit fand im Heuerhaus des Bauern Gottbehöde in Bergfeine statt.

Bei dem in der Stiftungsurkunde des Alexanderstifts in Wildeshausen aus dem Jahr 872 erwähnten Ort „Bergfegenon“, der bis in die jüngste Zeit als erste Erwähnung Bergfeines angeführt wird, handelt es sich eindeutig um Bargloy bei Wildeshausen.⁸⁾

Im Tafelgutregister von 1240 wird also Bergfeine erstmals eindeutig genannt. Zu den vier zu dieser Zeit bereits bestehenden Höfen, die später als münsterische Ganzerben bezeichnet werden, kamen wohl spätestens im 13. Jahrhundert die Halberbenstellen Putthoff und Suing hinzu. Weitere Höfe entstanden in Bergfeine nicht, so daß die Bauerschaft bis auf die Errichtung einiger Heuerhäuser bis ins 19. Jahrhundert hinein nahezu unverändert blieb. Während im übrigen Kirchspiel Damme, zu dem Bergfeine seit Errichtung der ersten Kirche um 800 gehörte, die politischen Verhältnisse seit dem Mittelalter sehr verwickelt waren, weil Untertanen der Fürstbischöfe von Osnabrück (etwa drei Viertel der Einwohner) und Münster (etwa ein Viertel der Einwohner) durcheinander wohnten, gehörte Bergfeine ganz zum Fürstbistum Münster, seit 1803 zum Herzogtum Oldenburg.

Die früher relativ kleinen Höfe umfaßten im 18. Jahrhundert nur zwischen zehn und sechzehn Hektar Ackerland, um 1830 waren es im Durchschnitt etwa 25 Hektar. Erst durch die Teilung der 106

Hektar großen Bergfeine-Dalinghauser Mark und der 70 Hektar großen Bergfeiner Mark im Jahr 1879 erreichten die Höfe ihre heutige Größe. Diese Marken wurden früher als Viehweide und zum Plaggenstich genutzt und gehörten zu der aus zahlreichen Einzelmarken bestehenden Deesberger Mark, die sich über die Kirchspiele Damme, Holdorf, Neuenkirchen, Badbergen, Gehrde, Bersenbrück, Vörden und Hunteburg erstreckte; im Mittelalter gehörten auch Steinfeld, Lohne und Dinklage dazu.

Im Jahr 1830 wurde in Bergfeine eine eigene einklassige Schule errichtet, die 1957 durch einen Neubau ersetzt wurde und bis 1971 bestand. Vorher besuchten die Kinder aus Bergfeine die Osterfeiner Schule, wo sie auch heute wieder unterrichtet werden. Obwohl in Osterfeine 1864 eine Kapelle errichtet wurde, die 1901 zur Pfarrkirche erhoben wurde, verblieb Bergfeine trotz der größeren Entfernung Bestandteil der Pfarrei Damme.

1905 bestand Bergfeine aus 21 Wohnhäusern mit insgesamt 124 Einwohnern, die überwiegend von der Landwirtschaft lebten. Zu dieser Zeit waren die Höfe Putthoff und Meyer bereits verschwunden. Während der ehemals 51 Hektar große Hof Putthoff bereits 1891 verkauft und zerstückt worden war, hatte der Anerbe des Meyerhofes die Erbtöchter des Hofes Urlage in Brockdorf geheiratet und war auf diesen Hof gezogen; 1895 wurde der Hof in Bergfeine von der Witwe Meyer geb. Urlage ebenfalls verkauft und zerstückt. Die Häuser wurden später abgebrochen.

Die Zahl der Wohnhäuser hat sich seit 1905 nur geringfügig erhöht, die Landwirtschaft ist auch heute noch das prägende Element in Bergfeine; die ehemaligen Heuerstellen wurden seit dem Zweiten Weltkrieg meist an die Bewohner verkauft.

Bergfeine 1449:

- de meygher van berchvene
- Herman dat dy god behode
- Godke vryman
- Lubbe dar boven

Bergfeine 1498:

- meigger Hencke to Borchveinne
- Johan to Borchveyne
- Eilerd Friminck
- Mencke to Borchveine
- Otto Pothoff
- Hermen Sudinck

Bergfeine 1537:

- de Meiger to berchfeine
- Johan Gotbehode
- Teipe to berchfeine
- Werneke to berchfeine
- Herman Puthoff
- Johan Sudinck

Bergfeine 1549:

- Meyger to berchfeyne
 - Johan godtbehode
 - Bosseke vrigman
 - Werneke to berchfeyne
 - Johan Puthoff
 - Johan Sudinck
-



Der Hof Wernke in Bergfeine

Bergfeine 1568:

- Eilardt Meiger
- Johan Godtbehode
- Bosche Frigmoth
- Werneke tho Berchveine
- Hinrich Puthoff
- Werneke Suyneck

Bergfeine 1661:

- Johan Meyer zu Bergfeine
- Johan Gottbehode
- Herman Friming
- Herman zu Bergfeine
- Johan Putthoff
- Werneke Suding

Bergfeine 1593:

- Eilard Meiger
- Woltcke Godtbehör
- Johan Frighmoedt
- Werneke tho Berghvene
- Johan Puithoiff
- Werneke Suyng

Gutsherrschaft:

- Gut Füchtel - 1600 schon frei
- Gut Brettberg -
- Gut Diek - 1844 freigekauft
- Gut Diek - 1845 freigekauft
- Gut Brettberg - 1820 freigekauft
- Gut Brettberg -

Anmerkungen:

- 1) Geschichte des Landes Oldenburg, Oldenburg 1987, S. 51f.
- 2) K. Brandt, Historisch - geographische Studien zur Orts- und Flurgeneese in den Dammer Bergen, Göttingen 1971, S. 258
- 3) s. o., S. 253
- 4) F. Böcker, Geschichte von Damme, Köln 1887, S. 169f.
- 5) s. o., S. 112
- 6) Brandt, S. 100f.
- 7) Osnabrücker Urkundenbuch Bd. I, Osnabrück 1892, S. 104
- 8) H. Osthoff, Beiträge zur Topographie älterer Hebereger, in: Osnabrücker Mitteilungen Bd. 71, Osnabrück 1963, S. 39f.



Heuerhäuser in Bergfeine

Bergfeine 1545

Im Jahr 1545 wurde im Niederstift Münster eine Türkensteuer ausgeschrieben, um die Kosten des Krieges gegen die Türken zu bewältigen. Sultan Suleiman der Prächtige hatte mit seinen Truppen den Balkan und Niederrungarn erobert und stand 1529 vor den Toren Wiens. Zwar konnten die Türken seinerzeit abgewehrt werden, doch sie bildeten seitdem durch weitere Kriegszüge eine ständige Bedrohung für das christliche Abendland.

Da zum Kriegführen in erster Linie Geld nötig war, erhob der deutsche Kaiser 1543 eine freiwillige Türkensteuer für das ganze Deutsche Reich, die jedoch nicht die erhofften Einkünfte erbrachte. Deshalb bestimmte der Reichstag 1545, daß eine allgemeine Steuer auf Vermögen und Einkommen gelegt werden sollte, und zwar ohne jede Ausnahme.

So ließ auch der Drost zu Vechta, Johann von Dinklage, die Vögte aus jedem Kirchspiel in Vechta antreten, um die Bauernhöfe zu schätzen. Bei jedem Hof wurde die Einsaatfläche und der Viehbestand angegeben; das Ganze wurde dann unter Anrechnung etwa vorhandenen Vermögens abgeschätzt und davon ein halbes Prozent als Steuer erhoben.



Die alte Bergfeiner Schule wurde 1958 abgebrochen.

Das Kirchspiel Damme, soweit es zum Fürstbistum Münster gehörte, war aufgeteilt in die Bauerschaften Damme („Dorpper“ und „Bursschopp“) mit 16 Haushalten, Reselage mit 5 Haushalten, „Russchendorpe“ mit 9 Haushalten, „Grandorpe“ mit 5 Haushalten, „Holderuppe“ mit 11 Haushalten, Osterfeine mit 24 Haushalten, „Berninchuß“ mit 7 Haushalten und „Ighorster“ mit 17 Haushalten.

Zur Bauerschaft Osterfeine wurden auch Haverbeck und Bergfeine gerechnet. Zu den Höfen in Bergfeine finden sich die folgenden Angaben:

Item meiger berchfeine	v molt roggen
	xii scepel witt
up i ^c xiiii g.	iii molt haver
i goltg. ii sch.	geseigt
	vi perde
	ii ossen
	viii koie
	ix rinder
	viii swine
	xxx scaip

Item Herman puthoff	iii molt roggen i molt wit ii molt haver geseigt v perde iiii ossen vi koie vi rinder vii swine xx scaip
up xciii g. x sch.	iiii molt roggen i molt wit iii molt haver v perde ii ossen viii koie viii rinder x swine xvi scaip ii imme
Item Johan Godtbehode	iii molt roggen i molt wit xviii scepel Havern v perde i osse viii koie viii rinder x swine xviii scaip
up i ^c viii g. i goltg. i sch.	iii molt roggen xiii scepel wit ii molt havern geseigt v perde ii ossen viii rinder xii swine xL scaip i imme
Item Bosske friggeman mit der lifftucht	
up i ^c i g. i goltg. ii p.	
Item Werneke berchfeine	
up i ^c x g. i goltg. i sch.	

Item Sudinck

up xciiii g.
x sch.

iii molt roggen
i molt wit
iii molt haver
geseigt
v perde
ii ossen
iiii Koie
iiii rinder
vi swin



Der ehemalige Meyerhof in Bergfeine um 1930.

Die Angaben wurden in Plattdeutsch mit römischen Zahlen aufgezeichnet. Werneke Berchfeine zum Beispiel hatte drei Malter Roggen, dreizehn Scheffel Weizen und zwei Malter Hafer gesät (1 Malter = ca. 1,2 Hektar); er besaß fünf Pferde, zwei Ochsen, acht Kühe, acht Rinder, zwölf Schweine, vierzig Schafe und einen Bienenstock. Das Ganze wurde geschätzt auf 110 Gulden, davon entrichtete er einen Goldgulden und einen Schilling als Steuer.

Im 16. Jahrhundert war der Goldgulden noch die Hauptwährung im Deutschen Reich, im 17. Jahrhundert wurde er vom Reichstaler abgelöst.

1 Goldgulden = 28 Schillinge = 336 Pfennige
1 Schilling = 12 Pfennige

Die Dammer Vogts-Familie von der Hoya

und die Querelen zwischen den Fürstbistümern Osnabrück und Münster

Philipp Sigismund, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, Postulierter zum Administrator der Stifte Osnabrück und Verden, nahm am 26. Mai 1591 seine Tätigkeit in Osnabrück auf; er residierte seit 1586 in Verden. Gleichzeitig kamen Johann von der Hoya (vor 1593) und Johann Jakob von der Hoya nach Osnabrück, vermutlich auch aus Verden. Johann und Johann Jakob waren Brüder, die Vögte in Damme wurden.¹⁾

Zunächst ein paar allgemeine Ausführungen zur Stellung und zu den Aufgaben der Vögte. Den Vögten war in ihren Vogteien, wozu bisweilen mehrere Kirchspiele gehörten, nicht nur die Hebung des Schatzes (Einziehung der Steuern), sondern auch die Polizei anbefohlen. Sie waren aber den Beamten untergeordnet, deren Befehle sie vollstrecken und welchen sie alles, was in ihren Kirchspielen Sträfliches vorging, berichten mußten. Bevor sie zur Hebung des Schatzes zugelassen wurden, mußten die Vögte hinlängliche Sicherheit bestellen, welche wenigstens das einzuliefernde Quantum von vier Monaten, vollem Anschlage nach, betrug (so 1753). Diese Kautions mußte des Vogts gegenwärtige bzw. künftige Frau mitbestellen.²⁾

Von 1593 (10. März) bis 1616 war *Johann von der Hoya* Osnabrücker Vogt zu Damme; seine Bestallung erfolgte unter dem 8. Februar 1594. Zum Kirchspiel Damme gehörte damals auch das Gebiet der heutigen Gemeinde Holdorf. Johann von der Hoya wurde Vogt in einem Kirchspiel, dessen Bewohner zu nahezu drei Vierteln Osnabrücker Untertanen waren; die übrigen Einwohner waren Münstersche Untertanen, für die ein Münsterscher Vogt zuständig war. Schwierig war dieses Nebeneinander einmal, weil es keine klare Abgrenzung zwischen Osnabrücker und Münsterschem Gebiet gab. Zudem beanspruchten Statthalter und Räte der Münster-

schen Regierung, diese vertreten durch die Münsterschen Beamten in Vechta, die Hoheitsrechte und die Gerichtsbarkeit für das gesamte Kirchspiel Damme, was immer wieder zu Streitigkeiten führte.³⁾

Daß bei diesen besonderen Dammer Verhältnissen die Osnabrücker Vögte keine leichte Aufgabe hatten, mag folgende Begebenheit verdeutlichen. Im Januar 1597 wurde Johann von der Hoya im Dorf Damme von Münsterschen Beamten gefangen genommen und nach Vechta ins Gefängnis gebracht, dort vernommen und auch mißhandelt, weil er auf Befehl der Osnabrücker und Vördener Beamten ein „Gebot“ angekündigt habe oder habe ankündigen lassen, daß niemand sein Vieh auf die besäten Äcker des Kirchspiels und der Stiftgründe treiben oder weiden dürfe, bevor das Korn gemäht und weggeführt wäre, und weil er etlichen Untertanen des Kirchspiels, gen. die Pottoffische, wegen Übertretung des Gebots etliches Vieh gepfändet hatte, was diese gleichwohl später wiederbekommen hatten. Das führte zu einem Prozeß zwischen Osnabrück und Münster vor dem Reichskammergericht in Speyer.⁴⁾

Aus den Prozeßakten wird deutlich, daß es für die Münstersche Auffassung, daß die Hoheitsrechte für das gesamte Kirchspiel Damme bei Münster lagen, keine solide Rechtsgrundlage gab; eine Definition dahin, daß das Gebiet zwar zu Osnabrück gehörte, die Hoheitsrechte aber bei Münster lägen, erschien und erscheint auch im nachhinein nicht denkbar. Trotzdem gab es in dem Verfahren vor dem Reichskammergericht keine Entscheidung; das dürfte daran gelegen haben, daß man keiner der Parteien weh tun wollte. So konnte man offensichtlich die Querelen nicht beenden, die immer wieder neu aufflammten.

Über Ehefrau und Kinder von Johann von der Hoya ist nichts bekannt.

Von 1616 bis 1646 war *Johann Jakob von der Hoya*, der Bruder des Vorgenannten, Osnabrücker Vogt von Damme. Über seine Amtszeit, in der der Dreißigjährige Krieg wütete, sind nur geringe Informationen vorhanden. Der Vogt hatte zwei Söhne, die ihm im Amt nachfolgten, und mehrere Töchter. 1653 heiratete eine Margarethe von der Hoya den Osnabrücker Rentmeister in Vörden, Benedikt Friedrich Molan; 1663 heiratete Anna Adelheid von der Hoya den Domcapitular-Syndicus Ulrich Wichmann und 1704 (in Osnabrück) den Regular des Doms zu Osnabrück, Gerhard Covern; Gertrud Marie von der Hoya heiratete Eberhard Wilhelm Molan, Cornet zu Vörden.

Von 1646 bis 1657 war *Hierononymus von der Hoya* Osnabrücker Vogt von Damme. Es ist davon auszugehen, daß er verheiratet war und Kinder hatte. Eine zuverlässige Zuordnung ist jedoch nicht möglich.

Während seiner Amtszeit wurde mehrfach versucht, die Streitigkeiten zwischen Osnabrück und Münster zu schlichten. Im August 1652 wurde eine Grenzdeputation von Osnabrück nach Damme geschickt, um die „Schnat“ zu begehen. Was dieselbe zur Beilegung des Streites geleistet hat, ist nicht bekannt; aber aus der Rechnung über die Verzehrkosten der Deputation ist ersichtlich, daß dieselbe im Essen und Trinken „auf dem Damme“ war (so Dr. Franz Böcker). 153 Thaler für vier Tage waren für damalige Verhältnisse viel Geld. Außer Spesen nichts gewesen?⁵⁾

Von 1657 bis 1675 war *Johann Jakob von der Hoya*, der Bruder von Hierononymus, Osnabrücker Vogt zu Damme. Er war verheiratet mit Margarete Agnes Meyer zu Bokern (Holzgräfe). Obwohl die Vögte nicht mit einer Frau aus dem Kirchspiel verheiratet sein durften, war diese Ehe offensichtlich möglich, da der Vater der Frau Osnabrücker Holzvogt war. Aus der Ehe gingen zahlreiche Kinder hervor, wie die Dammer Geburts- und Taufregister, die mit dem Jahre 1651 beginnen, ausweisen.

Offensichtlich haben die Querelen zwischen Osnabrück und Münster sowie zwischen den Osnabrücker Beamten in Vörden und den Münsterschen Beamten in Vechta in Damme selbst kaum eine Rolle gespielt. Der älteste Sohn und Nachfolger als Vogt heiratete im Jahre 1675 die Tochter des Münsterschen Richters; der zweite Sohn Kaspar von der Hoya, Gerichtsschreiber zu Vörden, heiratete die Tochter des Münsterschen Vogts in Lohne, Anna Margaretha Marie Gieseke; die Tochter Margarethe von der Hoya heiratete den Münsterschen Vogt zu Dinklage, Henrich Spiegelberg.

In die Amtszeit von Johann Jakob von der Hoya fiel die im Jahre 1667 von Herzog Johann Friedrich zu Braunschweig und Lüneburg veranlaßte Konferenz zu Damme; Hannoversche Beamte versuchten zwischen den Osnabrücker und den Münsterschen Abgesandten zu vermitteln und die Streitigkeiten gütlich beizulegen.³⁾

Von 1675 bis 1705 war *Johan Henrich von der Hoya* Osnabrücker Vogt zu Damme. Er war verheiratet mit Anna Agnes Brüning, der Tochter des Münsterschen Richters zu Damme, Johann Henrich Brüning.

Johan Henrich von der Hoya und Diedrich Nordhoff wagten es, sich ohne Münsterschen Konsens in Damme Häuser zu bauen; Münster beanspruchte das Recht, den Konsens zur Neuerrichtung von Feuerstellen im Kirchspiel Damme zu erteilen.⁶⁾

Auch eine weitere Konferenz, die am 24./25. Januar 1681 in Damme stattfand, brachte kein Ende der Streitigkeiten zwischen den Fürstbistümern Osnabrück und Münster.³⁾

Johan Henrich von der Hoya erwarb für sich, für seine Frau Anna Agnes geb. Brüning und für seine Nachkommen einen Begräbnisplatz in der Dammer Kirche. Das Begräbnis ist erworben gegen Erlegung einer bestimmten Summe Geldes und wegen vieler der Kirche erwiesener Wohltaten, infolge Konzession des Archidiacon Theodor Ludwig von Korff vom Jahre 1689, doch hat auch diese Familie nur über einen Stein zu verfügen.⁷⁾

Von 1705 bis 1753 war *Johann Jakob von der Hoya* Osnabrücker Vogt zu Damme, zunächst seinem Vater adjungiert. Er war verheiratet mit Katharina Anna Elisabeth Krimpenford, einer Tochter des Vogts von Bippen und Berge, Hieronimus Krimpenford.

Zu Beginn der Amtszeit von Johann Jakob von der Hoya gab es großen Ärger. Das Münstersche Domkapitel hatte am 14. Juni 1706 angeordnet, daß aus Anlaß des Ablebens von Friedrich Christian, Bischof von Münster, das Trauergeläute auch in Damme — die Kirche und der Kirchturm standen auf Osnabrücker Grund — durchzuführen sei.⁸⁾

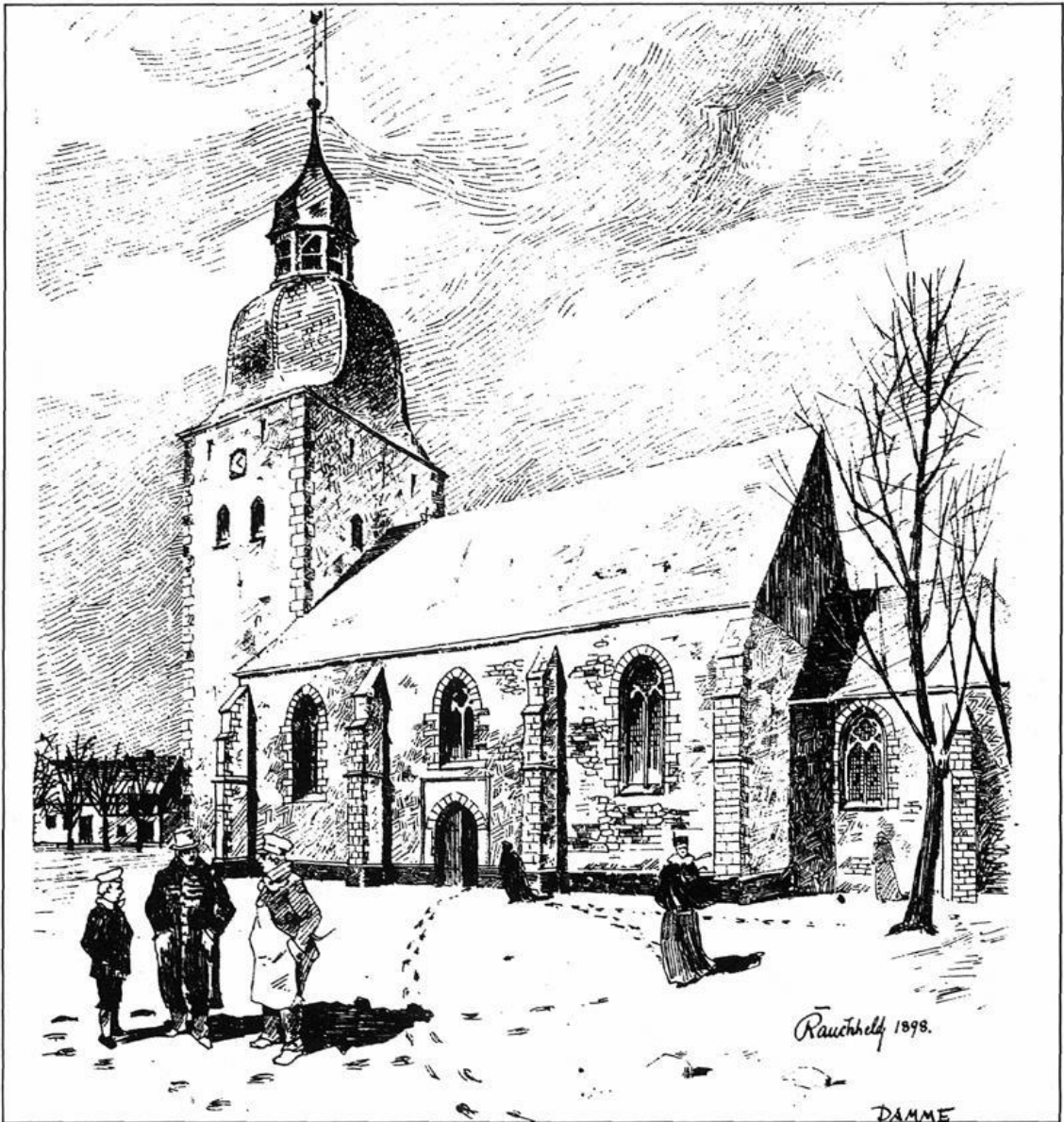
Am 28. Februar 1721 schenkte Johann Jakob von der Hoya an die Vikarie 1000 Rthr. mit der Verpflichtung, daß der Vikar wöchentlich eine hl. Messe in hon. St. Josephi lese, seine Sacallanusdienste an einen Kooperator beim Pastor abtrete und dann gegen angemessene Vergütung den dritten Dienst tue. Dadurch wollte er erreichen, daß ein dritter fester Geistlicher, da zwei Geistliche für die große Gemeinde nicht mehr genügten, nach Damme gezogen würde.⁹⁾

Im Jahre 1728 wurde Johann Jakob von der Hoya aufgelauert und verhaftet. Näheres ist nicht bekannt.¹⁰⁾

Nach den Berichten über den Marktstreit in Damme Ende September 1733 traten die Vögte — wie bei ähnlichen Gelegenheiten in früheren Jahren — nicht in Erscheinung. Auf Osnabrücker wie auf Münsterscher Seite wurden jeweils die Untervögte tätig. Mit Rücksicht darauf, daß „Der Marktstreit in Damme 1733“ im Jahrbuch 1990 eingehend von Jürgen Kessel gewürdigt wurde, beschränke ich mich hierzu auf diese Feststellung.¹¹⁾

Im April 1733 heiratete der Münstersche Vogt, Christoph Henrich Klumpe, Marie Agnes von der Hoya, eine Tochter von Johann Jakob von der Hoya. Die Ehe zwischen dem Münsterschen Vogt und der Tochter des Osnabrücker Vogts hatte zur Folge, daß nach dem Ableben des Münsterschen Vogts im Jahre 1758 dessen Schwager,

Franz Christian August von der Hoya, der Bruder des Osnabrücker Vogtes, Münsterscher Vogt wurde, da der Sohn Anton noch minderjährig war; dieser wurde nach dem Tode von Franz Christian August von der Hoya im Jahre 1770 dessen Nachfolger. Von 1753 bis 1798 war *Johann Hieronymus von der Hoya* Osnabrücker Vogt zu Damme. Er war verheiratet mit Anna Elisabeth Kerckman aus Bielefeld. Während seiner Amtszeit — im Jahre 1761 — war der Kurfürst Clemens August gestorben. Zunächst vollzogen die Osnabrücker das



Alte Kirche in Damme nach einer Zeichnung von Rauchheld 1898. Aus: *Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg*. II. Heft: Amt Vechta: Oldenburg 1900.

Trauergeläute, anschließend drangen die Münsterschen in die Kirche ein und führten das Geläute ein zweites Mal durch.⁷⁾

Die Zahl der Einwohner des Kirchspiels Damme (wohl ohne die Münsterschen Untertanen) belief sich im Jahre 1772 auf 4.216 Seelen. An die Stifts-Casse trug diese Vogtey, die größte im ganzen Hochstifte (Osnabrück), monatlich 299 Rthlr. 4ß, jährlich 3.590 Rthlr. 6ß, an Rauchschatz jedesmal 701 Rthlr. bei.¹²⁾

Im Frühjahr 1784 versuchte ein Münstersches Kommando, das Trauergeläut für den Münsterschen Fürstbischof Friedrich von Königseck-Rothenfels durchzuführen. Das Kommando mußte die Aktion unterbrechen und später abbrechen. Schließlich wurde das Trauergeläut am 2. Juni 1784 erzwungen; darüber wurde ein notarielles Protokoll aufgenommen, aus dem sich entnehmen läßt, wie das Trauergeläut aus Münsterscher Sicht durchgeführt wurde.¹³⁾

Mit den Aufgebotenen der Kirchspiele Bakum und Steinfeld wurden die Dammer Kirchtüren besetzt. Da der Kirchturm verschlossen war, forderte der Notar von Pastor Brücher die Schlüssel zum Turm, auch falls die Klöppeln aus den Glocken genommen wären, dieselben wieder, widrigenfalls man genötigt wäre, die verschlossene Tür zum Turm aufzubrechen und das Trauergeläut abhalten zu lassen. Pastor Brücher erklärte, daß er die Schlüssel nicht in Händen habe, sie seien ihm von Osnabrücker Seite abgefordert worden. Der Notar erhob feierlich Protest und erklärte, daß die Tür mit Gewalt erbrochen werde. Auf diesen Fall, erwiderte Pastor Brücher, wäre er nicht instruiert. Hierauf wurde die Tür zum Kirchturm eingeschlagen; das Trauergeläut wurde von 08.15 Uhr bis 10.30 Uhr mit drei Pausen durchgeführt.

Um zum Thema zurückzukommen: Weder der Münstersche, noch der Osnabrücker Vogt traten in Erscheinung.

Mit Johann Hieronymus von der Hoya endet die 200-jährige Vogts-Tätigkeit der von der Hoya's in Damme. Die Familie hat innerhalb von 205 Jahren 7 Vögte gestellt. Auf einen Vogt folgte entweder sein Sohn oder sein Bruder.¹⁴⁾

Ein Sohn des letzten Vogtes, Franz Friedrich von der Hoya, war Rechtsanwalt in Damme. Nachfolger als Vogt wurde Andreas Ernst Stordeur, Sohn des Rentmeisters in Vörden.

Auch die Querelen fanden 1817 ihr Ende, und es trat das ein, was die Vechtaer Beamten offensichtlich seit Jahrhunderten angestrebt hatten: Endlich hatten sie bzw. ihre Nachfolger das ganze Kirchspiel Damme unter Kontrolle.

Obwohl noch zahlreiche Nachkommen der Familie von der Hoya

im norddeutschen Raum und in den USA leben, ist die Familie in Damme nicht mehr präsent. Die letzte geborene von der Hoya in Damme starb 1945 im 93. Lebensjahre.

Osnabrücker Vögte von Damme
1593 bis 1798
- Übersicht -

1. Johann von der Hoya	1593 - 1616
2. Johann Jacob von der Hoya (Bruder von 1)	1616 - 1646
3. Hieronymus von der Hoya (Sohn von 2)	1646 - 1657
4. Johann Jacob von der Hoya (Bruder von 3)	1657 - 1675
5. Johann Henrich von der Hoya (Sohn von 4)	1675 - 1705
6. Johann Jacob von der Hoya (Sohn von 5)	1705 - 1753
7. Johann Hieronymus von der Hoya (Sohn von 6)	1753 - 1798

Anmerkungen:

- 1) vgl. Petiscus S. 48 „Vogtei Damme Amt Vörden“ im Staatsarchiv Osnabrück Niebergsche Stammtafeln Tafel CXXXIV im Staatsarchiv Osnabrück
 - 2) vgl. Alphabetisches Handbuch der besonderen Rechte und Gewohnheiten des Hochstifts Osnabrück von J. Ägidius Klöntrup, Stichwort „Vogt“ S. 253/259; s. a. Christine van den Heuvel „Beamtenschaft und Territorialstaat“ S. 243/255 (Band XXIV der OSNABRÜCKER GESCHICHTSQUELLEN UND FÖRSCHUNGEN)
 - 3) dazu „Der Streit der Dammer Gerechtigkeiten. Allerlei Zwist fröhlicher Jahrhunderte zwischen Münster und Osnabrück wegen Landeshoheit, Grenzen und Gerichtsbarkeit“ von Dr. Fritz Strahlmann in HEIMATBLÄTTER 1936 S. 159/160
 - 4) Die Prozeßakten befinden sich im Staatsarchiv Oldenburg unter Best. 110 Nr. 96/1
 - 5) Geschichte von Damme und des Gaues Dersaburg von Dr. Franz Böcker S. 95/97
 - 6) dazu „Aus dem alten Damme. Allerlei Geschichtliches und Kulturgeschichtliches aus vergangenen Tagen“ von Dr. Fritz Strahlmann in HEIMATBLÄTTER 1938 S. 79/80
 - 7) Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg von Karl Willoh Band I. S. 167
 - 8) Geschichte von Damme ... a.a.O. S. 98
 - 9) Geschichte von Damme ... a.a.O. S. 197
 - 10) s. Jahrbuch 1990 S. 50
 - 11) s. Jahrbuch 1990 S. 40/55
 - 12) Beschreibung und Geschichte des Hochstifts und Fürstenthums Osnabrück von D. Johann Eberhard Stüve (1789) S. 109
 - 13) „Das Trauergeläut für den vorletzten münsterschen Fürstbischof in Damme am 2. Juni 1784“ in HEIMATBLÄTTER 1921 S. 14/15
 - 14) Dazu Christine van den Heuvel „Beamtenschaft ...“ a.a.O. S. 252/255, 274/275
-

Heinz Aumann

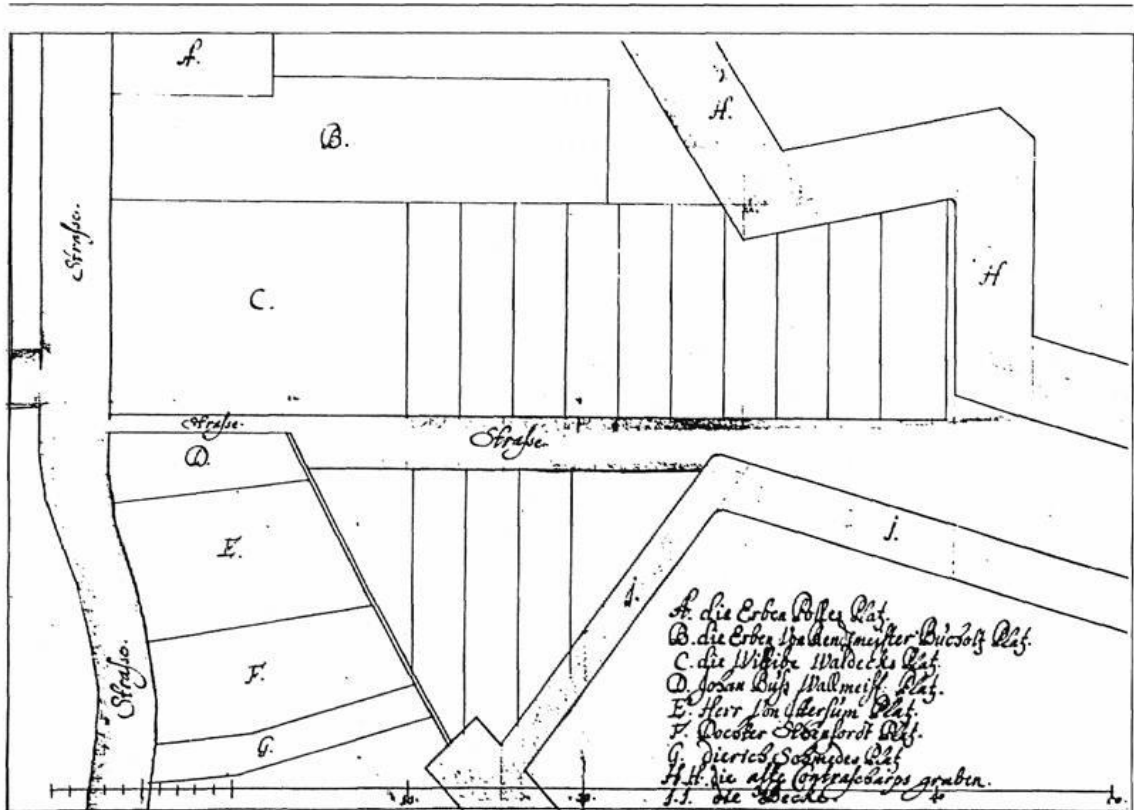
300 Jahre Mühlenstraße Nachbarschaft in Vechta

Die Mühlenstraße in Vechta, im Volksmund auch Poggenburg genannt, konnte vor drei Jahren auf ein dreihundertjähriges Bestehen zurückblicken. Im Jahre 1690 gab Drost Franz Wilhelm Freiherr von Galen die Genehmigung zum Bau dieser Straße. In den Jahren 1690 und 1691 haben zwanzig Bürger hier eine neue Wohnstätte erhalten. Es war dieses für die Stadt kein Jubiläum von historischer Bedeutung, wohl aber für ihre Handwerkerschaft. Die Anlieger dieser Straße waren nämlich die Quelle, aus der das Handwerk Vechtas drei Jahrhunderte hindurch schöpfen konnte.

Die Geschichte dieser Straße ist bisher recht einseitig dargestellt worden. Reinke, der jede Straße der Stadt beschrieben hat, meint, über die Mühlenstraße gebe es nichts zu berichten, da in den Häusern ein zu häufiger Wechsel stattgefunden habe.¹⁾ Pagenstert, der ebenfalls die Straßen der Stadt beschrieben hat, erwähnt sie nur als Abzweigung vom Klingenhagen.²⁾ Was ansonsten über die Straße zu lesen ist, haben die Autoren zumeist widerspruchsfrei von einander abgeschrieben. Es lautet in etwa: „Die Mühlenstraße, auch Poggenburg genannt, entstand nach dem großen Brand von 1684 auf einem ehemaligen Festungswall. An ihr wurde die ärmere Bevölkerung, die 'misera plebs', angesiedelt.“

Unter Berufung auf Willoh, der sein Wissen wiederum den Aufzeichnungen des Pfarrers Dr. Knoop, 1675 - 1686 Pfarrer an der St. Georgskirche, verdankt, wurde in den letzten einhundert Jahren immer wieder behauptet, die *misera plebs*, also die Ärmsten der Armen, das einfache Volk, sei an dieser Straße angesiedelt worden, die *'civis potissimi'* dagegen, die begüterten Bürger der Stadt, am Klingenhagen und an der verlängerten Großen Straße. Diese Behauptung aber ist falsch und weder von Willoh noch von Dr. Knoop so formuliert worden. Nach Dr. Knoop erhielten die wohlhabenden und angesehenen Bürger der Stadt einen Bauplatz innerhalb der Altstadt. In seinen Aufzeichnungen heißt es:





Grundstücksverteilung an den Straßen „Klingenhagen“ (A-C) und „Burgstraße“ (D-G). Das Gelände an der „Mühlenstraße“ ist zwar aufgeteilt, aber noch nicht zugeteilt. Namen der Grundbesitzer A-G: A. die Erben Polles Platz, B. die Erben von Rendtmeister Bucholts Platz, C. die Wittibe Waldecks Platz, D. Johann Buhs Wallmeist. Platz, E. Herr von Ottersum Platz, F. Tochter Steinfordt Platz, G. Dierich Schmedes Platz, HH. die alte Contrescharpe graben, JJ. die Beeke.¹¹⁾

„...daß an der Stelle, wo die Feuersbrunst gewütet hat, die vornehmsten Bürger, civis potissimi, sich wieder anbauen können.“³⁾

Willoh schloß sich dem an und schrieb:

„...die civis potissimi konnten im Rayon der alten Stadt bleiben. Die misera plebs erhielt im Norden, Verlängerung der Großen Straße, Klingenhagen und auf der neu angelegten Poggenburg Wohnplätze zugewiesen.“³⁾

Dr. Knoop hat seine Gemeinde übrigens in ihrer größten Not, nämlich 1686, verlassen und um Versetzung nach Salzkotten gebeten. Sich auf ihn zu berufen ist nicht möglich, da er zu seiner Zeit von der Poggenburg noch nichts wissen konnte.

In der neueren Stadtbeschreibung wird die Straße freundlicher dargestellt. So heißt es im Bildband 'Alt-Vechta', sie sei eine 'male-
rische Straße' und im Bildband 'Vechta-Stadt im Wandel' wird sie

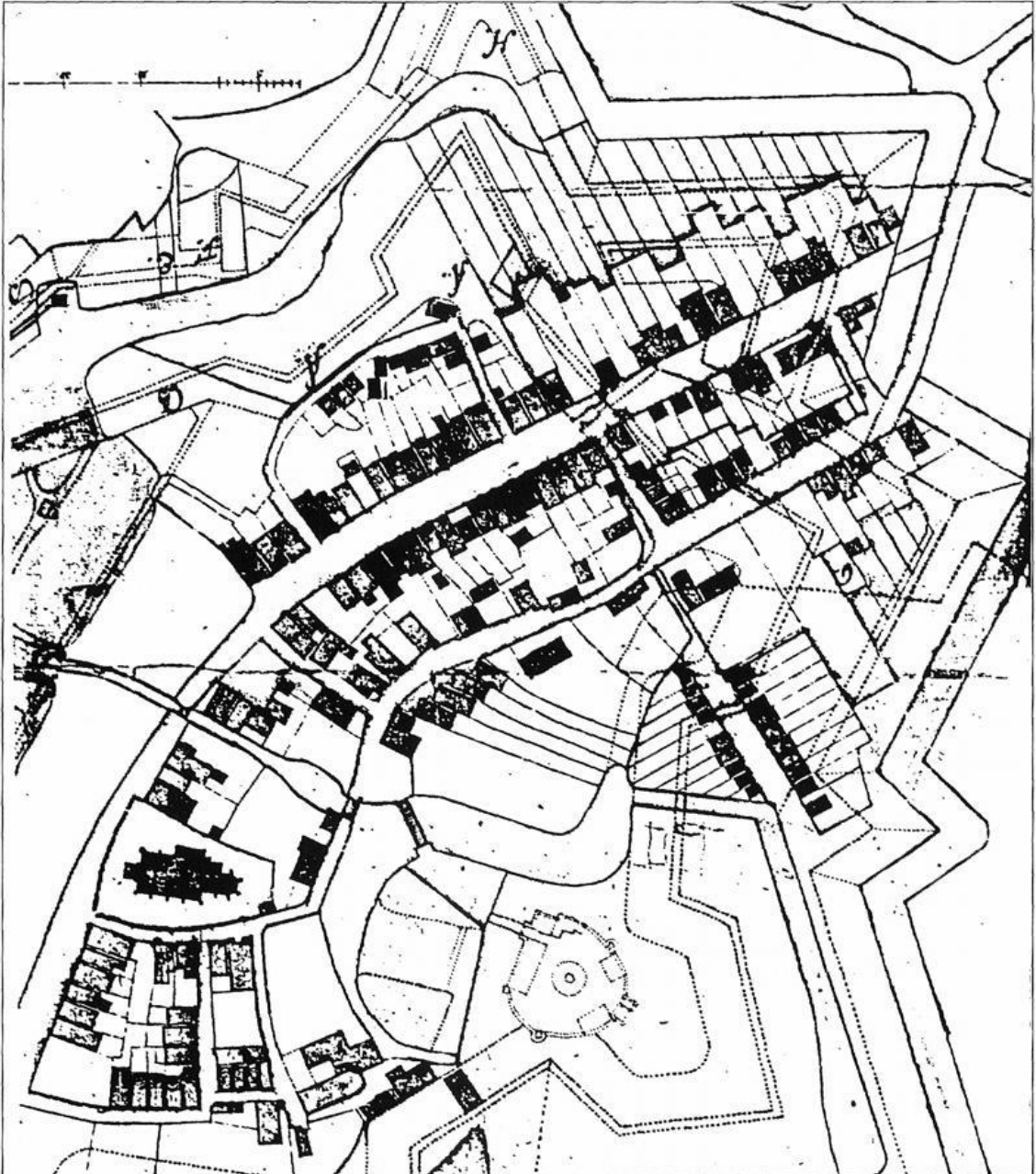
als 'idyllischer Winkel' vorgestellt. Der Künstler Otto Pankok, 1883 - 1966, hat sie in einem Holzschnitt festgehalten. Pankok war kein Vechtaer Bürger, er lebte in Wesel. Bekannt wurde er durch seine expressionistischen Kohlezeichnungen und seine Holzschnitte in schwarz-weiß-grau Tönen (siehe Abb.).

Die Geschichte dieser Straße beginnt im ersten Jahr nach dem großen Brand von 1684, der die Stadt fast völlig zerstörte. Eine für die Neugestaltung der Stadt zuständige Kommission, bestehend aus Vertretern des Landesfürsten, dem Festungskommandanten Elberfeld, dem Ingenieur P. B. Schmidts sowie Vertretern der Stadt, hat 1685 einen Kompromiß ausgearbeitet. Dieser Kompromiß bestand aus sechs Punkten, von denen an dieser Stelle nur der erste



Punkt von Interesse ist, der für den Festungsbereich ein generelles Bauverbot vorsah mit der gleichzeitigen Forderung, die dort 1684/85 wieder erstellten Häuser abzubauen. Betroffen waren hiervon insbesondere die Bürger, die ihren Wohnsitz zwischen den heutigen Straßen „Am Klapphaken“ und „Kronenstraße“ hatten, sowie einzelne Häuser an der „Kronenstraße“ und an der Peripherie des Festungsbereiches.⁴⁾ Die hier wohnenden Bürger haben neue Wohnplätze auf dem Klingenhagen zugewiesen bekommen. Unter Klingenhagen ist ein Ortsteil zu verstehen, der aus der verlängerten Großen Straße — von Café Fortmann bis zum Bremer Tor —, aus der Juttastraße und der Straße Klingenhagen bestand. Nach einer vorliegenden Urkunde sah die Platzverteilung für die ausgesiedelten Bürger wie folgt aus:

„Designation der Vechtischen Bürgerschaft wie dieselbe auf dem Klingenhagen laut Churfürstl. Befehls bauen sollen, undt ein jeder nach voriger Größe ihrer abgebranten Hausplätze. Ein nowa das 27. marty 1686 angewiesen worden wie



Kartenausschnitt „Plan von der Stadt und Zitadelle Vechta, 1691“¹²⁾

auch nochmahlen den 5. 7bris ejusdem anni geschehen nach folgender maßen.”

Es folgt dann die Größe der Grundstücke, gemessen nach münsterischem Fuß, sowie die Namen der Bürger. Danach haben

- 16 Bürger ” auff der großen straße auff der linken Handt
- 11 Bürger ” auff der großen straße auff der rechten Handt
- 3 Bürger ” auff der Zwischenstraße
- 8 Bürger ” auff der Kleinenstraße an der linken Handt
- 9 Bürger ” auff der Kleinenstraße an der rechten Handt

Bauplätze erhalten. Die Aufstellung ist unterzeichnet von dem Ingenieur Peter Schmidts.⁴⁾ Bei der Zwischenstraße handelt es sich um die heutige Juttastraße und bei der Kleinenstraße um den heutigen Klingenhagen.

Bei dieser Stadterweiterung wurden gleichzeitig im Osten der Stadt weitere Straßen geplant. Die bedeutendste davon sollte die „Gasse auf den gedemolirten Wällen“ werden. Diese Gasse sollte sich erstrecken von etwa heute Kürschner Schulte an der Großen Straße, über den Klingenhagen, die heutige Mühlenstraße durch den Rathauspark über die Marienstraße, hinter der Kinderstation

folgende Vorlegung für die ...
sub antrom ... 4. 9bris von neuem wiederrumb
eingetrag.

Franz ...	Nb. ...
Franz ...	x ...
Franz ...	+
Franz ...	x ...
Nb. ...	...
...	...
...	...
...	...
...	...
...	...
...	...
...	...
...	...
...	...
...	...
...	...

Folgende Personen verlangen Hausstetten undt haben sich unterm 4. 9bris von neuem wiederrumb eingetragen

des St. Marienhospitals, der Straße am Contrescarpe, hinter dem Sportplatz der Liebfrauenschule zur Münsterstraße. Wäre es zu diesem Straßenbau gekommen, hätte die Stadt Vechta sicherlich ein eindrucksvolleres Stadtbild erhalten.

Im Jahre 1689 waren etwa 65 % des Wohnungsbestandes von 1684 wieder hergestellt. Insgesamt hatten 96 Bürger neue Wohnhäuser errichtet, 14 Bürger waren im Bauen begriffen und zwei hatten ihre Häuser durch einfache Reparaturen wieder wohnfähig machen können. Diese Berechnung ergibt sich aus dem „Register der Brandtbeschädigten und neu Bauenden“, welches 1689 abgeschlossen wurde. Der Rat der Stadt bat in diesem Jahr, alle noch bauwilligen Bürger sich bis zum 04. November zu melden. Dieser Aufforderung kamen 26 Bürger nach.

„Folgende verlangen Hausstetten undt haben sich unterm 4. 9bris von neuem wiederumb eingetr.

Hermann Hackmann	Berendt Hasenkamp
Hermann Wielage	Rolef Hoppe
Frantz Kramer	(nicht lesbar)
Herbort Schweers	Winters Schwiegersohn ...Piker
Berndt Kramer senior - Filio	Berndt Pundts Schwiegersohn
Gerdt Krantz	Dethmar Anerberg
Henrich Hackmann	Gerdt Janssen
Gerdt Kruse	Johann Ostmann miles
Dirich Landtwehr	Johann Rießelmann von Windthaus zu Oythe

Johann Wilhelm Heidthues

Johann Kurre

Tönnies Weldinger

Johann Schellohne

Johann Ahlers

Johann Südtholte

Gerdt Ahlers

Ferdinand Lehmkuhl.”⁴⁾

In der Altstadt sowie im neuen Ortsteil Klingenhagen war für diese Bauwilligen kein Bauplatz mehr vorhanden. Es galt nun, die im Osten der Stadt geplanten Gassen zu verwirklichen. Aber wegen der geringen Anzahl von Bauwilligen hat der Rat der Stadt wohl von dem ursprünglichen Plan abgesehen. Er entwarf eine neue Gasse hinter den Höfen Waldek und Böske. Waldek wohnte dort, wo sich heute das Haus Sieve befindet und Böske auf dem heutigen Parkplatz an der Südseite der Straße. Die Gasse sollte

Hochwollgebohrener Freyherr gnädiger Herr,

Wir würden uns freuen, wenn Sie sich bereit finden nach Prüfung des beigefügten Entwurfes von Herrn Ing. Schmidts uns ihre Vorschläge wissen zu lassen, wie das hin-

Das Schreiben der Stadt Vechta an den Drost von Galen auf Burg Dinklage.

bis zur „Contrescarper Gräfte“ führen. Bei der „Contrescarper Gräfte“ handelt es sich um den Wasserlauf, der sich einst um das heutige Haus Tumbrägel schlängelte und entlang eines Teiles der Mühlenstraße führte, dann nach Norden in Richtung Bremer Tor und von dort ab als Festungsgraben fungierte. Im Amtsdeutsch wurde diese geplante Gasse als Fuß- und Fuhrdamm bezeichnet.

Die Erstellung des Fuß- und Fuhrdammes mit Ansiedlung von 15 - 16 Bürgern war genehmigungspflichtig. Mit einer Eingabe wandten sich daher die Stadtväter an den Drost Franz Wilhelm, Freiherr von Galen, auf Burg Dinklage. Bürgermeister der Stadt war Johann von Waldek. Ihm standen der Kämmerer und sieben Ratsherren zur Seite. Das Schreiben der Stadt datiert vom 10. Dezember 1689 und hat in freier Übersetzung folgenden Wortlaut:

„Hochwollgebohrener Freyherr gnädiger Herr.“

Wir würden uns freuen, wenn Sie sich bereit finden nach Prüfung des beigefügten Entwurfes von Herrn Ing. Schmidts uns ihre Vorschläge wissen zu lassen, wie das hin-



ter den noch zu bestimmenden Höfen Waldek und Böske 15 oder 16 Bürger bauen können. Wie aus anliegendem Verzeichnis ersichtlich, haben sich 23 Bürger gemeldet, die nach einer neuen Hausstätte verlangen. Es gelangt daher an Sie unsere dringende Bitte, durch Aufwertung des fürstlichen Interesses hiesigen Bürgermeister zu Nutz und Last zu gestatten und anzubefehlen, aus den 23 Bürgern jene 16 Bürger auszusuchen und künftigen Frühling bauen zu lassen. Weiter bitten wir, daß die lt. Plan zu bestimmenden Ländereien von Ihnen angewiesen werden mögen.

Es wird dieses sowohl der Fortsetzung Ihres hochfürstlichen Interesses dienen als auch der Stadt zum Gedeih.

Unterthänig und gehorsambe Supplique
Bürgermeister und Rat der Stadt Vechta
Ao 10. xbris 1689⁴⁾

Dieses Schreiben hat wohl nicht die erwartete Wirkung gehabt, denn die erbetene Genehmigung blieb aus. So sahen sich denn die Bürger gezwungen, sich selbst in einer Bittschrift an den Drost zu wenden und auf ihre katastrophale Lage hinzuweisen. Dieses Schreiben wurde wohl im Frühjahr 1690 niedergelegt und war gerichtet an

„Ihro hochwollgebohrenen Gnaden Franz Wilhelm, Freyherrn von Galen, des Stiftes Münster Erbkämmerer, Herrn zu Dinklage, Neuengraben, Heede, Burg und Drost des Amtes Vechta, unserem gnädigen Herrn.

Nochmahlige unterthänig gehorsambe Bittschrift sämtlicher Heuerleuthe zu Vechta.“

In freier Übersetzung hatte dieses Schreiben folgenden Wortlaut:
„Hochwollgebohrener Freyherr, gnädiger Herr.“

Euer Gnaden haben gegen den Entwurf des Ing. Schmidts hinter den Höfen Waldek und Böske 15 oder 16 Bürger bauen zu lassen Einspruch erhoben. Weitere Bürger haben sich darum bemüht, hier einen Bauplatz zu erhalten und haben zum Teil das Baumaterial bereits vorliegen.

Es gelangt an Sie unsere Bitte um Nachsicht. Wir können hier keine Häuser zur Miete haben. Für die geringen Schoppen, Stuben und Kammern in denen wir leben, zahlen wir 5, 6, 7 und mehr Reichsthaler Miete jährlich. Es ist dieses alles, was wir mit unserer Handarbeit verdienen können. Wir bezahlen innerhalb von 7 - 8 Jahren mehr Miete als ein kleines Häuslein von 3 - 4 Fach kostet.

Wir bitten Sie daher, uns in diesem Sommer die Genehmigung zum Bauen zu erteilen. Außerdem bitten wir Sie, darauf hinzuwirken, daß die Stadt Vechta die jährliche Heuer betreffend den Neubau aufhebt.

„Euer hochwollgeb. Gnaden
Unterthänig = gehorsambs

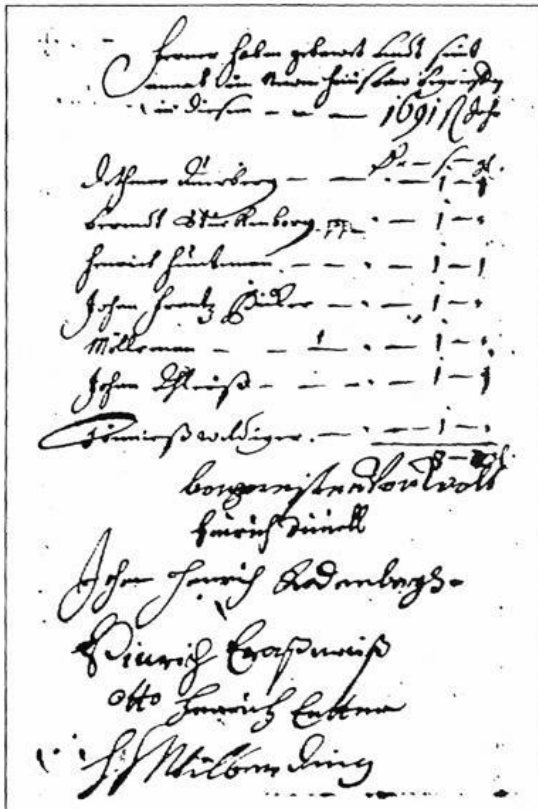
3 Hermann Hackmann	1 Hermann Wielage
2 Frantz Kramer	6 Herbordt Schweers
X Berndt Kramer stat	15 Gerdt Krantz
4 Henrich Hackmann	gestrichen
17 Dierich Landtwehr	18 Joh. Willem Heidthusen
X Johann Kurre stat	9 Johann Schellohne
17 Johann Ahlers	Johann Sutholte
X Gerdt Ahlers miles	11 Frantz Stukenborg
10 Dethmar Anerberg	8 Gerdt Jansen miles
16 Ferdinand Lehmkuhl	13 Pikers Sohn Garlich
Henrich Möllemann	Henrich Polik genandt Huntemann.” ⁴⁾

Die Namen der Unterzeichnenden finden sich auch im Verzeichnis der Bauwilligen vom 04. Nov. 1689. Die Ziffern vor den Namen sind zu einem späteren Zeitpunkt angebracht und identisch mit den zugewiesenen Bauplätzen.

Scheinbar hat diese Bittschrift auf den Drosten gewirkt, denn am 19. Mai 1690 wurden den Bauwilligen von der Stadt die Bauplätze zugewiesen und mit Zahlung des Weinkaufes Bauerlaubnis erteilt.

Die Grundstücke sind von den Bauwilligen nicht käuflich erworben, sondern gegen eine geringe Gebühr zur Verfügung gestellt worden, sie wurden lediglich canonpflichtig. Die Erwerbsgebühr betrug entsprechend der Größe des Grundstückes 8 - 18 Schilling. Bedingt durch den Lauf des Moorbaches, dem heutigen Nepomukgraben, waren die Grundstücke an der Südseite der Straße von unterschiedlicher Größe. An der Nordseite dagegen waren es einheitliche Größen von 25 x 153 Fuß, das sind rd. 8 x 48 m.

Der Canon war eine Art Erbzins für ein vererbliches Grundstück, an dem ein Grundherr, Landesfürst, das Übereigentum besaß. Dieser hatte den Empfängern gestattet, den Grund und Boden gegen eine an die hochfürstliche Kammer zu entrichtende geringe Gebühr, den Canon, zu nutzen. Bis Mitte des vorigen Jahrhunderts waren die Anlieger der Häuser 7 - 27 sowie 2 - 10 und 14 - 24 canonpflichtig. Das Haus Nr. 12 war hiervor befreit, wie auch die anderen Häuser der Straße, da sie zu einem späteren Zeitpunkt gebaut wurden; die Bewohner mußten die Grundstücke kaufen.



Verzeichnis der im Hausbau begünstigten.

Dethmar Anerberg	heute Haus Nr. 4
Berndt Stukenborg	heute Haus Nr. 6
Henrich Huntemann	heute Haus Nr. 8
Johann Franz Piker	heute Haus Nr. 10
Möllemann	(kam nicht mehr zum Bauen)
Johann Ahlers	heute Haus Nr. 20
Tönnies Weldiger"	heute Haus Nr. 22

Die Liste ist unterzeichnet von
 „Bürgermeister Vorvult
 Henrich... (nicht lesbar) Düvell?
 Johann Henrich Rodenburg
 Hinrich Eraßmuß
 Otto Hinrich Enter
 H. H. Wilberding",⁴⁾

Noch im Jahre 1690 begannen sechs Bürger mit dem Bau ihrer Häuser. Es waren dieses die Häuser Nr. 11, 13, 15, 14, 16 und 18.

Die heute an der Straße stehenden Häuser stammen zum Teil aus der Gründerzeit, wurden aber im Laufe der Jahrhunderte den

Der Nepomukgraben führte in damaliger Zeit wesentlich größere Wassermengen durch die Stadt als heute. Daß seine Wasser des öfteren über die Ufer traten, ist bis in die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts die Regel gewesen. Das Bauen an der Südseite der Straße war daher mit größeren Kosten verbunden, da es hier doch recht sumpfig war. Dieses wird auch der Grund gewesen sein, daß ein Teil der dort bauenden Bürger finanziell unterstützt wurden. Eine Urkunde hierüber liegt aus dem Jahre 1691 vor. Es heißt dort:

„Ferner haben gebauet undt sind einmal im neuen Hausbau begünstigt in diesem 1691 Jahr.



Vechta - Mühlenstraße aus der Zeit vor 1914

Bedürfnissen ihrer Bewohner angepaßt. Aus ihrem heutigen Zustand ist die erste Bauweise in vielen Details noch erkennbar. Es waren bescheidene Fachwerkhäuser, Häuser aus einem Holzgerüst bestehend, dessen Öffnungen mit Lehm und einer Vielzahl von krumm gewachsenen Hölzern ausgefüllt wurden. Mit geringem Aufwand sollte ausreichende Stabilität erreicht werden. Es waren sogenannte „Dreifachhäuser“. Unter „Fach“ ist ein kubischer Raum zu verstehen, ein Raum, der sich zwischen zwei Ständerpaaren von einer Außenwand bis zur anderen, vom Boden bis zum First erstreckt.

Jedes dieser Häuser weist mit seinem Giebel zur Straßenseite. Diese Giebel sind nicht einheitlich in ihrer Höhe. Manche neigen sich einseitig nach links oder rechts, andere wiederum beugen sich leicht vor oder zurück. Die großen Einfahrtstore, durch die alljährlich voll beladene Torf- und Heuwagen fuhren, sind heute durch einfache Türen ersetzt. Beim Öffnen der Haustür bietet sich heute ein langer Flur an, an dessen Ende sich in den meisten Fällen die Küche befindet. Auch dieser Flur ist ein Überbleibsel der einst großen Diele, die an einer Seite Platz für eine oder zwei Kühe bot sowie einer kleinen Kammer. An der gegenüberliegenden Seite befand sich ebenfalls eine Kammer, die als Werkraum benutzt wurde. Zwischen den einzelnen Häusern sind im Abstand

von etwa 50 cm Gänge, auch Gossen genannt, um in die hinter den Häusern liegenden Gärten zu gelangen. Ursprünglich dienten sie aber nur als Auffang für das von den Dächern fallende Regenwasser.

Die Not unter den Bürgern der Stadt war damals groß, und es ist nicht bekannt, wie sie die Kosten, die ein Neubau nun einmal mit sich bringt, aufgebracht haben. Wie aus einem Schreiben aus dem Jahre 1691 hervorgeht, hat sich auch der Sekretär des Drostens von Galen für die Bürgerschaft eingesetzt.

„Ihro hochfürstl. Gnaden zu Münster, unser gnädigster Herr, befehlen hiermit gnedigst, daß derjenige vechtische Bürger, welcher in diesem undt negst vorig. Jahr ihre Häuser neu aus nichts gezimmert haben von der Hausstettenschatzung diesmal befreyet bleiben sollen. Gesteltdt unsere Beambten in Vechta eine aufrichtige Designation darin selbe unseren Münsterischen Pfennigmeistern einzuschicken, und daraus selbiger sich die Gelder (küren ?) zu lassen hat.

Uhrkundt der Handtzeichnung gegen

Dinklage am 5. 7bris 1691

Friedrich Austien”⁵⁾

Aus dem Jahre 1691 liegt eine Notiz vor, in der 18 Bürger namentlich festgehalten sind, die in den Jahren 1690 und 1691 gebaut haben. Neben diesen namentlich aufgeführten Personen sind darin „20 Poggenborgers“ erwähnt, die in 1690 und 1691 „neues gezimmert und respe in zimmern begriffen.“ Erstmals findet sich in dieser Notiz die Bezeichnung „Poggenburg.“

In den Kirchenbüchern und städtischen Akten wurden in den ersten zwei Jahrhunderten nach Anlegung der Straße bei Namensnennung, gleich aus welchen Gründen, bei den Bürgern dieser Straße immer der Vermerk „auf der Poggenburg“ angebracht. Bei den Bürgern, die an anderen Straßen der Stadt wohnten, fehlt eine Straßenbezeichnung. Woher dieser Name?

Zur Burg Vechta, die im Jahre 1689 zerstört wurde, gehörten eine Mühle und umfangreiche landwirtschaftliche Flächen im Vechtaer Esch, die bearbeitet werden mußten. Außerdem wurden auf der Burg für den Landesherrn, dem Drost, Pferde und Hunde untergebracht. Eine solche Burg nannte man auch wohl „Poggenburg“. Im Volksmund wurde daraus „Poggenburg“. Ehemalige Arbeiter auf der Burg waren die späteren Anlieger an dieser Straße, die „Poggenbürger“. Der Name hat also nichts mit den amphibischen Tieren, die sicherlich in großer Anzahl im Umkreis der Burg lebten, zu tun.

Mit dem Ausbau der Straße begann die Stadt im Jahre 1694. Es liegt aus dieser Zeit eine Abrechnung vor,
„Rechnung des durch die Contrescarper Gräfte geführten Fuß- und Fuhrdammes halber“⁴⁾

aufgestellt von dem damaligen Stadtkämmerer. Dieser Rechnung ist folgendes zu entnehmen.

Mit dem Bau der Straße war der Corporal Baumann beauftragt, der dafür 26 Reichsthaler erhielt. Für das Abfahren von Erde, aus dem Graben vor dem Schüttstall, auf den besagten Damm, wurden zwei Reichsthaler gezahlt. Am 16. August 1694 wurde das Steingut geliefert. Jürgen Enter erhielt für das Schärfen von Hacken 12 Schillinge. Für Lieferung von Schubkarren und Bretter wurden 43 Schillinge berechnet. Im gleichen Jahr wurden weitere Bauplätze angewiesen und zwar die Grundstücke mit den Häusern Nr. 29 - 33 und 26 - 36.

Der Straßenbau war auch damals schon eine kostspielige Angelegenheit. Die Stadtverwaltung kam deshalb nicht umhin, alle Bürger der Stadt zur Kasse zu bitten. So wurde noch 1693 für den „neu angelegten Damm aufn Klingenhagen durch die Contrescarper Gräfte“ Beiträge erhoben. Die überwiegende Mehrheit der Bürger zahlte hierfür einen Satz von 1 Reichsthaler.

Es ist nicht festgehalten, ob es an dieser Straße im Jahre 1698 einen größeren Brand gegeben hat. Nach Reinke ist diese Straße seit ihrer Gründung bis zum Zweiten Weltkrieg von Feuersbrünsten verschont geblieben. In der „stadtvechtischen Kemmerey Rechnung pro Anno 1698“ ist folgendes festgehalten:

„Bei Hermann Hackmann sindt folgende Poggenbürger restlich des in maio 1698 erlidnen Brandtschadenshalber ahn Schatzung so völlig berechnet aber nicht bezahlt.“⁶⁾

In dieser Abrechnung waren die Schatzungsgelder zunächst in voller Höhe als Eingang gebucht worden.

Im „Protocollum civitatis vechtensis“ ist am 10. Mai 1729 folgendes festgehalten:

„Nachdem nunmehr drey verschiedene Mahlen durch den Schmieden die gantze Stadt in Noth gesetzt und dadurch viele Häuser eingeeschert worden undt dan Bürgermeister und Rath sich resolvieret gehabt die Schmieden alle auß der Vechte herauszuschaffen.“⁷⁾

Nun, soweit ist es nicht gekommen.

Es sind also drei Brände durch Funkenflug aus einer Schmiede entstanden. Bekannt sind bisher nur die Brände in den Jahren 1711 und 1729. Der große Brand von 1684 kann hier nicht gemeint sein,

da dieser durch Selbstentzündung von Torf oder Heu entstand. Es kann also davon ausgegangen werden, daß diese neu angelegte Straße wiederum durch eine Feuersbrunst großen Schaden erlitt. In der oben erwähnten Rechnung sind 16 Bürger genannt.

Die ersten Anlieger der Straße waren sogenannte Ackerbürger, Bürger, die neben ihrem Beruf eine landwirtschaftliche Tätigkeit ausübten. 1730 wurden folgende Berufe angegeben:

7 Tagelöhner, 3 Weber, 1 Schneider, 1 Färber, 1 Radmacher, 1 Faßbinder, 1 Müller. 17 Personen gaben keinen Beruf an. Fünfzig Jahre später gab es 21 Tagelöhner, 2 ehemalige Soldaten, je einen Schreiber, Schreiner, Schneider, Ratsherrn sowie drei Weber. Die Not der Bevölkerung allgemein zwang viele Familienväter Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts außerhalb der Stadt nach Arbeit zu suchen. Hierzu diente im geringen Umfang die Hollangängerei, groß dagegen die Zahl derjenigen, die sich eine Beschäftigung auf Heringsbuysen als Schiffer suchten.

Etwas freundlicher sah es um 1840 aus. In einem Verzeichnis der handelstreibenden Handwerker der Stadt wurden im Jahre 1839 nachstehende Anlieger mit aufgeführt:

Bessenhorst Anton, Kaufmann	Klövekorn Anton, Drechsler
Kröger Henrich, Kappenmacher	Rump Caspar, Müller
Tappehorn Bernard, Kaufmann	Busch Henrich, Weber
Klövekorn Joh. Henr., Schuster	Krümpelbeck Dietrich, Maurer
Neumeister Andreas, Maurer	Rump Anton, Schreiber
Strotmann H., Zimmermann und Pumpenmacher	Tiemerding, Weber

Neben diesen gab es noch einen Kuhhirten, Feldhüter, Notarius, Soldaten, Schiffer, sowie Tagelöhner und Webergesellen.⁸⁾

Im Jahre 1939 gab es 8 Arbeiter, 9 Maurer, 2 Zimmerleute, 3 Schriftsetzer, 2 Post- und 2 Bahnbeamte, 1 Justizbeamter, 1 Schmied und 1 Schlosser.

Es sei hier vermerkt, daß nur die Familienvorstände aufgeführt sind und nicht die Familienangehörigen, auch dann nicht, wenn sie im Beruf standen.

Den meisten Kindern der Straße blieb eine akademische Ausbildung versagt, da das Elternhaus nicht in der Lage war, die für die damaligen Zeiten enormen Kosten für ein Studium aufzubringen.

Aus einem Verzeichnis der Geistlichen der Pfarrgemeinde St. Georg gehen die Namen von acht Personen hervor, die Kinder dieser Straße waren. Von ihnen sei hier der langjährige Senior des ge-

samten Klerus der Diözese Münster, Pfarrer Georg Fortmann, 1864 - 1959, erwähnt. Fortmann wurde 1889 in Münster zum Priester geweiht, war als Cooperator in Steinfeld und Neuscharrel tätig und verwaltete von 1894 - 1899 die Vikarie in Neuenkirchen und von 1899 - 1904 in Bühren. Anschließend war er in Rheine tätig. 1912 berief ihn der Bischof als Pfarrer nach Recklinghausen, wo er bis 1949 wirkte. Er starb 1959. Auch eine Anzahl Ordensschwwestern stammen von dieser Straße. Einem Bericht der Oldenburgischen Volkszeitung aus dem Jahre 1940 zufolge lebten damals allein fünf Ordensschwwestern, die bereits vierzig Jahre und länger ihren Dienst im Kloster ausübten. Im Jahre 1989 starb Schwester Cresencia, die Tochter des Caspar Mönning. Schwester Cresencia versah ihren opfervollen Dienst bei den Papuas auf Neuguinea. Während des Zweiten Weltkrieges war sie drei Jahre in einem japanischen Konzentrationslager. Krank kehrte sie daraus zurück, versah aber trotzdem noch vierzig Jahre den Dienst am Nächsten. Insgesamt gehörte sie 78 Jahre dem Orden an.

Viele Generationen hindurch lebten sie an dieser Straße. Das Haus ging von den Eltern auf eines der Kinder über. Hier herrschte nicht der adelige und bäuerliche Brauch, der eine Erbfolge nur dem erstgeborenen Sohn zusprach. In diesen Häusern wurde der Erbe, der seine Kindespflicht den alternden Eltern gegenüber erfüllte. Da diese Pflicht in den meisten Fällen von den Töchtern erfüllt wurde, kam es zu der Besonderheit, daß viele Familien über ihre Töchter seit Generationen hier ihren Wohnsitz haben bzw. hatten. Dieses änderte nichts an den Eigentumsverhältnissen, sondern hatte nur einen neuen Familiennamen zur Folge. Es gibt hierfür viele Beispiele. So lebten in dem Haus, welches auf dem heutigen Parkplatz an der Südseite der Straße stand, von 1691 - 1923 die Familien Hasenkamp und Tappehorn. Im Haus Nr. 4 lebten von mindestens 1776 - 1964 die Familien Mousseth und Ellmann. In dem 1954 abgebrochenen Haus Nr. 19 lebten von 1741 - 1950 die Familien Kolhoff-Tiemerding-Knipper und Meyer. Im Haus Nr. 23 lebten von 1694 bis 1927 die Familien Flach-Bertram-Klövekorn-Kuhlmann und Hesing. Diese Aufstellung könnte für weitere Häuser erstellt werden.

Im Rahmen der Geschichte dieser Straße gebührt der Nachbarschaft eine besondere Erwähnung.

Über der landesüblichen Nachbarschaft gab es in Vechta Nachbarschaften, die ganze Straßenzüge umfaßten. Um 1700 gab es ihrer fünf,

„die große Nachbarschaft oder Pfingsten (Große Straße)
die poggenburger Nachbarschaft
die Burgstraßen pfingsten
die Kirchstraßen pfingsten
Klingenhagener pfingsten”,

so im Text von 1733.⁷⁾

Diese Nachbarschaften waren auf genossenschaftlicher Basis aufgebaut und hatten den Charakter einer juristischen Person. Deshalb konnten ihren Mitgliedern Pflichten auferlegt, Umlagen erhoben und Beiträge eingezogen werden. Die Aufnahme in diese Nachbarschaft war freiwillig und erfolgte stets auf der Nachbarschaftsversammlung, die am ersten Pfingsttag stattfand. Die Nachbarschaft hatte daher auch wohl den Namen „Pfingsten”. Es ist nicht bekannt, wann sich diese Vereinigungen gebildet haben. Nur aus den Archivunterlagen ist ersichtlich, daß sie zu Beginn des 18. Jahrhunderts so stark waren, daß sie den städtischen Dienststellen zu trotzen wagten.

Nach Willoh besorgten diese Nachbarschaften für ihren Bezirk die Brandschutzgeräte, die Totenbahnen und Totenlaken. Sie waren mit zuständig für den Zustand der Straßen und Brücken und für die Besorgung der zur Bewaffnung notwendigen Geräte. Letzteres deutet darauf hin, daß sich diese Nachbarschaften in unruhigen Zeiten, Kriegszeiten, gebildet haben. Vielleicht im Dreißigjährigen Krieg mit seinen vielen Überfällen.

Die Nachbarschaft wählte aus ihrer Mitte den Vorsitzenden. Dieser hatte über alle auf der Nachbarschaftsversammlung festgelegten Punkte Buch zu führen sowie über die Einnahmen und Ausgaben. Die ordnungsmäßige Führung des Nachbarschaftsbuches wurde 1729 durch die Stadt kontrolliert. Leider ist das Nachbarschaftsbuch der Mühlenstraße mit den Jahren 1798 - 1944 bei dem Luftangriff auf dem Vechtaer Flugplatz, am 15. August 1944, bei dem auch die Mühlenstraße schwer getroffen wurde, verbrannt. Es kann angenommen werden, daß zwischen den einzelnen Nachbarschaften bezüglich ihrer Aufgaben keine wesentlichen Unterschiede bestanden. Der Versammlungsort wechselte alljährlich von Haus zu Haus. Die Einnahmen bestanden in Beiträgen, die in den Nachbarschaften in unterschiedlicher Höhe erhoben wurden. Beitragspflichtig war jeder Haushaltsvorstand sowie jeder Mann und jede Frau, die durch Heirat in die Nachbarschaft aufgenommen wurden. Auch bei Kauf eines Hauses war eine Gebühr zu zahlen. Es liegt, aus dem Nachbarschaftsbuch des Klingenhagen, darüber folgende Erklärung vor:



Mühlenstraße 1989

Foto: L. Becker

„Wan ein in pfinden wohnender in selbes ein haus bauet, so zahlt er davon im pfinden 1..., wan aber einer außer den pfinden wohnender ein haus in selbes kauft, und er ziehet von ein anderes pfinden oder eines außer der Stadt (in) das Haus will es mit seiner Frau bewohnen, so bezahlet derselbe die nachbarschaftsgebühr mit 2... welche zu anschaffung der nothgerätschaften verbraucht werden.“⁹⁾

Die sonstigen Einnahmen ergaben sich aus Umlagen, die bei besonderen Anlässen erhoben wurden. Die Ausgaben bestanden in Gelder für die Instandhaltung und Neuanschaffung von „Brandtgerätschaften“ wie: „Notheymer, Nothhaken und Nothleytern“ sowie die Kosten der Bestattung verstorbener Nachbarschaftsmitglieder. Übrig gebliebene Gelder wurden gemeinsam verzehrt..

Als Ende des vorigen Jahrhunderts alle diese Aufgaben auf die Stadtverwaltung übergangen, lösten sich die Nachbarschaften auf. Die Mühlenstraße-Nachbarschaft blieb jedoch bestehen und gab sich neue Aufgaben, wie Beihilfe in Sterbefällen durch Übernahme der Kosten für den Leichenwagen, gemeinsames Schmücken der Straße bei besonderen Anlässen, insbesondere bei der Fronleichnamsprozession, und drittens die Vertretung der Interessen der Anlieger durch ein Nachbarschaftsmitglied gegen-

über der Stadt. Die Mühlenstraße-Nachbarschaft löste sich offiziell erst im Jahre 1973 auf, als auch diese Aufgaben durch städtische Maßnahmen in Fortfall kamen.

Nur dort, wo sich ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelt, kann sich eine Tradition bilden. Sie stirbt aber wieder mit dem Auseinanderfallen der Gemeinsamkeit. Die Mühlenstraße-Nachbarschaft hat sich dieses Zusammengehörigkeitsgefühl bis in unsere Zeit bewahrt. Sie pflegte es nicht nur in Zeiten der Not, sondern auch in frohen Stunden.

Drei gesellige Veranstaltungen waren im Jahresablauf fester Bestandteil dieser Nachbarschaft, der Tanz unter dem Pfingstkranz, das Setzen der Pfingstbäume und das Abbrennen des Osterfeuers am Ostertag.

Aber es gab in der Geschichte der Nachbarschaft auch Ärger mit der Stadtverwaltung.

Nach dem Brand von 1729 machte der Drost von Galen den Stadtvätern schwerste Vorwürfe, daß so ein großer Schaden entstehen konnte. Die Stadtväter wiesen die Vorwürfe jedoch zurück und beschuldigten die Nachbarschaften, die ihre Beiträge „versoffen“ hätten, statt Löschgeräte zu kaufen. Im Jahre 1730 gab der Rat der Stadt eine neue Brandordnung heraus und ordnete gleichzeitig an, daß „Pfingstgelder“ nur noch für die Anschaffung von „Nothgerätschaften“ verwendet werden dürften. Hiergegen erhoben jedoch die Nachbarschaften Protest und drohten, die Beitragszahlungen ganz einzustellen. Bürgermeister und Rat wandten sich daher an den Landesfürsten mit der Bitte, eine gleichlautende Verfügung herauszugeben. Der Landesfürst ist dieser Bitte im Jahre 1736 nachgekommen. Die Nachbarschaften hielten sich jedoch nicht daran. Der Höhepunkt des Streites war im Jahre 1741. Der Rat der Stadt hatte wiederum die „Pfingstbücher“ eingezogen und überprüft. In dem Prüfungsbericht heißt es:

„... wegen poggenburger pfingsten deponierte Lüsse und Twenhowel, daß sie 5 Tonnen Bier verzehret, anbei bestellet hätten 3 Ey-mers zu 1 Rth, 2 Nothhaken und eine Nothleiter, wozu noch übrig und rückständig wehren ohngefähr 7 Rt.“⁷⁾

Etwa gleichlautende Berichte liegen über die übrigen Nachbarschaften vor. Es heißt dann weiter,

„... daß die poggenburger, große Straße, Kirchstraße und auch die Burgstraße pfingsten etwas verzehret, so dieselben wieder beibringen sollen.“⁷⁾

Die Klingenhagener Nachbarschaft unter Leitung ihres Vorsitzenden Christoph Adelman, weigerte sich, das Nachbarschaftsbuch

herauszugeben. Adelman leugnete „vor dem senat“ sogar, das Buch in Besitz zu haben.

„... wie dem Christoffer adelman, auß Commission Bürgermeister und Rath befohlen, das Pfindstbuch auszuliefern, und derselbe in Senati verschwieg, hatt derselbe geleuchnet, das er das Buch nicht sondern Endter solches zu Hause hette. Wie aber die Beyschaffung gemelten Buches ihm befohlen, und durch den Stadtdiener daran erinnert worden, er die pfindstlade mitn Buch vorm Hause gesetzt in Respectum Magistratis..“⁷⁾

Adelman wurde verurteilt.

„ist der adelman zu einen Notheymer straff declariret welcher durch Exemption plagen, selbe in 8 Tage nachliefern würde beygetrieben werden solle.“⁷⁾

Es kam zu einem interessanten Briefwechsel zwischen dem Landesfürsten und dem Bürgermeister der Stadt, Middendorf. Hier einige Auszüge aus Schreiben an die „Ew. Churfürstliche Durchlaucht“ betreffend dessen „hochlöbliche Verordnung“ aus dem Jahre 1736 wegen der abzuführenden Pfindstgelder.¹⁰⁾

„...Wie und welchergestalt Ew. Churfrüstliche Durchlaucht nach dem diese Stadt leider oft, und viele malen mit erbärmlichen Feuersbrünsten heimgesuchet worden, eine hochlöbliche Verordnung wegen der Pfindstgelder haben ergehen lassen, belieben Höchstdieselben sich aus der Anlage des Mehreren gnädigst zu erinnern.

Ich habe gleich darauf nicht ermangelt von solcher gnädiger Verordnung jeder Nachbarschaft eine Copie zu communicieren, und genaueste Befolgung derselben eingebunden, es haben aber einige Nachbarschaften sich wenig daran stören wollen, sondern haben nach wie vor das vorrätige Geld mehrst versoffen, und noch in diesem Jahr haben die Großenstraße, Poggenburger und Kirchstraßen Pfindsten der gnädigen Verordnung zuwider die vorrätig gewesenen Gelder mit Saufen hindurchgebracht.

Ich habe solches Saufen nicht hindern können, und habe es also passieren lassen müssen.“

Middendorf fährt dann fort, daß er angeordnet habe, daß die Pfindstbücher im Rathaus überprüft werden. Vier Nachbarschaften seien seinem Verlangen nachgekommen und hätten die Bücher dem versammelten Rath vorgelegt. Nach Überprüfung habe er angeordnet, die versoffenen Gelder wieder beizuschaffen, und zwar



Mühlenstraße 1967

Foto: H. Aumann

innerhalb 8 Tagen. Nach vierzehn Tagen seien die „Schaffer“ zum Rath bestellt und gefragt worden, ob sie die rückständigen Gelder erhalten hätten. Diese hätten aber nur zur Antwort gegeben, was ihnen in den Nachbarschaften erklärt worden sei,

„das Pfingstgeld gehöre ihnen, solches wäre von ihren Vorfahren allzeit also gehalten, dabei solle es auch bleiben.“

Er fährt fort:

„unter den vier producierten Büchern befand sich eins, das Poggenburger Pfingstbuch, worin alles durchstrichen war, doch gestanden sie ein, 10 Rth. verzehrt und versoffen zu haben und gaben vor, für das übrige Geld hätten sie Nothgerätschaften bestellt.

Wie nun darauf sind drei Personen aus solcher poggenburger Nachbarschaft zum Rathaus berufen und ihnen befohlen specificie zu melden, welche noch schuldig wären, und wer die Gelder collectiert hätte, und wie selbe zur Antwort geben, sie wüßten solche nicht, da befand sich unter dem congregirten Rath ein Rathsherr, Thier genannt, welcher obgenannten drei Personen von der poggenburg mit hohen Worten beifiel und selbe halsstarrig machte im öffentlichen Rath und im Beisein jener drei Männer auffahrend, sie thäten Recht daran, daß sie sagten, sie wüßten nichts, sie könnten es nicht besser machen und antworten, denn das wäre Geld so der Nachbarschaft gehöre.

Ich habe darauf gemelten Rathsherrn Thier, welcher auch das Klingenhagener Pfingstbuch im Hause hält, gesagt und Kraft der Churfürstlichen Verordnung befohlen, auch das Klingenhagener Pfingstbuch beizubringen, ich habe aber zu meiner Confusion im congregirten Rath die Antwort vernehmen müßen, es werde nicht geschehen.

Er wolle es lieber in Stücken zerhacken, als daß sein Buch solle im Rathaus zum Vorschein kommen.

„... endlich hat er sich auch in öffentlicher Congregation des Raths herausgelassen, daß, wenn auch 100 Soldaten kommen würden, das Buch nicht zum Rathaus gebracht werden solle, und wenn es zu Prozeß käme, wollten sie 50 Thlr. zusammenbringen.

„... Nun muß einer jeder Mensch erkennen, daß die von Ew. Churfürstliche Durchlaucht genädigst herausgegebene Verordnung so heilsam, das keine heilsamere erfunden werden möge.“

Er beschließt seinen Brief mit dem Hinweis, daß die „Brandgerätschaften im schlechten Zustand seien und der Amtsdroste Geheimer Rath Freiherr von Galen ihn habe hart angelassen wegen dessen, daß die Pfingstgelder versoffen würden, und in Zeit der Noth gar keine Gerätschaften zur Hand wären.“

„Ich kann auch die von Ew. Churfürstlichen Durchlaucht mir aufgetragene Execution nicht vollstrecken, weil ich unter dem gemeinen Volk eine Revolte befürchten muß, da selbes von einem Rathsherrn Thier unterstützt und angeführt wird, welcher die Wohlfahrt der Stadt zu suchen schuldig wäre, und dazu in Eide und Pflichten steht.

Ich komme daher solches Alles und meine Unmöglichkeit zu melden die unterthänigst gehorsamste Ersuchung zu thun, mich dahin zu nuteniren, das dero gnädigste Verordnung ihren billigen und rühmlichen Effekt erreiche, der ich erstrebe in tiefster Veneration.“

Der Churfürst forderte aufgrund dieser Klageschrift seine Beamten auf zu prüfen, ob seinen Anordnungen vom 15. Juni 1736 Folge geleistet werde. Wenn nicht, seien die rückständigen Gelder ohne Nachsicht einzuziehen und der Commandant zu Vechta solle die hilfreiche Hand bieten.

Die Klingenhagener Nachbarschaft weigerte sich weiterhin, das Pfingstbuch auszuliefern. So kam es 1744 zu einem Prozeß, über den aber nichts bekannt ist. Aus einer Bemerkung aus dem Jahre 1759 geht hervor, daß die Kosten des Prozesses für die Nachbarschaft Klingenhagen 65 Rtlr. und 20 Schill. betragen.

Die Nachbarschaften haben ihre Selbständigkeit bewahrt, haben aber das Zugeständnis machen müssen, daß die Nachbarschaftskasse nicht mehr für Getränke in Anspruch genommen werden durfte.

Die Große Straße Nachbarschaft versuchte noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre Rechte geltend zu machen. Doch ihre Klage wurde vom Gericht zurückgewiesen.¹⁰⁾

Die Mühlenstraße Nachbarschaft ist offiziell im Jahre 1973 aufgelöst worden. Eine über 300 Jahre alte Tradition endete damit. Ihre Auflösung hat mehrere Ursachen:

1. Der sogenannte Fortschritt unserer Zeit hat zu einer Entfremdung der Menschen untereinander geführt.
2. Es ist der Nachbarschaft nicht gelungen, Ersatz für die seit Jahrhunderten bestehenden Aufgaben zu finden. Alte Bräuche starben aus. Kosten im Sterbefall werden durch Versicherungen gedeckt. Der Neubau der Straße ermöglicht es nicht mehr,

die Straße bei Prozessionen in der althergebrachten Weise zu schmücken. Der Gesang unter dem Pfingstkranz wurde als rückständig verworfen. Als in den fünfziger Jahren eine Gruppe junger Menschen an Pfingsten singend durch die Straßen der Stadt zogen und einzelne Autofahrer deshalb anhalten mußten, wurde das als „randalierende Jugendliche“ bezeichnet. Aber auch der Tod hat in den letzten Jahren reiche Ernte unter den älteren Mitbürgern gehalten. Zugezogene fremde Bürger hatten eine Entfremdung zur Folge und begünstigte die Auflösung der Nachbarschaft.

Geblieden ist trotz allem, auch mit den fremdländischen Bürgern, ein gutes Einvernehmen unter den Anliegern dieser Straße. Versuche zur Wiederbelebung der Nachbarschaft sind bisher leider gescheitert, sollten aber trotzdem nicht aufgegeben werden.

Quellenverzeichnis

- 1) Prof. Dr. Georg Reinke
Ein Spaziergang durch Vechta 1929
- 2) Dr. Cl. Pagenstert
Heimatkunde von Vechta
Vechtaer Druckerei und Verlag 1902
- 3) Willoh Karl
Der Wiederaufbau der Stadt Vechta nach dem Brand von 1684
in: Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg.
Oldenburg VII 1898
- 4) Niedersächsisches Staatsarchiv Oldenburg
(NSTAO) 262-11 1277
- 5) NSTAO
262 - 11 2403
- 6) NSTAO 262 - 11 169
- 7) Protocollum Civitatis Vechtensis Habitum per Civitatis Secretarium
Bernardum Henricum Farvick 1727
in Heimatbücherei Vechta
- 8) Allgemeines Landes-Adreßbuch
für das Herzogthum Oldenburg und die Erbherrschaft Jever
für das Jahr 1839
Verlag Gerhard Stalling
- 9) Professor Dr. Pagenstert
Die Nachbarschaften in der Gemeinde Vechta
in: Heimatblätter, Beilage der Oldenburgischen
Volkszeitung vom 22. Jan. 1927
- 10) Professor Dr. Pagenstert
Vechtaer Nachbarschaften
in: Heimatblätter, Beilage der Oldenburgischen Volkszeitung vom 22. Jan. 1927
- 11) Staatsarchiv Münster, Kartensammlung Nr. A 2300
- 12) Ebda. Nr. A 2159

Werner Kuper

Die Schmitjan - Gedenktafel in Bakum



Die Gedenktafel zeigt das Hauswappen der Familie Schmitjan mit einem Einhorn.

DER HOCHEDEL GEBOHRN MANHAFTER HERR ANTON THEODOR SCHMITJAN, ZEIT LEBENS GEWESENER HOCHFÜRSTLICH MÜNSTERISCHER ARTILLERIE HAUPTMANN UND BESONDERS HIESIGER KYRCHEN UND ARMEN GUTHÄTER, IST GEBOHREN 1682 UND GESTORBEN 1750 D: 24 TEN FEBR:

R. I. P.

Agnes-Catharina, eine Tochter des Kornetts Bernd Arkenstette aus Elmelage und seiner Frau Gustanna geb. Voß, der Erbin von Haus Bakum, heiratete am 10. Mai 1722 den Artillerie-Offizier Anton Theodor Schmitjan und erhielt aus dem Voßschen Erbe ein Wohnhaus hinter dem Chor der Bakumer Kirche. Die Schmitjan-Nachkommen verkauften das Haus an Siemer und zogen nach Münster. Es handelt sich um das spätere Geschäftshaus Theißen, das 1975 bei der Erweiterung der Loher Straße abgerissen wurde. An dem ehemaligen Artillerie-Offizier Schmitjan erinnert eine hölzerne Gedenktafel, die bis 1905 in der alten Bakumer Kirche hing und sich heute im Hause Kathe befindet. Die Inschrift auf dieser Tafel lautet:

Werner Kuper

„. . . ein Streich, den übet kein Jude aus“

Mit diesen harten Worten bekunden die Heuerleute des Hauses Bakum 1848 in einem Brief ihren Unwillen gegenüber Herrn von Ascheberg (Gut Ihorst), der seit 1767 Eigentümer des Gutes Bakum ist. Sie wenden sich dabei an Rentmeister Hoffrogge, der das Bakumer Anwesen im Auftrage des von Ascheberg verwaltet. Sie sind in einer Zeit allgemeiner wirtschaftlicher Flaute und nach mehreren Mißernten schon hart genug getroffen und beklagen sich jetzt darüber, daß ihnen die Heuergelder erhöht und die Wiesengrundstücke genommen werden sollen. Anscheinend ging es den gutseigenen Heuerleuten und Pächtern ohnehon wirtschaftlich schlechter als den Heuerleuten, die zu einer Bauernstelle gehörten.

Aus dem genannten Bittbrief spricht die Angst vor bitterer Armut, aber auch die Empörung über das rücksichtslose Vorgehen des Gutsbesitzers. Wie daraus zu entnehmen ist, sind die Heuerleute sogar bereit, ihr Pferd abzuschaffen, um nur genug Futter für die Kühe zu haben, die die Existenzgrundlage eines jeden Heuermanns bildeten.

Der Brief, der in der Rechtschreibung des vorliegenden Originals wiedergegeben wird, hat folgenden Wortlaut:

Herr Rentmeister Hoffrogge

Wir Heuerleute des Hauses Bakum sind beysamen gewesen und einjeder hat gesagt, daß er seit dem, daß wier die neuen Auflage erhalten haben, bey allem Fleiß und Sparsamkeit zurück gekommen ist, das würde noch Schlimmer gewesen sind, wenn wir nicht die Arbeit mit die Kühe gethan hätten. Was sollen wir nun anfangen, in den Garten hat keiner so viel Gras, womit er sein Vieh diesen Sommer füttern kann. Vieh Weide haben wir nicht, wo noch Weide ist, da dörfen wir es nicht, die Wiesen sind uns genommen mit denen wir uns retten könnten, unser Vieh Todt schmachten lassen das geth nicht, darum müßen wier die Wiesen zu dem Alten Preise der vorhär gewesen ist, wieder bei der Heuer haben. Die Pferde sind sie willens wenn die Frühlings Saat geschehen abzuschaffen, das können wier die Kühe nicht, dann können wier keinen Dünger machen, denn sind wir gleich in Armuth, wohin dann, daß Kirchspiel will uns nicht nehmen, der Ausschuss sagt, hat es



auch der Herr des Hauses Bakum oder dessen Rentmeister so nahe gelegt, daß ihr nicht Leben könnt, so soll er euch auch unterhalten, an Fleiß und Sparsamkeit fehlt es nicht, wenn am Sonntage unsere Nachbarn aus der Kirche kommen und für einen groten Bier trinken, so gehen die Haus Bakumer Heuerleute vorbey, weil sie nicht so viel übrig haben. Dieses thun sie, weil alle gerne einem jeden das seinige geben wollen. Alle Heuerleute des Hauses Bakum haben etwas Geld auf Zinsen gehabt, einige haben schon Kapital angesetzt, andere mit Zinsen und verdienst die Heuergelder zusammen gesucht. Erspart aber hat keiner etwas, so bleibt es nicht aus, es kömmt Armuth, wenn nicht die Heuer wieder herunter gesetzt wird. Auch der Herr vom Füchtel hat seinen Heuerleuten die Heuer viel herunter gesetzt. Das Amt, der Ausschus, die Armen Väter, der Kirchspiel Vorstand hat uns gesagt, wir sollten uns über die Heuer beschweren bei dem Herrn, und Rentmeister des Hauses Bakum, wenn dann kein Nachlaß von der Heuer käme, so daß die Heuerleute Leben können, so soll der Herr des Hauses Bakum auch seine Heuerleute unterhalten, denn bey keinem ist es so wie bey dem Hause Bakum, den Heuerleuten die Wiesen zu nehmen und öffentlich meistbietend verheuern wollen, das ist ein Streich, den übet kein Jude aus, sagt der Ausschus.

Da wir nun Bauern Heuerleute gleich sind, so nehmen wir von diejenigen Lasten, die auf Grundbesitzers fallen, nichts an. Das fahren an den Wegen bezahlen wir künftig nicht, in Kriegszeiten und öffentlichen natural Dienstleistungen, leisten wir dem Hause Bakum keine Hülfreich Hand. Bezahlen thun alle in Gangbaare Münze wie sie es haben das wollen auch wir. Wenn im May hier auf dem Hause Bakum Empfang ist, dann wollen wir es wissen, ob wir die Wiesen zu dem Alten Preise bekommen, und wenn hierüber keine Gewißheit kommen kann, brauchen sie auch um Geld nicht zu kommen. Von der ... Auflage und Weinkauf wollen wir künftig nichts wissen. Diese Beschwerung über die Häuser ... wir, das sollen auch wir, damit wenn Klage oder Armuth kömmt, wir sie bey dem Amte vorzeigen können.

Diesen Brief wünschen die Heuerleute, daß ihn der Herr des Hauses Bakum erhalte.

Haus Bakum, April 26ten
1848

Sämpliche Heuerleute
des Hauses Bakum

Die Schulverhältnisse in Cloppenburg und im Kirchspiel Krapendorf im Jahre 1804

Eine Denkschrift des Cooperators Gerhard Klüsener

Neue Landesherrschaft und alte Schulverordnung

Am 6. April 1803 ist zu Regensburg eine Vereinbarung getroffen worden, derzufolge dem Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg (1755 - 1829; Regierung seit 1785) „die zu dem vormaligen Hochstift Münster gehörig gewesenen beiden Aemter Vechta und Cloppenburg und zwar in secularisirtem Zustande, mit allen denselben anklebenden Gerechtsamen, Gütern und Einkünften... und mit der völligen Landeshoheit, so wie auch mit den in beiden Aemtern belegenen geistlichen Corporationen, Stiftern, Klöstern und deren Gerechtsamen und Gütern, zugefallen sind“. So hieß es im Besitznahmepatent des Herzogs vom 30. Juni 1803.¹⁾

Mit der Inbesitznahme der beiden Ämter beauftragte Herzog Peter den Etatsrat und Vizekanzleidirektor Johann Conrad Georg und den Regierungskanzleiassessor und Landesarchivar Christian Ludwig Runde.²⁾ Diese beiden vollzogen den staatsrechtlichen Akt der Besitznahme am 18. Juli 1803 in Vechta und am 20. Juli 1803 in Cloppenburg. Im Zuge der Huldigungszeremonien überreichte der Cloppenburger Magistrat den beiden Oldenburger Staatskommissaren die Stadtschlüssel auf einem seidenen Kissen; über dem Rathauseingang wurde zum Zeichen des Hoheitswechsels das herzogliche Wappen angebracht. Dem Huldigungsvorgang folgte das vom Amtsdechanten Friedrich Anton Veget³⁾ angestimmte feierliche „Te Deum laudamus“, der Ambrosianische Lobgesang, nachdem der Vicarius Cooperator Gerhard Klüsener, der dem Dechanten Veget aus Alters- und Krankheitsgründen als Hilfsgeistlicher zur Seite stand, eine Ansprache gehalten hatte. Mit einer Festtafel für die Honoratioren des Amtes und einem Ball auf Kosten des Landesherrn endete der feierlich vollzogene Herrschaftswechsel im Amt Cloppenburg.⁴⁾

Für den danach beginnenden Alltag des Regierens und Verwaltens

war ein bestimmender Punkt, daß die beiden katholischen Ämter in das Territorium eines protestantischen Landesherrn einverleibt worden waren.⁵⁾ Damit war an die Stelle der zu münsterscher Zeit gegebenen Konfessionseinheit von Landesherr und Bevölkerung die Konfessionsverschiedenheit zwischen beiden getreten. Daraus konnten Reibungen entstehen, da nach damaligem Recht die staatliche Zuständigkeit für viele kirchliche Bereiche selbstverständlich war.

Da jedoch gemäß dem Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803, dem Oldenburg den Erwerb Vechtas und Cloppenburgs verdankte, die Diözesangrenzen vorläufig „in ihrem bisherigen Zustande verbleiben“ sollten, ordnete der Herzog in einem „Normativ“ vom 2. August 1803 an, „daß das General-Vicariat zu Münster annoch einstweilen... in beiden incorporirten Aemtern seinen bisherigen Wirkungskreis quoad mere spiritualia fortdaurend behalten“ sollte, daß es jedoch jede „geistliche Verordnung“ in den Aemtern nur mit Erlaubnis („Placet“) einer vom Landesherrn einzusetzenden Kommission verkünden dürfe, was auch für die Pfarrer galt. Auch sollten „einstweilen das Amt und der Wirkungskreis der resp. Landdechanten, so wie ihr Verhältnis in mere spiritualibus zum General-Vicariat, ungestört“ beibehalten werden.⁶⁾ Ausdrücklich wurde in dem „Normativ“ betont, daß die Zuständigkeiten des Generalvikariats und der Landdechanten der beiden Ämter sich nur auf die „mere spiritualia“, also auf die rein geistlich-seelsorglichen Angelegenheiten bezogen.

Das Schulwesen gehörte nicht zu den rein seelsorglichen Angelegenheiten, obwohl es in münsterscher Zeit der Zuständigkeit des Generalvikariats unterlegen hatte. Das Schulwesen wurde als eine staatliche Sache angesehen, wenn es auch in katholischen wie in protestantischen Territorien nach wie vor in enger Bindung zur Kirche stand, insbesondere was die Aufsicht der Kirchen über den konfessionsgebundenen Religionsunterricht betraf. Bezüglich der Schulen in den beiden neuoldenburgischen Ämtern Cloppenburg und Vechta kam es also zu einem Zusammenwirken zwischen katholischer Kirche und protestantischem Staat, konkret zwischen dem Generalvikariat in Münster bzw. zwischen den beiden Landdechanten (seit 1807 dem Generaldechanten Haskamp für beide Ämter) auf der einen und der staatlichen „Commission zur Wahrnehmung der geistlichen Angelegenheiten in den Ämtern Vechta und Cloppenburg“, kurz „geistliche Commission“ genannt, auf der anderen Seite.

Diesem kooperativen Vorgehen des Herzogs bezüglich der Zustän-

digkeit bei der Schulverwaltung und -aufsicht entsprach die Beibehaltung der „Verordnung für die Deutschen und Trivial-Schulen des Hochstifts Münster“ vom 2. September 1801. Bis zum Erlaß des oldenburgischen Schulgesetzes vom 3. April 1855 ist die Schulverordnung von 1801 in den beiden katholischen Ämtern in Geltung geblieben. Diese Lösung konnte dem Herzog umso leichter fallen, als die Bestimmungen der münsterschen Verordnung in vielem mit den Grundsätzen des Schulwesens im lutherischen Oldenburg übereinstimmten, also keine untragbaren Gegensätze zwischen den „Schulsystemen“ in Alt-Oldenburg und in den neuen Gebieten bestanden.⁷⁾

Mit der Fortgeltung der Schulverordnung von 1801 wurden auch die darin vorgesehenen obligatorischen Wiederholungsprüfungen im Dreijahresturnus übernommen, in denen die Lehrer nachzuweisen hatten, daß ihre Kenntnisse und Fähigkeiten weiterhin die Zahlung eines Gehalts („Zulage“) und womöglich außerdem einer Leistungsprämie („Belohnung“) rechtfertigten. Zu diesem Zwecke wurde zum ersten Male im Jahre 1804 in Vechta eine Lehrerprüfung abgehalten;⁸⁾ die nächste folgte 1808,⁹⁾ und ab 1817 fanden sie dann regelmäßig dort statt.¹⁰⁾

Zu der Bestandsaufnahme über die Verhältnisse in den neuen Ämtern, die deren Inbesitznahme folgte, gehörte auch ein Überblick über das Schulwesen. In diesem Zusammenhang forderte die geistliche Commission die Landdechanten Friedrich Anton Veget in Cloppenburg und Bernard Heinrich Haskamp¹¹⁾ in Vechta am 18. Mai 1804 zu Berichten darüber auf, wie es in den beiden Ämtern um die Einrichtung und den Besuch der Sommerschule stand, die gemäß § 10 der Schulverordnung von 1801 abzuhalten war. Die Berichte der beiden Dechanten dazu sind überliefert.¹²⁾

Denkschrift des Cooperators Klüsener

Anscheinend aus eigenem Antrieb hat Gerhard Klüsener, der Cooperator des Cloppenburger Landdechanten Veget, der geistlichen Kommission am 20. September 1804 einen Bericht zugehen lassen, der die Überschrift „Über das Schulwesen in der Gemeinde Crapendorf“ trägt.¹³⁾ In seinem Begleitschreiben kennzeichnete er Inhalt und Absicht seiner Eingabe folgendermaßen:

„Euer Hochwohl- und Wohlgebornen habe die Ehre, meine Gedanken und Wünsche über das Schulwesen in der Gemeinde Crapendorf zukommen zu lassen. Es sind Wahrheiten und Wünsche, und ich bin der Meinung, an dem rechten Orte gesagt, könnten sie nützlich werden. Werden sie dieses, dann ist es genug. Sie brauchen

nicht gleich erfüllet zu werden: schon gut, wenn es noch eine Zeit gibt, wo es geschen wird.“¹⁴⁾

Klüsener hatte (in Vertretung des gesundheitlich hinfälligen Landdechanten Vaget) zusammen mit dem Vechtaer Dechanten Haskamp als kirchlicher Vertreter der Prüfungskommission angehört, in die der Herzog als staatliche Mitglieder den Kanzleiasessor Johann Christian Tenge und den Landgerichtsassessor Franz Wilhelm Spiegelberg entsandt hatte. Diese Kommission hatte vom 22. bis 25. August 1804 die erste Lehrerprüfung in Vechta abgenommen. Man wird annehmen dürfen, daß Klüsener seinen Bericht über die Schulverhältnisse im Kirchspiel Krapendorf unter dem Eindruck dieser Prüfung abgefaßt und eingeschickt hat. Denn bei der Prüfung waren von den 13 in den Kirchspielsorten des Amtes Cloppenburg tätigen Hauptschullehrern drei als „unfähig“ befunden worden. Weit schlimmer sah es bei den in den Bauerschaften tätigen Nebenschullehrern im Amt Cloppenburg aus: Nur neun waren für „fähig“, 33 dagegen für „unfähig“ erklärt worden. In den Bauerschaften des Kirchspiels Krapendorf standen zwei „fähigen“ acht „unfähige“ Nebenschullehrer gegenüber. Dieser trostlose Befund bot Grund genug, den Ursachen dafür nachzugehen und Vorschläge für Verbesserungen zu machen.

Wenn Klüsener in seinem Bericht von der „Gemeine Crapendorf“ spricht, so meinte er das Kirchspiel Krapendorf mit dem Wigbold Cloppenburg, dem Dorf Krapendorf und den in eine Zwölferreihe gebrachten zugehörigen Bauerschaften. Er hatte seine Ausführungen in sieben Abschnitte eingeteilt, die wiederum in Paragraphen untergliedert waren.

Im 1. Abschnitt („Zustand der Gemeinde und Lebensweise“) geht er auf die Berufsverhältnisse, die „bürgerliche Verfassung“ und die katholische Religion und die aus diesen jeweils herzuleitenden Ausbildungsziele der Schule ein.

In Abschnitt 2 („Lehrgegenstände für die Schulen“) schlägt er vor, neben den in § 2 der Schulverordnung von 1801 vorgeschriebenen Lehrgegenständen (Lesen, Schreiben, Katechismus und Sittenlehre, Rechnen, Abfassung eines Briefes, einer Rechnung usw.) auch die Kenntnis der für den Bürger und Landmann wichtigen Landesgesetze und -verordnungen, Haustierkunde, Baumzucht und Gartenkunde zu vermitteln.

Im 3. Abschnitt („Zustand des Schulwesens unserer Gemeinde“) beschreibt er — getrennt für Cloppenburg, Krapendorf und die Bauerschaften — die Schulen, die Zuständigkeiten für die Anstellung der Lehrer, die vielfältigen Verpflichtungen der Lehrer, ihre

aktuellen Fähigkeiten, ihre begrenzten finanziellen und sozialen Verhältnisse, die Beschaffenheit der Schulgebäude.

Im 4. Abschnitt („Warum sind die Schulen so und nicht anders?“) nennt er Ursachen für die unbefriedigende Schulwirklichkeit: mangelnder Eifer der Pfarrer für die Schule und Gründe dafür, Unwilligkeit der Bürger und Bauern, unzureichende Bildung und Ausbildungsmöglichkeit der Lehrer, Spannungen zwischen Magistrat und Geistlichkeit bezüglich Schulangelegenheiten.

Der 5. Abschnitt („Verbesserung des Schulwesens insbesondere“) weist wiederum für Cloppenburg, Krapendorf und die Bauerschaften getrennte Ausführungen auf. Die Vorschläge beziehen sich auf die Schulbaufinanzierung, die Verbindung von Schuldienst mit Chordienst und Nebengewerben, die Zuweisung von Land für Baumschule und Schulgarten, die Einführung des Strickens in der Schule, die Zusammenlegung von Bauerschaftsschulen.

Im 6. Abschnitt nennt Klüsener „Hindernisse, die diesen Vorschlägen im Wege stehen dürften“. In Cloppenburg sei es die Unlust der Stadt, „eine zweckmäßige Schule zu bauen“, in Krapendorf die Schwierigkeit, eine fähige Lehrerin zu bekommen. In den Dörfern seien die Bauern hinsichtlich der Schule kosten- und neuerungsscheu; außerdem fehle „die Anstalt, wo man die Lehrer bilden muß“.

Im 7. Abschnitt („Was noch sonst zur Verbesserung des Schulwesens zu tun wäre“) drängt Klüsener auf eine genauere Befolgung der §§ 8, 10 und 12 der Schulverordnung von 1801. Darin ging es um die Pflichten der Pfarrer gegenüber der Schule (wöchentliche Schulvisitation, halbjährliche öffentliche Prüfungen der Schulkinder in der Pfarrkirche, Erstkommunion) (§ 8), um die täglich oder wenigstens an einigen Wochentagen, sonst an Sonn- und Feiertagen abzuhaltende Sommerschule (§ 10) und um den weiteren Unterricht der Kinder nach Erstkommunion und Schulentlassung, um Sonn- und Feiertagsschulen für diese und schließlich um Unterricht und Prüfung für Brautleute (§ 12). Ferner meint er: „Es müste eine eigene Normalschule errichtet werden“, was zu Vechta geschehen könnte, wo die Lehrer beim Rektor Schöne „das Practische erlernen“ könnten. Zu Lehrern solle man nicht „alte Studenten“ nehmen, sondern Söhne von Schulmeistern und kleinen Beamten. Die Schüler brauchten einheitliche Bücher, vor allem ein gutes Rechenbuch, das der Prediger Brinkmann zu Garrel liefern könnte.¹⁵⁾ Um das Stricken in der Schule einzuführen, schlägt Klüsener vor, an die Kinder solle Garn verteilt werden; die von

diesen in der Schule gestrickten Strümpfe sollten verkauft und die Kinder am Erlös beteiligt werden. Die zahlreichen Geistlichen in Cloppenburg und Krapendorf¹⁶⁾ sollten sonntags in den Bauerschaften Christenlehre halten; der Vikar an der Kapelle zu Bethen sollte verpflichtet werden, „die größeren Kinder in der Stadt in der Arithmetik, Geographie, Geometrie, deutschen, lateinischen, griechischen Sprache eigens zu unterrichten“. Abschließend schlägt Klüsener vor, daß die Nebenschullehrer nach einer Zusammenlegung der Bauerschaftsschulen jährlich 8 bis 14 Tage am Unterricht des Hauptschullehrers am Kirchspielsort teilnehmen sollten, was bei beiden Lehrergruppen zu mehr Eifer führen würde.

Mit der Bescheidenheitsformel „Salvo iudicio meliori“, d. h. vorbehaltlich oder unbeschadet eines besseren, kundigeren Urteils, schloß Klüsener seine Denkschrift. Sowohl aus seiner örtlichen Kenntnis der Cloppenburg-Krapendorfer Verhältnisse (Magistrat, Geistliche, Lehrer, Bürger und Bauern) wie aufgrund seines Überblicks über die Lehrerschaft der beiden Ämter, den er bei der Lehrerprüfung in Vechta im August 1804 gewonnen hatte, war Klüsener in der Lage, ein treffendes Bild über die Zustände, ihre Ursachen und Gründe und ihre Verbesserungsmöglichkeiten zu entwerfen. Seine Denkschrift ist daher ein sehr aufschlußreiches Zeugnis über die Schulverhältnisse und -probleme im Kirchspiel Krapendorf um 1800. Sie besitzt darüber hinaus in vielen Punkten exemplarischen Aussagewert bezüglich der Schulwirklichkeit in den Bauerschaften des Niederstifts Münster (Ämter Meppen, Cloppenburg und Vechta) um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Klüseners Denkschrift, die Hans Hochgartz in seinen materialreichen Darlegungen zur Schulgeschichte von Cloppenburg und Krapendorf nicht berücksichtigt hat,¹⁷⁾ hat folgenden Wortlaut:¹⁸⁾

Über das Schulwesen in der Gemeinde Crapendorf

Iter Abschnitt

Zustand der Gemeinde und Lebensweise

§ 1

Die Gemeinde Crapendorf ist ziemlich groß und besteht aus dem Wiegbelde Cloppenburg, aus dem Dorfe Crapendorf und aus den Bauerschaften:

1. Schmertheim,
2. Behten,
3. Resthausen,
4. Notteln,

-
5. Stapelfeld,
 6. Vahrelbusch,
 7. Vahren,
 8. Stallvorden
 9. Tegelrieden,
 10. Lankum,
 11. Knehen und Nieholt,
 12. Garrel und ein paar Häuser in Warenstädte.

Alle leben, der eine mehr, der andere weniger, vom Ackerbau, selbst Cloppenburg und Crapendorf nicht ausgenommen. Die geringere Klasse auf den Dörfern ernährt sich vorzüglich vom Stricken. In Cloppenburg sind einige Kaufleute und Krämer: viele, die schlechtweg vom Ackerbau leben; in Crapendorf sind meistens Krämer und Handwerker. Die Handwerke, welche insbesondere getrieben werden, sind: das Schusterhandwerk, Schneider-, Becker-, Schreiner-, Faßbinder-, Kupfer-, Blech- und Schmiedehandwerk. Man sehe in der Oldenburger Zeitschrift Briefe, das Amt Cloppenburg betreffend. Stricken und Spinnen ist wenig und unbedeutend: desto häufiger in Cloppenburg und Crapendorf das Knopfmachen aus Cameelgarn.¹⁹⁾

§ 2

Da springt es nun gleich in die Augen, daß man in der Schule keine vornehmen Kinder habe: daß man sie nur zu gute Bauren, Heuerleute, Handwerker, Hauswirthte, Ehegatten u.s.w. bilden müße. Kaufleute und Krämer sollen nur wenige werden.

§ 3

Wir leben in einer Bürgerlichen Verfassung: haben gewisse allgemeine Gesetze und Verordnungen, die wir mit willigem Gehorsam befolgen sollen. Das Zweckmäßige dieser Gesetze einzusehen, diese Verordnungen zu kennen, um in vorkommenden Fällen darnach sich richten zu können, ist für jeden Bewohner unsers Herzogthums von Wert und Wichtigkeit. Es ist daran gelegen, daß die größeren Kinder, die der Schule bald entlassen werden sollen, hiermit bekannt gemacht werden; daß man ihnen aber durch einen weisen Unterricht den Gehorsam erleichtere und den Geschäftsgang fördere.

§ 4

Die Einwohner sind römisch-catholischer Religion. Diese Religion unterscheidet sich zwar von anderen Religionen nicht in Hinsicht der Sittenlehre: wohl aber in Hinsicht der Glaubenslehren. Sie ist reich an positiven Gesetzen, und ihr Gottesdienst ist durchaus auf sinnliche Menschen berechnet. Er fordert mannigfaltigen

Aufwand. Wachs und Wein und Oel: Gold und Silber: prächtige An-, Auf- und Überzüge: Pfarrer, Kapläne, Vikarien, Unter- und Oberdiener, Fahnen und Kreuzer u.s.w. Diese Religion erlaubt Verehrung der Heiligen Bilder: erlaubt Anrufung der Heiligen. Umstände haben Wahlfahrten, Bittfahrten, Processionen eingeführt. Menschen haben dem Teufel, haben Hexen aufgebürdet, guten und bösen Menschen an Leib und Leben: an Haus und Hof und Vieh schaden zu können. Das Volk hat es geglaubt, und Seegnungen, Gebete u.s.w. sollen oft augenblicklich wieder gut gemacht haben, was Hexen und Teufel verdorben hatten. Das und noch andere Dinge geben dem Volke eine eigene Stimmung des Gemüths, die man bey einem anderen Volke nicht antrifft. Hier muß nach dem catholischen Lehrbegriffe das Wesentliche vom Außerwesentlichen gesondert, und wie auch letzteres, wenn es auch nicht gehoben werden kann, zum Glauben, der durch Liebe wirkt, förderlich werden könne, gezeiget werden. Aberglaube und Dummheit muß in der Schule untergraben werden.

IIter Abschnitt

Lehrgegenstände für die Schulen

§ 1

Hieraus ergeben sich nun die Lehrgegenstände für die Schulen. Siehe Schulverordnung von 1801 § 2.

- a. Kunde der Landesgesetze und Landesverordnungen, welche den Bürger und Landesmann insbesondere angehen und von ihnen befolget werden müssen.
- b) Naturgeschichte der Hausthiere, ihre gewöhnlichen Krankheiten und Genesungen.
- c) Unterricht in der Baumzucht und Gartenkunde für Mägdchen. Es würde durchaus nützlich seyn, wenn auch diese drey Stücke mit zu den Lehrgegenständen der niedern Schulen gehörten. Es wäre unnöthig darzuthun, warum der Unterricht in den genannten Stücken so wichtig ist. Siehe § 4.

IIIter Abschnitt

Zustand des Schulwesens unserer Gemeinde.

A . I n C l o p p e n b u r g

§ 1

In Cloppenburg hat man je und je eine eigene Schule gehabt, die alleine für Knaben bestimmt war. Kurz nach den Zeiten der Reformation fand man für gut, einen Geistlichen Vicarius hiezu zu nehmen. Sie gaben Unterricht im Lesen, Schreiben, in den An-

fangsgründen der lateinischen Sprache, und in dem kristcatholischen Catechismus. Die Schulvikarien wurden Rectores chori - /Cantor/- und waren zugegen, wenn Todten begraben, Processionen gehalten und sonst in der Pfarrkirche wichtige Verrichtungen waren. So gut das für den Ortspfarrer seyn mochte: so gut das auch war, um den Lehrer einen anständigen Unterhalt zu verschaffen: so mußte doch die Schule allemahl dabey leiden. Denn es muste so manche Stunde dem Ausspenden der Sacramente, dem Gesange, dem Begleiten der Leichen gewidmet werden, die man der Schule wohl zweckmäßiger gewidmet hätte. Der Magistrat in Cloppenburg scheint dieses eingesehen zu haben, und suchte wider Wunsch und Willen des Herrn Pastoren Vaget einen weltlichen Lehrer der Obrigkeit zu praesentiren: und siehe, der Magistrat gewann. Um die Einnahme des neuen Lehrers, womit man so wohl zufrieden war, zu erhöhen, gab man ihm auch die Direction des Chors. Das zog nohtwendig auch etwas von dem mit sich, was man bei den Geistlichen Rectoren tadelnswürdig fand. Doch ließe sich durch Fleiß und Betriebsamkeit, durch Lust und Liebe zum Dinge wohl das noch vergüten, was der Schule entzogen werden muß, um den Chore zu dienen. Ob das immer geschehen sey? ist eine andere Frage, die ich zu verneinen geneigt bin, weil das Schulamt eben so schlecht, wo nicht noch schlechter besoldet ist, als das Amt eines Director Chori.

§ 2

Die Lehrgegenstände der deutschen Schule sind nun:

- a. Lesen,
- b. Rechnen, d. h. die Anfangsgründe der Aritmetik,
- c. recht, schön und fertig Schreiben.
- d. Kleine schriftliche Aufsätze,
- e. Biblische Geschichte in Verbindung mit der christlichen Religion.

Darum halten sich auch Einige der Vornehmern und Bemitteltern eigene Hauslehrer, um ihre Kinder gründlicher unterrichten zu lassen, und um sie vor manche Ungezogenheit zu bewahren, die so leicht das eine Kind vom andern annimt. Ist man der Meinung, daß die Kinder in der Schule noch mehr lernen sollten: so vergeße man auch ja nicht, daß das Schulgebäude selbst dafür nicht geeignet ist. Eine Stube, finster und dunkel: zu klein und zu beengt für die Kinder: keine gehörige Sitze und Bänke: dabey unreinlich und nicht gehörig geweißet: Selbst nicht in der Schule gesichert für Regen, Hagel und Schneegestöber: Wie ist es anders möglich, als daß aller Unterricht schlecht gedeihe? In einer schlechten

Schulstube vergeht Lust und Liebe zum Lernen wie zum Lehren.

§ 3

So suchet denn der Lehrer seine Vergnügtheit außer der Schule: vergeudet das Kostbarste, was Gott dem Menschen verlieh, — die Zeit. Er sinnet auf Nebengewerbe, und bey manchen wird es Spielsucht: bey vielen Notariatsgeschäfte u.s.w. Denket man einen Lehrer, der eine elende Wohnstube hat, und nach der ermüdenden Schularbeit in einer elenden Kinderstube sich aufhalten muß: einen Lehrer, der an einem Orte wohnt, wo man gern Gesellschaft hält, wo man des Herz erfreuenden Weines trinkt, und mit geschäftiger Hand stundenlang das Kartenblatt austheilet: wo wird man dann den Lehrer leichter als in solchen Gelegenheiten treffen, wo man die Seele dem zeitvertreibenden Spiele der Furcht und Hoffnung bloß stellet? Daß das auch hier oft der Fall gewesen, dürfte sich wohl schwerlich leugnen lassen. Woher nun die Zeit, sich ferner auszubilden? Oder soll es genug seyn, sich nur so gut zu behaupten, als man beym Eintritte seines Amts gewesen? —

B. In Crapendorf

§ 1

In Crapendorf liegt nah an der großen Kirche die Mägdchen Schule. Man nahm je und je unverheyrahtete Frauenzimmer zu Lehrerinnen für die Mägdchen aus Cloppenburg und Crapendorf. Sie gaben Unterricht im Lesen, Schreiben, und ließen den vorgeschriebenen Catechismus auswendig lernen: nebenbey lehrten sie die Mägdchen das Stricken, und in letztern Zeiten nur das Nähen. In dem verfloßenen Decennium fing man die Reform der Schulen an. Schullehrerinnen sollten sich approbieren lassen. Herr Landdechant Veget schickten Maria Catharina Lange zur Normal. Sie kam zurück, wurde, weil man ihr den Approbationschein hatte verweigern müssen, tolerirt, und sollte in der Folge abermals einen Normal-Curs machen. Der Tod hinderte, daß es nicht geschehe.

§ 2

Nach einiger Zeit, nach einigem Zanke und Streite zwischen Herrn Landdechanten Veget, zwischen dem Bürgermeister zu Cloppenburg und damahligen Vorsteher zu Crapendorf, wählte man zur Lehrerin Gertrudis Lange, eine Schwester der verstorbenen Lange. Der Verordnung gemäß hätte sie Normal hören sollen; aber Furcht, nicht durchzukommen, Kriegesumstände und sonstige Verbindungen und Umstände machten, daß man diese Verordnung mit Willigkeit nicht gehorchen mochte, und gezwungen wurde

man dazu nicht, ungeachtet Herr Kaplan Schwietering zu Crapendorf darauf noch insbesondere angehalten hatte zu Münster, man möge doch in diesem Falle auf die Befolgung dieser Verordnung dringen. So unterhält und unterhielt man dann in Crapendorf an die 10 Jahre eine Lehrerin, die nur einen sehr dürftigen Unterricht im

- a. Lesen,
 - b. Deutschschreiben,
 - c. in der Glaubens- und Sittenlehre
- gibt und geben kann.

§ 3

Dabey ist das Schulgebäude eine Kornspeicher der Crapendorfer Kirche. Es ist eine Kornspeicher, und es fehlt durchaus alles, was zu einer gut eingerichteten Schule gehört. Die Kirche sorgt nur, daß auf dem Bühnen der Roggen sich gut verwahren laße: für die Schulstube wird wenig oder nichts gesorget. Cloppenburg unterhält die Knabenschule: Crapendorf unterhält und soll die Mägdchen Schule unterhalten. Und da denket jeder: „Das möge die Kirche thun, wie sie es immerhin soll getan haben.“ Freilich wohl nicht unrecht, wenn nur Pfarrer und Provisor und das Vicariat zu Münster auch so dächten.

C. A u f d e n B a u e r s c h a f t e n

Es möge wohl schwerlich eine Gemeinde geben, wo es schlechter um die Schulen stehe, als in der Gemeinde Crapendorf. Einen eigenen Lehrer hält sich fast jedes Dorf. Eigene, dennoch sehr armseelige Schulgebäude trifft man nur an in den Dörfern:

1. Garrel,
2. Vahrelbusch,
3. Resthausen,
4. Vahren,
5. Stapelfeld und
6. Knehen.

Kein eigenes Schulgebäude haben:

1. Schmertheim,
2. Notteln,
3. Stallvorden und
4. Behten.

Mögen aber hier eigene Schulgebäude angetroffen werden oder nicht: so hat weder das eine noch das andere den Schulunterricht gefördert. Die Schulstuben sind so armseelige, so niedrige Stübcher, daß es bey einer mittelmäßig eingeheizten Wärme und bei ei-



ner mäßigen Anzahl Kinder in der Schule fast nicht auszuhalten ist. Und die Anzahl der Kinder in allen Schulen, Garrel und etwa auch Knehen ausgenommen, beläuft sich nie über 20. Und doch auch für 10 und 20 Kinder sind die Schulen zu klein. Denket man hinzu, daß die Lehrer nur eine Einnahme von 5 biß 7 Rth. haben, daß sie von der Arbeit ihrer Hände leben müssen, und somit nur einen sehr dürftigen Unterricht im Lesen und Deutschscheiben geben, und die Glaubenslehren und Sittenlehren nur auswendig lernen lassen können: denket man hinzu, daß der Bauer sehr gern seinen Heuermann, und Leider! sind die meisten Dorfschullehrer Heuersleute, mit allen ihm möglichen Lasten beschweret; so darf man sich nicht wundern, daß Kinder und Erwachsene so ununterrichtet sind. Hätte Gott nicht die Einrichtung geschaffen, daß Lebensunterhalt und Liebe Verstand und Vernunft in Wirksamkeit setzten: wie traurig würde es dann nicht um manche Menschen stehen.

IVter Abschnitt

Warum sind die Schulen so und nicht anders?

§ 1

Wer das Vorherige ließt, dem dringt sich von selbst die Frage auf, warum ist es denn so und nicht anders? Die Ursachen sind unter andern:

Itens. Die Geistlichen.

Nur wenige interessiren sich für die Schulen. Es ist mühsam, sich mit Kindern zu unterhalten: es ist mühsam, an den kurzen Wintertagen elende Schulen zu besuchen, die von der Pfarrey eine Stunde und noch ferner entfernt liegen, es ist fast nicht möglich, Lehrer, die nur eine Einnahme von 5 biß 7 Rth. haben, die jeden Augenblick außer der Schulzeit für Weib und Kinder arbeiten müssen, um ihnen das Brot zu verdienen: die nur wenig oder nichts gelernet haben, und denen harte Arbeit und ein Alter von 40 biß 60 Jahren alle Bildungsfähigkeit rauben, zu bilden, und dabei Freude und Unterhaltung zu finden. Brevier bethen, Meße lesen, Todten begraben, Kranken und Gesunden die Sacramente auszuspenden und sonstige pfarrliche Verrichtungen nehmen oft den ganzen Morgen und einen guten Theil der übrigen Zeit weg, und da sehnet das Herz sich nach Erholung. Wo soll man nun die Zeit hernehmen, für Schulen zu sorgen, zumahl, wenn man noch dazu eine nicht unbedeutende Oeconomie führt: Es ist doch Pflicht des Pfarrers, für Schulen zu sorgen? Ganz wahr: aber die Pfarrer und Geistliche waren alt, als die Schulreform zur Sprache kam. Die neue



Lehramt forderte Nachdenken, Fleiß und Betriebsamkeit, und das alles thun ohne Geld — ? — Man verwarf das, wobey man alt und grau geworden war. Es liegt in der Natur des Menschen, Widerlichkeiten dem zu empfinden, was uns das heilige Alte zu verdrängen strebt. Es vortheilhet auch für manchem Pfarrer nicht, wenn das Volck aufgeklärter wird, und wenn jener etwas unternimt, was

2tens:

Bürgern und Bauern mißfällig ist. Der Landmann sieht gern, daß es bey dem Alten bleibe. Er weiß es, daß Neurungen Kosten machen, und Geld ausgeben, was man so mühsam hat verdienen müssen, was uns vor Kummer und Nahrungssorgen sichert, was es gern seinen Kindern nach seinem seeligen Ende ererben möchte, — ist ihm unangenehm. Können seine Kinder nur, was er kann, so ist er zufrieden.

3tens: Die meisten Schullehrer sind zu alt, oder haben doch zu wenig Bildung erhalten, als daß sie sich eine größere zu verschaffen Lust und Liebe haben. Und haben sie es noch, so ist ihre Einnahme zu geringe, als daß sie sich diese Mühe geben mögen. Dazu fehlt es auch an einer eigenen Anstalt, worin sie sich ausbilden können. Die Normal zu Münster? — ach! sie ist so gar kostspielig!

4tens: In Cloppenburg und Crapendorf ist noch das etwas besonders, daß der Magistrat auch für die hiesige Schule sorgen zu müssen glaubt. Es ist wahr, daß ihm die Pflicht obliege, Schule und Wohnstube im Stande zu erhalten. Mehr Rechte sollte er doch nicht haben. Und demnach mögte er es wohl fordern dürfen, einen Lehrer zu praesentieren. Es entsteht dann eine eigene Stimmung des Gemüths zwischen dem Pfarrer, Lehrer und Magistrat, die ich mit einem Worte nicht zu bezeichnen weiß, umso leichter, da die Geistlichkeit sich in unserem Amte durch einen Monarchischen Sinn zu characterisieren scheint, wo man wohl gern Gehorsam predigt, aber durchaus nicht ehender selbst mit Willigkeit gehorsamen mag, als es auch dem einfältigsten einleuchtet, daß Gehorsamen hier billig und recht sey. Es ist die Wahrheit, und wohl keine Lüge.

Vter Abschnitt

Verbesserung des Schulwesens insbesondere

A . I n C l o p p e n b u r g

§1

Bekanntlich ist das Schulgebäude so wie das Wohnhaus des Lehrers äußerst elend. Es müßte die Stadt Cloppenburg dazu angehalten werden, beide zweckmäßiger einzurichten. Meines Erachtens könnte die Stadt sich darüber nicht beschweren. Es ist ihre Pflicht,



und dabey ist sie nicht unvermögend: ja sie könnte noch sehr vermögend werden, wenn einmahl die Processe-Lust unter ihren Bewohnern mehr abnehmen wird. Ich sage nicht, daß sie kein Recht hatte, ihr Recht zu vertheidigen: aber oft hätte sie doch auch wohl von der Regel: „Der Klügere gibt nach“ — einen Gebrauch machen können, und dann würde sie dazu des Geldes genug vorrähtig gehabt haben. Es möchte auch nicht undienlich seyn, dem Magistrate es zu überlaßen, wo, aber nicht wie, sie die Schule erbauen wolle. Sie müste vor allen geräumig genug seyn, und ein klein Studierstübchen für den Lehrer enthalten.

§ 2

Man hat mit der Lehrerstelle zugleich die Direction des Chors verbunden. Es läst sich platterdings nicht leugnen, daß hierdurch der Schule manche Stunde entzogen werde: und doch sichert dieß dem Lehrer einen beßern Unterhalt. Es dürfte eben dadurch der Lehrer auch mehr Lust und Trieb finden, die Kinder zum Singen guter Lieder anzuleiten, was doch bekanntlich ein sehr gutes Mittel ist, das Gemüht heiter, zur Frömmigkeit und zur Tugend geneigter zu machen. Hinzu kommt, daß der dermahlige Lehrer die Chordirection rechtlich erhalten, und besitze. Da sehe ich nicht ein, wie man ihm so ein Amt nehmen könne. Und wollte man's ihm nehmen, so müste man doch das Gehalt ersetzen, wozu man sich schwerlich verstehen würde. Alles, was man meines Erachtens thun kann, ist, a) dem Magistrate, oder dem Pfarrer aufzugeben, den Lehrer zu gebieten, die Schulstunden genau in Acht zu nehmen; b) Zu verbieten, daß keiner, weder Pfarrer, noch Bürgermeister, noch jemand anders, für gemachte Gratulation, und was es sonst seyn möge, einen Spieltag gebe. Es ist genug, daß die Kinder weder Sonn- noch Donnerstages in die Schule gehen.

§ 3

Es würde sehr gut seyn, wenn man dem Lehrer ein Stück Land von etwa 1 1/2 Scheffelsaat Land anwiese, worin er die Baumschule für die Kinder hielte.

§ 4

Es sollte auch billig das Stricken eingeführt werden. Aber hiezu mögten wohl weder Kinder, noch Lehrer zu bewegen seyn.

§ 5

Es ist dem Lehrer zwar manche Nebenarbeit zu verbieten: es würde dennoch nicht undienlich seyn, dem Magistrate aufzugeben, der Commission anzuzeigen, ob der Stadtsteuerehrer Nebengewerbe, und welche er treibe. Die Commission hätte dann die Befugnis, dem Lehrer sie nach Gutbefinden treiben zu lassen, oder es ihm zu verbieten.

B . I n C r a p e n d o r f

§ 1

Die Mägdchen Schule ist dermahlen von einer Lehrerinn besetzt, die die Eigenschaft einer guten Lehrerinn nicht besitzt, und die sie sich auch bey dem besten Unterrichte schwerlich erwerben mögte, weil die Lust zu fehlen scheint, und die natürliche Anlage. Und dennoch muß darauf gedrungen werden, daß sie den Forderungen der Schulverordnung § 2 genüge leisten könne.

§ 2

Man müste es der Kirche auflegen, das Schulgebäude, und das Wohnhaus für die Lehrerinn in einen guten Stand zu setzen. Das wäre doch wohl nicht widerrechtlich? Die Gemeine Crapendorf ist zu unvermögend, dieses zu thun.

§ 3

Der Lehrerinn müsten 1 1/2 Scheffelsaat Gartenland angewiesen werden, um die größeren Mägdchen in der Gartenkunde einigen Unterricht zu geben.

§ 4

Mit dem Nähen sollte man zugleich das Stricken verbinden.

C . A u f d e n D ö r f e r n

§ 1

Die vielen Nebenschulen müssen gemindert werden. Die Nützlichkeit dieses Verfahrens springt in die Augen. Um hiebey nicht zu eilfertig zu seyn, müste man zuvörderst die Hoch- und Wohlgebohrne Herrn, den Herrn Amtsdrosten Freyherr von Schmising, und den Herrn Amtsrentmeister Mulert zu Rahte ziehen, der, meines Erachtens, wie in dieser, so auch in mancher anderer Hinsicht viele Klug- und Weisheit äußern dürfte. Man könnte auch die Frohnen auf den Dörfern dazu zuvörderst abhören lassen, und sämtlichen Pfarrern aufgeben, wie in ihrer Gemeine die sämtlichen Nebenschulen zu vereinfachen wären. Bey dieser Vereinfachung müste auch Rücksicht auf die Neubaulinge genommen werden, die in der Folge angelegt werden dürften.

§ 2

Meines Dafürhaltens ließen sich die Nebenschulen unsers Amts auf folgende vereinfachen:

- I. Stapelfeld, Knehen, Nieholt: die Schule in Knehen.
 - II. Resthausen, Stallvorden und Vahrelbusch: die Schule in Stallvorden oder Resthausen oder diesen Dörfern in der Mitte.
 - III. Vahren, Schmertheim und Ammern: die Schule zu Vahren, oder zwischen Vahren und Schmertheim.
-

IV. Tegelrieden, Notteln und Warenstädte: die Schule zu Notteln, oder nach Sevelten, Kirspels Cappeln. Vielleicht wäre es auch gut, wenn Stapelfeld, Tegelrieden und Notteln eine eigene Schule in der Mitte hätten. Die Warenstädter müsten nach Sevelten gehn.

V. Behten und Lankum und Bühren nach Cloppenburg. Sollte Cloppenburg sich dazu nicht verstehen wollen, oder auch Behten nicht: so müsten Behten und Vahrelbusch eine eigene Schule haben, und Ammern müste mit nach Stallvorden und Resthausen.

Viter Abschnitt

Hindernisse, die diesen Vorschlägen im Wege stehen dürften.

§ 1

So nützlich die genannten Vorschläge auch sein mögten, so dürften ihnen doch mannige Hindernisse im Wege stehn. Wir wollen die auffallendsten der Reihe nach angeben.

§ 2

Hindernisse für die Schule

A . Z u C l o p p e n b u r g

1. Die Stadt wird noch keine Lust haben, eine zweckmäßige Schule zu bauen. Um sie hiezu bewegen zu können, müßte *unmittelbar* von Oldenburg aus dazu der Befehl gegeben werden.
2. Pfarrer und Lehrer müste man den wirksamsten Beystand angedeihen lassen.

B . Z u C r a p e n d o r f

1. Einige Hindernisse sind schon vorher angegeben, und es ist zugleich bemerkt worden, wie diese zu heben sind.
2. Da man die Foderung machte, die Lehrerin müste sich die nötigen Fähigkeiten erwerben: so setzet dieses eine Bildungsanstalt, eine Normalschule voraus, die uns bereits noch mangelt. Würde sie sich die nötigen Eigenschaften einer guten Lehrerin nicht erwerben können: so müste sie doch abgesetzt werden. Sollte letzteres der Fall werden, so würde das
1tens viel Verdruß und Ärger für manche geben.
2tens würde der eine oder der andere nicht ermangeln, der Lehrerin ein sehr ruhmwürdiges Zeugniß zu geben, und goldene Berge verheißen, — doch keiner dürfte nur einen Sandhügel geben können. Solch rühmliches Zeugnis möchte sie wohl erhalten können

-
- a) von dem Herrn Landdechanten Vaget. Denn alte Leute sind insgesamt gütig, und er hat sie auch ja eingesetzt, und fürchtet Verdruß und Ärger.
 - b) Von dem Herrn Vice-Curatus Bohte, mit dem die Lehrerin bekanntlich eine sehr große Freundschaft unterhält.
 - c) Von Herrn Rector Klümper in Cloppenburg. Seine Frau ist ihr verwandt, und da weiß man, wie gern der liebende Mann seiner Frau eine solche Dienstfertigkeit erzeiget. Eine einfältige Lehrerin hebt den mittelmäßigen Lehrer höher, als er ist, und das thut schon vieles. Könnten die Kinder in der Mägdchen Schule lesen, rechnen, richtig, schön und fertig schreiben lernen: so brauchten sie die Abendschule, die alle Abende für jedes Kind einen Groten kostet, nicht zu besuchen, und das wäre dem Rector doch einiger Schade. Ich erinnere mich noch sehr gut seiner Worte: „Rechnen brauchen die Mägdchen in der Schule nicht zu lernen: sie können ja zur Abendschule kommen.“ Ganz wahr: aber warum sollen die Eltern mehr Geld ausgeben, als nötig ist? — Würde Rector sich täglich mit einem Ort Wein begnügen, da er doch zwey, wo nicht drey Ort trinket: so würde ihm diese Sparsamkeit doch noch mehr einbringen.

C. A u f d e n D ö r f e r n

Auf den Bauren Dörfern gibt es vielleicht der Schwierigkeiten noch mehrere. Die Bauern

1. lassen ihre Schule nicht gern vereinfachen. Sie meinen, es stecke was Arges dahinter und mache zu viel Kosten.
2. Alte Lehrer haben Einfluß, und tadeln so gar gern das Neue. Der Landmann richtet in diesem Falle nur nach dem Augenschein. Sieht, und fühlet, und kann er es mit den Händen faßen, daß das Neue beßer ist, dann ist er zufrieden, und der alte Lehrer muß nun verstummen. Der Bauer hat es nicht gern, daß der Lehrer ein eigenes Wohnhaus hat: und doch ist es so nützlich und nötig.
3. Auch dürften manche Geistlichen das Neue tadeln. Schande, daß ich es sagen muß! —
4. Darum ist es nothwendig, daß die Herren Beamte mit ins Mittel treten müssen. Freilich macht das schielende Augen.
5. Es fehlt die Anstalt, wo man die Lehrer bilden muß.

VIIter Abschnitt

Was noch sonst zur Verbeßerung des Schulwesens zu thun wäre

§ 1

Es muß darauf gedrungen werden, daß in der Schulverordnung de 1801 die §§ 8, 10, 12 genauer, als seithero geschehn, befolget werden. Diese §§ werden gewiß äußerst mangelhaft befolget.

§ 2

Es müste eine eigene Normalschule errichtet werden. Meines Erachtens könnte diese zu Vechta seyn. Zu dem theoretischen Unterrichte könnte man ein eigenes Subject wählen, und beym Rector Schöne könnten sie das Practische erlernen.

Theorie und Praxis bilden erst, und noch beßer Praxis, und dann Theorie.

„Ihre Vorbereitung — sagt der elegante Stuz (? Spug? Stez?), wird in einer Normalschule vollendet, deren Einrichtung Muster und Gesetze für alle Schulen des Landes sind.“

Dieses mögte auch wohl nicht so gar kostspielig sein.

§ 3

Zu Lehrern nehme man nicht bald alte Studenten, u.s.w., sondern Schulmeister Söhne, und Söhne kleiner Beamten. Denn solche zeigen mehr Lust, arbeiten auch wohl gern, und laßen sich nicht dünken, weise zu seyn.

§ 4

Es muß noch mehr darauf gedrungen werden, daß die Kinder alle einerley Bücher haben. An einem guten Rechenbuche für niedere Schule fehlt es noch ganz. Daß man ein beßeres hätte! Herr Prediger Brinkmann zu Garrel würde ein sehr gutes liefern, wenn die Commission ihm dieses beauftragete. Schade, daß ein solcher Mann im Staub und Asche sein Leben hinschleppet, und daß seine Kräfte nicht aufgereizet werden zu arbeitsamer Thätigkeit.

§ 5

Um das so nützliche Stricken in der Schule einzuführen, müste der Frohne in dem Dorfe angehalten werden,

a. eine bestimmte Quantität Wolle zu kaufen.

b. Die Frau des Lehrers, oder auch eine andere müste sie spinnen.

c. Das Garn würde vom Lehrer an die Kinder ausgetheilet, und die gestrickten Strümpfe verkauft. Der Überschuß würde unter den Kindern vertheilet.

Können die Kinder bereits stricken: so sollte der Lehrer es doch nicht abwehren, besonders in den Stunden, wo er die Kinder in dem Catechismus und in der Biblischen Geschichte unterrichtet. So könnten die Kinder ja das Schulgeld selbst verdienen. Dieses könnte meines Erachtens wohl in alle Dorfschulen eingeführet werden: besonders zu Garrel und Knehen in unserer Gemeinde

Crapendorf. Freilich müsten die Herren Geistlichen auch mit Hand ans Werk legen.

§ 6

In Cloppenburg sind der Geistlichen sehr viele, und viele Vicarien. Warum haben die nur den Beruf zum Meße lesen und Brevier behten? Wäre es nicht vortheilhafter, wenn etwa der Vicarius, bedient an der Kapelle zu Behten, in der Folge verbunden seyn müste,

a. die größeren Kinder in der Stadt in der Aritmetik, Geographie, Geometrie, deutschen, lateinischen griechischen Sprache eigens zu unterrichten? - - -

Sollte der künftige Bischof ihn dazu nicht verbinden können? Manche Eltern würden dadurch doch vieles gewinnen. Nachdem er durch Alter seine Lehrfähigkeit verloren: könnte er anders versorget werden. —

Die übrigen Vicarien sollten des Sonntages auf die Bauerschaften gehn, und christliche Lehre halten. Die 5 Vicarien in Cloppenburg und Crapendorf scheinen nun kaum einen andern Zweck zu haben, als sich zu bereichern, oder sich dem Müßiggange zu ergeben. Eben dasjenige, was unter a § 6 gesagt wurde, würde die Stadt geneigter machen, bald ein beßeres Schulhauß zu bauen.

§ 7

Wir haben schon so vieles vorgeschlagen, und dennoch können wir einen nicht außer Acht lassen.

Nachdem die Schulen auf den Dörfern vereinfacht wären, müsten die Lehrer gehalten seyn, jährlich eine 8 biß 14 Tage in der Hauptschule an dem Unterrichte des Lehrers theilnehmen zu müßen. So würden sie mehr Thätigkeit zeigen, und die Hauptlehrer würden sich dann desto mehr beeifern.

Salvo iudicio meliori.

G. Klüsener. Cooperator. Crap.(pendorf) d. 20. 7^{ber} 1804.“

Schwierigkeiten mit der Sommerschule

Über die Schwierigkeiten, die einer durchgreifenden Verbesserung des Landschulwesens um 1800 noch entgegenstanden, offenbart auch der oben bereits erwähnte Bericht über die Sommerschulen viel. Der vom Cooperator Klüsener im Auftrag des Landdechanten Vaget zusammengestellte „Generalbericht, wie und zu welcher Zeit die Sommerschulen am besten gehalten werden können“ vom 1. Juli 1804 beruhte auf den Berichten, die die Pfarrer im Amt Cloppenburg dem Landdechanten eingesandt hatten.

Gemäß § 10 der Schulverordnung von 1801 war es „allen Schullehrern und Schullehrerinnen zur Pflicht gemacht, auch in den Sommermonaten Schule zu halten. Falls sie hierzu — wegen des Ausbleibens aller zum Schulgehen pflichtigen Kinder — nicht im Stande seyn sollten, so sollen sie dennoch ohne Erlaubniß des Pfarrers sich nicht vom Orte entfernen.

In denjenigen Gegenden, wo viele Kinder von der Frequentirung der Sommer-Schulen durch Viehhüten oder sonstige Arbeiten abgehalten werden, haben die Pfarrer dafür zu sorgen, daß solche Kinder einige Male in der Woche zur Schule gehen, auch die Sommer-Schulen in derjenigen Tageszeit gehalten werden, in welcher jene Kinder sie am füglichsten besuchen können.

An denjenigen Orten, wo wegen unüberwindlicher Hindernisse an den Werktagen gar keine Sommer-Schule gehalten werden kann, sollen auch die kleinen, zum Schulgehen verbundenen Kinder zur Frequentirung der Sonn- und Feyertagsschulen (...) nicht allein zugelassen werden, sondern verpflichtet seyn, damit sie dasjenige, was sie im vorigen Schul-Curse erlernt haben, nicht ganz wieder vergessen.“²⁰⁾

Vor diesem normativen Hintergrund ist die Wirklichkeit der Sommerschulen zu sehen, wie sie in dem Bericht zum Vorschein tritt. Sommerschule wurde 1804 nur in Cloppenburg, Krapendorf, Lönningen, Essen, Barßel und Friesoythe gehalten, nicht dagegen in den Kirchspielen Molbergen, Lastrup, Lindern, Markhausen, Scharrel, Altenoythe, Strücklingen und Ramsloh. Die Gründe dafür, so schrieb Klüsener, lägen hauptsächlich in der Armut der Bevölkerung, die die Kinder zum Viehhüten benötige, in den weiten Wegen von den Bauerschaften zum Kirchort, in der sommerlichen Abwesenheit der meist aus dem Heuerlingsstande stammenden Dorfschullehrer (Saisonarbeit, Holland- und Frieslandgängerei), im Fehlen oder „elendigen“ Zustand der Schulhäuser.

Um die Mißstände zu beheben, sei es notwendig, die Zahl der Nebenschulen in den Bauerschaften zu vermindern, nur Lehrer anzustellen, die nach erfolgreichem Besuch der Normalschule „Zulagen“, d. h. ein festes Gehalt, bekommen „und somit rechtlich angehalten werden können, auch in der Sommerszeit ... Unterricht zu geben“. Dazu wiederum seien erforderlich „eine für unser Herzogthum eigens eingerichtete Normalschule“ und „eigene Examinatoren für die zu prüfenden und geprüften Schullehrer“, weil der Besuch der Normalschule Bernard Overbergs in Münster „für die armen Schullehrer“ zu kostspielig sei. Mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß „diese Einrichtungen, oder ... noch bessere“ in ab-

sehbarer Zeit geschaffen werden möchten, schloß Klüsener seinen Bericht.

Im Punkte der Prüfung ist es, wie oben bereits erwähnt, durch die Lehrerprüfung in Vechta Ende August 1804 zu einer raschen Verwirklichung gekommen. Eigene Normalschulkurse wurden dagegen erst nach dem Erlöschen von Overbergs Normalschule in Münster mit dessen Tod (1826) im Jahre 1830 in Vechta eingerichtet.²¹⁾ Klüseners „Generalbericht“ zu den Sommerschulen im Amt Cloppenburg folgt hier im Wortlaut:

„Generalbericht, wie und zu welcher Zeit die Sommerschulen am besten gehalten werden können.

§ 1

Wie nützlich es auch seyn würde, wenn überall Sommerschulen gehalten würden, und sämtliche zum Schulgehn noch verbundene Kinder darin erschienen: so geschah dieses seither doch nur

A. In Cloppenburg und Crapendorf, Löningen, Essen, Barsel und Friesoythe: nicht aber

B. In Molbergen, Lastrup, Lindern, Markhausen, Scharrel, Altenoythe, Strücklingen und Ramslohe.

Daß dieses in allen Gemeinen nicht zu stande kam, lag mehr an der Gemeinde und ihrer Armuth, als an den Pfarrern. Manche derselben, insbesondere der würdige Pfarrer zu Lastrup, Herr Beckering, ließen sich dieser Sache äußerst angelegen seyn: aber es war ihnen nicht möglich, diese Verfügung zur Vollendung zu bringen. Die Eltern riefen: „Unser Vieh, unser Vieh müssen die Kinder hüten.“

§ 2

Darum dürfte es schwer fallen, diesem Übel so ganz abzuhelfen. Am besten wäre es, wenn in den sub B. genannten Gemeinen die Kinder am Son- und Donnerstage zum Schulgehn angehalten würden: doch so, daß es dem Ermeßen der H: Pastöre anheimgestellt bliebe, wie diese Unterrichtsstunden sowohl in Hinsicht der Zeit, als des Orts und anderer Umstände einzurichten wären. Denn da man, ohne Pfarrer zu seyn, ohnmöglich die personalen und localen Hinderniße, die dieser Verfügung im Wege stehn, kennen kann: so würde es immerhin, wo nicht am besten, so doch gewiß rächtlich seyn, den bemerkten Weg einzuschlagen. Hierzu kommt noch, daß alle eingesandte Berichte der Herrn Pfarrer dahin einstimmen, daß man diesen Weeg, wenigstens einstweilen, am sichersten betrete, und daß sie sich von der bereits angefangenen Sonn- und Donnerstages Schulen sehr viel Vortheil versprechen.

§ 3

Man würde aber zu viel erwarten, wenn man meinte, auf den genannten Weg würden alle noch zum Schulgehen verbundenen Kinder theil nehmen an dem Unterrichte, der an benannten Tagen in der Folge gegeben werden solle. Das Vieh, das doch einmahl gehütet seyn will: die weite Entfernung mancher Dörfer vom Kirchdorfe: die Ungewohnheit, im Sommer von dem Haupt- und im Winter von seinem Nebenschullehrer unterrichtet zu werden: — sind lauter Umstände, die sich gar zu leicht mit Unannehmlichkeiten verpaaren, und von jener Verfügung nicht all den Nutzen erwarten lassen, die sie ihrer Natur nach bringen könnte. Wollte man aber die Nebenschullehrer hiezu verbinden, daß sie die Kinder ihres Dorfes an Sonn- und Donnerstages unterrichten sollen: so würden sie dazu nicht ohne Schulgeld zu bringen seyn. Das machet die Sache schon schwierig. Nun sind die meisten Dorfschullehrer nur Heuerleute: sind Sommers von Weib und Kindern entfernt, und verdienen mit saurer Arbeit das Brot für ihre liebe Familie. Da wird die Sache noch schwieriger. Hiezu kommt, daß an einigen Dörfern gar keine Schulhäuser sind. Die vorhandenen sind sehr elendig. Nur zu Löningen ist ein ordentliches Schulhaus: sonst nirgend im Amte.

§ 4

Wie schwierig, alle diese Hinderniße zu heben! Darum ist es notwendig, um den Unterricht allgemeiner zu machen, daß die Nebenschulen gemindert, und überall Lehrer angestellt werden, die die Normalschule frequentirt haben, Zulagen genießen, und somit rechtlich angehalten werden können, auch in der Sommerszeit, wenigstens in den § 2 benannten Tagen Unterricht zu geben. Dieses würde noch um so ehender zustande gebracht werden können, wenn wir hoffen dürfen,

- a. eine für unser Herzogthum eigens eingerichtete Normalschule zu erhalten, und
- b. eigene Examinatoren für die zu prüfenden und geprüften Schullehrer.

Dadurch würde sich eine große Kostspieligkeit für die armen Schullehrer verlihren. Der Weg nach Münster ist so weit hin: Ihr Geld außer dem Vaterlande verzehren, ist ihnen unangenehm: sie blieben lieber in der Nähe. Wer thut auch nicht lieber den Seinigen als Fremden gut? Dürfen wir hoffen, daß wir diese Einrichtungen, oder, was uns noch lieber ist, noch bessere mit der Zeit erleben werden?

Crapendorf d. Iten Julius
1804.

Aus Commission des
Herrn Amtsdechanten
Vaget,
Gerhard Klüsener, Cooperator.“

Anmerkungen

- 1) Faksimileabbildung des Besitznahmepatents bei Heinrich Gardewin, Die Bedeutung des Jahres 1803 für das Amt Cloppenburg. In: Beiträge zur Geschichte der Stadt Cloppenburg. Hrsg. von der Stadt Cloppenburg. Bd. 1. Cloppenburg 1985, S. 213-224, hier S. 216.
- 2) Wie Anm. 1.
- 3) Vaget stammte aus Cloppenburg, war von 1767 bis 1808 (gest. 17. 1. 1808) Pfarrer in Krapendorf, von 1780 bis 1807 Landdechant des Amtes Cloppenburg (Karl Willoh, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg. Bd. IV. Köln 1898, S. 231).
- 4) Gardewin (wie Anm. 1), S. 219.
- 5) Siehe dazu Heinz-Joachim Schulze, Peter Friedrich Ludwig als Landesherr des Oldenburger Münsterlandes. In: Peter Friedrich Ludwig und das Herzogtum Oldenburg. Beiträge zur oldenburgischen Landesgeschichte um 1800. Hrsg. von Heinrich Schmidt. Oldenburg 1979, S. 181-199.
- 6) Faksimileabbildung des Normativs bei Gardewin (wie Anm. 1), S. 217.
- 7) Alwin Hanschmidt, Von der Normalschule in Münster (1784) zur Normalschule in Vechta (1830). Zur Vorgeschichte der Lehrerbildung für das Oldenburger Münsterland. In: Von der Normalschule zur Universität. 150 Jahre Lehrerbildung in Vechta 1830-1980. Hrsg. von Alwin Hanschmidt und Joachim Kuropka. Bad Heilbrunn 1980, S. 9-54, hier S. 29-32.
- 8) Staatsarchiv Oldenburg Bestand 160-2 Nr. 526. — Dazu Alwin Hanschmidt: Die erste Lehrerprüfung in Vechta im Jahre 1804. In: Heimatblätter der Oldenburgischen Volkszeitung 70, 1991, S. 2-3, 14-15, 26.
- 9) Staatsarchiv Oldenburg Bestand 160-2 Nr. 526.
- 10) Alwin Hanschmidt, Die Prüfung der Lehrer der Kreise Cloppenburg und Vechta im Jahre 1817. Ein Beitrag zur Geschichte der Lehrerbildung. In: Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland 1980, S. 64-90.
- 11) Seit 1797 Pfarrer in Vechta, seit 1801 Landdechant des Amtes Vechta, von 1807-1823 (gest. am 16. 3. 1823) Generaldechant der beiden Ämter Vechta und Cloppenburg (Willoh, wie Anm. 3, Bd. III, S. 136-138).
- 12) Staatsarchiv Oldenburg Bestand 160-2 Nr. 526. Der Bericht über das Amt Cloppenburg ist am Ende dieses Aufsatzes abgedruckt.
- 13) Staatsarchiv Oldenburg Bestand 160-2 Nr. 526. — Klüsener war geboren am 13. 4. 1775 in Elbergen (Kirchspiel Emsbüren), war 1802 in Münster zum Priester geweiht worden und von 1802-1808 Cooperator in Krapendorf (Mitteilung der Bistumsarchive Münster und Osnabrück).
- 14) Wie Anm. 13.
- 15) Gerhard Brinkmann war 1804 Vice-Curatus, d. h. Stellvertreter des zuständigen Krapendorfes Pfarrers, in Garrel.
- 16) Nach dem „Oldenburgischen Kalender auf das Jahr Christi 1804“ gab es dort neben dem Landdechanten Vaget und dem Vicarius Cooperator Klüsener, die für die Pfarrseelsorge zuständig waren, die Vikare Hermann Vagedes und Karl Bothe (Cloppenburg, Stadtkapelle), den Kaplan Franz Schwietering und den Vikar Bernhard Kuntzen (beide Krapendorf) und den Vikar Franz Adelman (Bethen).
- 17) Hans Hochgartz, Beiträge zur Schulgeschichte von Cloppenburg und Krapendorf. In: Beiträge zur Geschichte der Stadt Cloppenburg. Bd. 2. Cloppenburg 1988, S. 227-247.
- 18) Staatsarchiv Oldenburg Bestand 160-2 Nr. 526.
- 19) „Cameelgarn“ wurde aus dem Haar der Angoraziege hergestellt, mit dem die Knöpfe „übersponnen“ wurden. Über die Bedeutung des Strickens hatte Ber-

nard Overberg in seiner „Anweisung zum zweckmäßigen Schulunterricht für die Schullehrer im Hochstifte Münster“ (Münster 1793) geschrieben: „Suchet mit den Lehrschulen eine Handarbeitsklasse zu verbinden, worin die Knaben und Mädchen das Stricken, und die Letzteren auch das Nähen lernen Die Kinder, welche sich vor und nach dem Unterrichte, und zuweilen auch während desselben mit Stricken beschäftigten, sind viel stiller, achtsamer und gelehriger, als die anderen Der Gewinn, den sich auch schon Kinder durch das Stricken erwerben können, ist nicht gering“ (S. IX).

- 20) Gedrucktes Exemplar der Schulverordnung von 1801. In: Staatsarchiv Osnabrück Rep 150 Mep Nr. 764.
- 21) Rudolf Willenborg, Die Normalschule (1830-1861). Versuch einer eigenständigen Lehrerbildung in Vechta. In: Hanschmidt/Kuropka (wie Anm. 7), S. 55-113.



Josef Möller

Schulische Verhältnisse im Saterland und im Kirchspiel Barßel zur Franzosenzeit 1811-1813

Von Februar 1811 bis zum Spätherbst 1813 war das vormalige Herzogtum Oldenburg Teil des Kaiserreichs Frankreich. Napoleon behielt nach der Okkupation nicht die bestehenden Verwaltungsbezirke bei, sondern wies den Norden des Landes dem Departement der Weser-Mündungen und den Süden dem Departement der Oberen-Ems zu. In der Hauptstadt dieses Departements, Osnabrück, regierte der Präfekt von Keverberg. Der nächstniedrigere Verwaltungsbezirk war das Arrondissement Quakenbrück, dem der Unterpräfekt F. F. Eisendecker vorstand. Es gab dann noch die Kantone als Gerichtsbezirke, die allerdings nichts mit der eigentlichen Verwaltung zu tun hatten. Die Bürgermeister hießen Maire, wie heute noch überall in Frankreich. Maire des Saterlandes war C. Th. Heidhaus, Maire der Mairie Barßel war H. Tiedeken. Unter den Akten der Unterpräfektur Quakenbrück liegen im Staatsarchiv Osnabrück Beschwerden der Schullehrer von Scharrel und Harkebrügge. Diese Dokumente machen die unerträglichen schulischen Zustände deutlich, die damals in diesen beiden Orten herrschten.¹⁾ In vielen Orten des Münsterlandes werden die Verhältnisse nicht besser gewesen sein:

Der Bildungsstand der Bevölkerung war sehr niedrig. Viele Erwachsene konnten weder lesen noch schreiben.

Während das Schulgebäude in Scharrel abbruchreif war, gab es in Harkebrügge nicht einmal eine eigene Schule. Der Lehrer suchte sich ein Schullokal, wofür eine Kammer bereits ausreichte.

Derjenige, der diese Kammer zur Verfügung stellte, konnte nicht immer damit rechnen, daß die Miete durch die Gemeinde bezahlt wurde. Im folgenden Jahr mußte sich der Lehrer dann einen neuen Unterrichtsraum suchen.

Der Harkebrügger Lehrer verdiente im Sommer sein Geld als Schiffer und hielt Schule nur im Winter.



Ausschließlich vom Schulgeld, das die Kinder bezahlen mußten, die schulpflichtig waren, konnten die Lehrer nicht leben. Zur Ausstattung einer Lehrerstelle gehörten daher Acker- und Gartenland. Den Lehrern wurde das Schulgeld außerdem auch noch oft vorenthalten. Der Scharreler Lehrer verdiente sich zur Empörung der maßgeblichen Leute im Dorf zusätzlich Geld am Abend durch Extraunterricht.

Schulkampf in Scharrel (1811/12): 83 Kinder mußte eigentlich der Scharreler Schullehrer Gerhard Hinrich Heidkamp in seiner kleinen Schule unterrichten. Von diesen 83 Kindern mußte er leben, von ihnen hatte er das Schulgeld zu bekommen. Allerdings: *„Indeßen waren circa 10 - 24, wenns hoch kam, 30 Kinder zu gleicher Zeit da“*; schreibt er im Dezember 1811 an den Generaldechanten in Vechta, der für die katholischen Schulen zuständig war. Wo waren die anderen?

Die Scharreler Einwohner waren mit den katastrophalen schulischen Zuständen nicht mehr zufrieden und hatten zur Selbsthilfe gegriffen. Dem Lehrer Heidkamp schickten sie ihre Kinder nicht mehr in die Schule.

„Wilke Griep, Coop Borgmann, Dedde Borgmann & Consorten (hatten) sich unterstanden... zum größten Schaden und Verderben der Jugend pp eine Winkelschule anzustellen.“ Sie hatten niemanden vorher gefragt, nicht einmal den Pfarrer. Und *„da fast die meisten derselben ein bißchen wohlhabender als andere sein wollen, sind sie zugleich Starrköpfe“*, meint Heidkamp und fordert das Eingreifen der geistlichen Schulaufsicht.

Heidkamp war wohl nicht sehr fähig oder überfordert, unter den damals herrschenden Bedingungen ordentlichen Unterricht zu erteilen. Das Schulgebäude war unbrauchbar. Die Kinder mußten in dem *„kleinen, schlechten Gebäude überhäuft und gedrungen sitzen und stehen“*; so daß es *„der Gesundheit und Lehre schädlich sei“*; meint der „Maire zu Sagterland“ Heidhaus, als er von der Unterpräfektur in Quakenbrück zu einer Stellungnahme aufgefordert wird. Das ist aber nur die eine Seite der Medaille. Es stellt sich heraus, daß der Schullehrer Heidkamp sich geweigert hat, *„den Schulkindern in den gewöhnlichen Schulstunden... Unterricht im Rechnen zu geben, sondern nur gegen besondere Zahlung in den Abendstunden geben wolle, welches doch gegen die bestehende Schulverordnung handele.“*

Neben dem obligatorischen Schulgeld zahlte man in Scharrel also noch Extrageld für ganz normalen Unterrichtsstoff. Als Heidkamp im Dezember 1811 auch noch fehlte, (*„Vom 2. bis 10. Dezem-*

ber konnte ich keinen Schulunterricht halten, weil die Ruhrkrankheit mich heimsuchte“), platzte den Scharreler Bauern der Kragen, und da man es im Saterland immer gewohnt gewesen war, Angelegenheiten des Dorfes durch die „Eingesessenen“ selbst zu regeln, suchten sie sich einen neuen Lehrer, der „in der Behausung des Henrich Bohlsen in Scharrel wirklich ungefähr 30 Kindern im Lesen, Schreiben und Rechnen Unterricht gab.“ Der „Lehrer“ hieß Johann Mathias Schröder, war 18 1/2 Jahre alt und stammte aus Großroscharden bei Lastrup.

Es war ein Mann ohne jegliche Prüfung, der fortan in einem Privathaus Schule hielt. Nach Meinung der maßgeblichen Einwohner war er aber durchaus dazu in der Lage, und da der Maire aus Ramsloh auch die schulischen Zustände im Ort kannte, bat er den Unterprefekten Eisendecker in Quakenbrück, daß den Scharrelern *„die Nebenschule von jetzt bis nächsten Ostern zu halten gestattet werden möge.“* Man habe außerdem die Absicht, im nächsten Sommer das Schulgebäude zu vergrößern *„und in untadelhaften Stande“* zu setzen.

Auch in Quakenbrück war man der Meinung, daß man nicht die alten Verhältnisse bestehen lassen konnte. Man stimmte dem Vorschlag der Commune zu, *„wenn dadurch dem Hauptschullehrer nichts entzogen, sondern das Schulgeld von denjenigen Kindern, die die Nebenschule besuchen, fortgezahlet wird, und der Nebenschullehrer die nötigen Kenntnisse hat. Letzterer muß sich zu diesem Ende von dem Herrn Generaldechant zu Vechte examinieren lassen.“*

Der Schullehrer Heidkamp wird außerdem gerügt und *„zur Verantwortung“* gezogen. Die Gemeinde wird aufgefordert, ein Schulgebäude zu errichten, in dem *„gehöriger Unterricht in Schreiben und Rechnen dermaßen, wenn alle Kinder versammelt sind, durchaus möglich ist.“*

So wird es geschehen. Am 25. Juni 1812, also nach einem halben Jahr, berichtet die „Commune Sagterland“, daß sie das nötige Geld zur Verfügung hat, daß der „Municipalrat zu Scharrel“ den Neubau beschlossen und daß der „patentierte Zimmermeister“ Claes Jungsthöfe aus Ramsloh einen Kostenanschlag erstellt hat. Ein Protokoll der Ratssitzung wird angelegt.

Da die Wohnung des Schullehrers ohnehin sehr baufällig ist, will man auch noch eine neue Dienstwohnung erstellen. Für 792 Reichstaler und 4 Grote oder 2946 Franc und 86 Centimes kann man beides bauen, zumal für die Lehrerwohnung, die drei „Fach“ lang sein soll, *„von den alten Gebäuden der Schule und Schulleh-*



ers Wohnung hinreichendes Holz, Steine und Pfannen vorhanden sind.“

Präfekt von Keverberg aus Osnabrück genehmigt am 21. April 1813 den Neubaü. Am 27. April wird die Genehmigung vom Unterpräfekten Eisendecker an den Maire in Ramsloh mit der Mahnung weitergereicht: „Bevor zur Ausführung des Baues geschritten wird, werden Sie sich versichern, daß die nöthigen Fonds vorhanden sind, um die Kosten zu bestreiten.“ Zuschüsse gibt es also nicht.

1 1/2 Jahre nach der Revolte der „Starrköpfe“ Wilke Griep und Coop und Dedde Borgmann bekamen die Scharreler eine neue Schule. Lehrer Heidkamp, der erst 1809 nach Scharrel gekommen war, blieb Lehrer bis 1827.²⁾

In Harkebrügge sucht man eine Schul“Kammer“: Etwa zur gleichen Zeit versucht der Harkebrügger Lehrer Johann H. Janssen, die Schulverhältnisse in Harkebrügge zu verbessern. Das Dorf liegt etwa 8 km von der Barßeler Kirchspielschule entfernt. Darum hatten die Dorfbewohner schon um 1700 einen Lehrer angestellt, ohne allerdings ein Schulgebäude zu errichten. „Die Kinder werden in der Kammer eines Bauern unterrichtet, wofür der Lehrer aus dem Seinigen zahlen muß“, berichtet Overberg 1784 an die bischöfliche Behörde in Münster,³⁾ und 1811/12 war es noch nicht anders geworden. Johann H. Janssen war von Beruf Schiffer. Aus anderen Quellen wissen wir, daß es in diesen Jahren in der Schifffahrt nichts zu verdienen gab. Wahrscheinlich setzt sich Janssen deshalb besonders für die Verbesserung der schlechten schulischen Zustände ein. Vielleicht hofft er auch, daß die neue Regierung den Schulbau fördern wird. Er meldet seine Wünsche in einem uns erhaltenen Brief an:

„Vorstellung und Bitte in Betreff einer Schulwohnung...

Harkebrügge, 1812, April 30. Im Kanton Friesoythe, Mairie Barßel

Hochwohlgeborener und wohlgeborener Herr!

Schon 1807 Nov. 14 bin ich hier zu Harkebrügge als Nebenschullehrer nach gehaltenem Concours von geistlicher Commission installiert worden. Es war damals nichts hier, was verordnungsgemäß zum Schulwesen gehörte und wovon ich meinen Unterhalt nehmen konnte als das wenige Schulgeld von ungefähr 70 Kindern.

Sogar keine Schule ist hier; sondern wenn Schule gehalten werden soll, so muß immer neue Anstaltung gemacht werden. So heuert diese Gemeinheit denn eine Kammer. Diese Heuerung verursacht immer Uneinigkeiten. Dies kommt daher: Sie heuern dann eine

Département
de l'Emis Supérieur.

Division.

1^{er} Bureau.

N^o. 412

On est invité à indiquer le N^o
et la date des lettres auxquelles
on répond.

Envoi d'un Procès verbal
d'adjudication au rabais

M^{onsieur}
le Maire

Quanaubuck les 21 Avril 1813.

A
Le Chevalier de Reverberg, Préfet,
Membre de la Légion d'honneur,

à

Monsieur le Sous-Préfet de

Quanaubuck.

Monsieur le Sous-Préfet J'ai l'honneur de vous
renvoyer ci joint, revêtu de mon approbation, le
procès verbal d'adjudication au rabais de la construction
d'une nouvelle école à Scharrel, que vous m'avez
adressé par votre lettre du 10 Mars dernier.

Il sera représenté de vous observer, que ce procès verbal
doit être présenté à son enregistrement dans les vingt
à compter de la date de ma ratification. Au reste
il sera bon que vous, vous appréciez des moyens, qui
viennent à la commune de Scharrel pour supporter
les frais, avant qu'elle s'engage à la
construction.

Recevez l'assurance de ma parfaite
considération

Chevalier de Reverberg

Genehmigungsschreiben des Präfekten Keverberg vom 21. April 1813

Kammer, die der Gesundheit höchst schädlich (ist) und zum Lernen ganz unlustig macht. Weil man dieses nicht immer (machen) kann, so ist die Uneinigkeit da. Noch (im) verflossenen Herbst machte es, daß der Schulunterricht 14 Tage verspätet wurde.

Gleich im anderen Jahr nach Antretung meines Amtes meldete ich solchen Zustand der Commission in Oldenburg und verlangte dasjenige, was die Münstersche Verordnung vorschrieb, welche Verordnung beim Herzog für das Amt Vechta und Cloppenburg, worin wir wohnen, seine vorige Kraft behielt, nämlich: nach § 17 eine Schule und (nach) § 26 ein angemessenes Wohnhaus, auch 14 Scheffelsaat Ackerland, nebst Garten und auch Wiesengrund.

Endlich wurde am 9. Juli 1810 zur Resolution dekretiert, daß im Sommer 1811 mit dem Bau begonnen werden sollte und die verordnungsmäßigen Ländereien ausgewiesen werden sollten. Dieser Befehl kam (im) selben Sommer mit (der) Veränderung der Regierung nicht in Erfüllung. (Es) ist also keine Schule, kein Haus etc. hier, welches dem Herr Maire Tiedeken sehr bekannt ist.

Da nun die Verordnung dem Schullehrer ein hinlängliches Auskommen verspricht und das wenige Schulgeld von ungefähr 70 Kindern nicht hinlänglich ist, so bitte (ich) Sr. Hochwohlgeboren sehr, Sie wollen doch der lauen und saumseligen Gemeinde befehlen, daß nach (dem) oben angezeigten Dekret — oder wenn sonst ein neues französisches sollte eingeführt sein oder werden — das Schulwesen zustandegebracht werden möchte, denn sie hätten es schon verflossenen Sommer fertigmachen müssen. Sollte nicht diesen Sommer die Anstaltung getroffen werden können — weil es hier so sehr notwendig ist — , daß noch das Schulwesen fertiggemacht würde?

Die Gemeinheit (Die Markgenossenschaft Harkebrügge) will gerne nichts austun und (dabei) können (sie) ohne eine Schule doch gar nicht sein, weil dieses Dorf 1 1/2 Stunden gewiß von der Kirchspielschule entfernt ist. Als Bettler den Leuten auf der Tasche zu sitzen, ist einem Lehrer nicht anständig und dem Amt zuwider. Man muß doch ein Auskommen haben!

Schließlich wiederhole ich nochmals meine Bitte:

Sr. Hochwohlgeb. wollen doch gnädig mich erhören und hilfreiche Hand leisten.

Indessen bin ich aber hochachtungsvoll

*Euer Hochwohlgeboren untertänigst
gehorsamer Diener J. H. Janssen, Schullehrer.“*

Weil das Schreiben nicht sofort Erfolg hat, schickt Janssen am 17. August 1812 einen zweiten Brief. Er beklagt sich sehr und schildert die Zustände in Harkebrügge sehr deutlich:

“...In einer der Gesundheit schädlichen und dem Lernen hinderlichen Kammer kann ich mit den Kindern nicht Unterricht halten. Wenn eine (Kammer) mit Not noch wohl für einen Kurs gebraucht werden könnte, wollen die Leute diese dazu nicht hergeben oder sie müßte mit Geld losgemacht werden. Das will die Gemeinheit dann nicht bezahlen. Einer sagt dies und jener das.

So gibst denn Streitigkeiten. Dieses Herumtreiben von einer Kammer in die andere hat schon 5 Jahre gewehret. Des verflrossenen Herbstes Unruhe ist unserem Herrn Maire bekannt. Da der Mann, der zum Unterricht seine Stube ausgetan hat, auch im zweiten Jahr noch sein Geld nicht erhalten hat, so will er jetzt seine Stube nicht wieder hergeben.“

Der Maire Tiedeken bekommt die Briefe zu sehen und nimmt zu den Schreiben Stellung. Er bestätigt die geschilderten Zustände und befürwortet den Bau einer Schule und einer Lehrerwohnung. Wir erfahren durch dieses Schreiben der politischen Instanz in Barßel auch, unter welchen Bedingungen der Lehrer in Harkebrügge sein Dasein fristete und wie die Dorfbevölkerung den Wert des Schulunterrichts einschätzte.

“...Da der supplikantische Nebenschullehrer — ein noch unverheirateter Mensch, der sich bis zum Eingange und Ausgange der Schule, die nur im Winter gehalten ist, mit der Schiffahrt beschäftigt und sich hierdurch fast ganz seinen Unterhalt verschafft — bisher während der Schulzeit dann bei diesem, dann bei jenem der Einwohner sein Unterkommen suchen und für Kost und Obdach bezahlen muß und durch das Schulgeld, welches für die (be)dürftigen Einwohner groß genug ist, nicht genügend belohnt wird... Da der Supplikant als Nebenschullehrer fähig ist und die Kinder zur Zufriedenheit unterrichtet, welches in einer Bauerschaft, wo es in Vorzeiten daran leider viel gefehlt hat und wo von 30 Eltern kaum 3 ihren Namen schreiben können, sehr nützlich ist...“ befürwortet Tiedeken den Neubau einer Schule mit Wohnung. Die Kosten schätzt er auf 300 bis 500 Rthl, also nur halb so hoch wie in Scharrel. Auch dieser Betrag wird für die Bewohner dieses Dorfes an der Soeste viel zu hoch sein: Es gibt „20 bis 30 Familien, die, wenn er auch noch so geringe sein möchte, ihren Beitrag nicht liefern können. Indeß könnten, wenn auch zu solchem Bedürfnisse nicht urbare und so nichts aufbringende Gemeinheitsgründe, die hinreichend vorhanden sind, verkauft würden, die Baukosten sehr leicht herbeigeschaft werden...“

Das Ende der Franzosenzeit kam für den Neubau einer Schule in Harkebrügge zu schnell. Erst 1819 wird ein massives Schulhaus erbaut. 1834 berichtet Janssen, daß die Lehrerwohnung immer fehlt. „Ebenso fehlen Garten, Acker- und Wiesengründe, obwohl nach den Dekreten vom 9. Juli 1810 und 13. September 1814 dieselben vorhanden sein sollten.“⁴⁾

Rechenunterricht in der Barßeler Dorfschule: Karl Lamping aus Barßel-Neuland besitzt eine alte Kladde aus dem vorigen Jahrhundert. Ein „Duke Lamping zu Barßel“ hat vom 13. Februar 1811 an ein Mathematikheft geführt, Rechenregeln aufgeschrieben, Aufgaben zusammengestellt und diese auch gelöst. Wahrscheinlich hat er kein Rechenbuch besessen und die Aufgaben von der Tafel abgeschrieben und dann gerechnet.

Duke Lampings Rechenbuch sagt viel aus über die Inhalte des Rechenunterrichts vor 180 Jahren und zeigt auch, was die Barßeler Schüler zu der damaligen Zeit an mathematischen Kenntnissen besaßen. Unser Urteil über diese Zeit steht ja oft voreilig fest: Es kann nicht viel gewesen sein. Vielleicht revidiert man seine Ansicht, wenn man selbst einmal versucht, folgende Aufgabe zu lösen:

„Einer ist etliche Gelder zu bezahlen schuldig, als $\frac{1}{3}$ über 8 Monate, $\frac{1}{4}$ über 9 Monate, $\frac{1}{6}$ über 10 Monate und den Rest über 11 Monate. Frage: Wenn solche Posten auf einmal sollten bezahlt werden, wie lange Frist man dazu haben muß.“

Duke Lamping errechnete $9 \frac{1}{3}$ Monate. Stimmt die Lösung?⁵⁾

Wer ist Duke Lamping? Vom 18. Jahrhundert an gibt es in Barßel mehrere Familien Lamping. Sie sind zugezogen und stammen ursprünglich aus Bakum, wie der Barßeler Pastor am 28. 5. 1761 beim Tode des Johann Gebhard Lamping im Kirchenbuch vermerkt. Lampings aus dieser Gegend (auch aus Langförden) haben in mehrere Barßeler Familien eingeheiratet. So waren im 18. Jahrhundert Johannes Theodorus Lamping mit einer Thecla Maria Jürgens und ein Meinhard Lamping mit einer Gesina Hinrichs verheiratet.

Jodocus Lamping (so hieß Duke richtig) war am 25. Januar 1798 als Sohn des Gerhard Lamping geboren. Dieser war Muttschiffer und in zweiter Ehe mit Catharina Hermsen Menken verheiratet. Die Hochzeit war am 28. Januar 1796 gewesen. Auch Catharina war Witwe und in erster Ehe mit Hinrich Duke verheiratet gewesen. Duke nannte sich nach friesischer und Barßeler Sitte auch Duke Gerdes Lamping, weil sein Vater Gerhard hieß. Viele Kinder (nicht

alle) erhielten vor der Franzosenzeit in Barßel den Vornamen des Vaters als Hausnamen.

Als Duke seine Rechenkladde vollschrieb, war er 13 Jahre alt. Man kann davon ausgehen, daß er die Dorfschule in Barßel besucht hat und ein guter Schüler gewesen ist. Daß er auch manchmal Langeweile gehabt hat, zeigen die kleinen Sätzchen und Bemerkungen, die er schon mal unten auf eine Seite schreibt. So steht auf einer Seite: „Bin geboren, da man schreibt 1798“. Ein Lineal benutzt er nicht, und seine Rechtschreibung ist leicht fehlerhaft.

Dukes Lehrer war Johann Wilhelm von Meurers, ein Sohn des Lehrers Karl Hubert von Meurers, der aus der Koblenzer Gegend stammte, Offizier in Emden gewesen war und sich Jahrzehnte vorher in Barßel niedergelassen hatte.⁶⁾ Johann Wilhelm von Meurers wird bereits Kurse an einer „Normalschule“ besucht und auch eine Lehrerprüfung abgelegt haben. „Nach hiesiger Schulordnung soll keiner ein Kirchspiels- oder Nebenschullehrersamt erhalten, wenn er nicht vorher bey der Schulcommission geprüft, dazu tauglich befunden und ihn darüber von derselben ein schriftliches Certificat ertheilet worden“, schrieb der Generaldechant Haßkamp anlässlich der Scharreler Streitigkeiten am 28. Dezember 1811 an die französische Unterpräfektur in Quakenbrück.⁷⁾

Im Kirchdorf Barßel waren die schulischen Verhältnisse offensichtlich besser als in Harkebrügge oder Scharrel. Duke Lamping mußte in der Schule Ordentliches leisten. Man ist erstaunt, welche Aufgaben er in der Mathematikstunde rechnen mußte und auch richtig löste.

Der Rechenstoff umfaßte folgende Gebiete:

1. Die vier Grundrechenarten Addition, Subtraktion, Multiplikation und Division (die „Species“), wobei auch oft mit benannten Zahlen (Ellen, Reichstalern, Grote und Schware) gerechnet werden mußte.
 2. Die Dreisatzrechnung („Regula de tri“ und „Doppelte Regel de Tri“)
 3. Die Bruchrechnung oder „Das Fundamentum in gebrochenen Zahlen“.
 4. Angewandte Bruchrechnung in sog. eingekleideten Aufgaben.
 5. Gewichtsrechnung („Tara-Rechnung“) und „Gold- und Silber-Rechnung“.
 6. Zins- und Rabattrechnung.
 7. „Wechselrechnung“ und
 8. einige wenige Aufgaben, in denen Flächen berechnet wurden.
-

Daß alle Schüler diesen Rechenstoff bewältigt haben, braucht man nicht anzunehmen. Immerhin bestand aber seit der Verordnung des Fürstbischofs von Münster vom 11. 10. 1739 Schulpflicht für alle Kinder, auch wenn man es nicht immer sehr genau damit genommen haben wird. Fleißige und begabte Schüler wie Duke Lamping haben jedenfalls viel gelernt:

Grundrechenarten: Für die Übung der Addition und Subtraktion nahm Lehrer von Meurers gerne besonders große Zahlen:

$$\begin{array}{r} 1\ 200\ 067\ 894\ 023\ 1/2 \\ - 123\ 456\ 789\ 012\ 1/2 \\ \hline 1\ 076\ 611\ 105\ 011 \end{array}$$

Bei der Multiplikation sollen die Schüler die „Tabula pythagoräa“ anwenden oder das Einmaleins, „das auswendig zu wissen ist“.

Bei der Divison, der „vierten Species“, finden wir eine Schreibweise, die uns heute ungewohnt ist: Die Aufgabe $18\ 378\ 360 : 4 = 4\ 594\ 590$ wird so geschrieben:

$$18378360 \left. \begin{array}{l} 4 \\ \hline 4594590 \end{array} \right\}$$

Handwritten calculation showing the division of 18378360 by 4, resulting in 4594590. The calculation is written in a traditional style with a large bracket on the right side of the numbers.

Viele Aufgaben mit benannten Zahlen stehen im Heft:

$$\begin{array}{r} 428\ \text{Rthl}\ 60\ \text{Gr}\ 4\ \text{Schw} \\ - 293\ \quad 24\ \quad 3 \end{array}$$

$$135\ \text{Rthl}\ 36\ \text{Gr}\ 1\ \text{Schw}$$

oder: „Wieviel Schware sind 19 Rthl 57 Grote 3 Schware?“ Der Reichstaler wurde zu 72 Grote oder zu 360 Schware gerechnet. Ein Grote war also 5 Schware wert. Duke rechnet demnach:

$$\begin{array}{l} 19\ \text{mal}\ 72\ +\ 57\ =\ 1425 \\ 1425\ \text{mal}\ 5\ +\ 3\ =\ 7128 \end{array}$$

Seine richtige Antwort: 19 Rthl 57 Gr 3 Schw = 7128 Schware.
 Bei der Aufgabe: „Einer kauft 160 Pfund Ochsenfleisch, das Pfund für 2 Grote 2 Schware“ berechnet der Schüler zuerst den Wert des Fleisches in Schware (1920 Schware). Dann dividiert er nacheinander durch 5 und 72, so daß das Ergebnis 5 Rthl 24 Grote lautet. Großen Raum nehmen die Aufgaben der „Regula de Tri in ganzen Zahlen“ ein. Heute sagen wir dazu Dreisatzaufgaben. Duke Lamping rechnet die folgende Aufgabe: „9 876 Ellen für 6584 Rthl, wie 6789 Ellen“ ohne Ansatz. Das richtige Ergebnis ist: 6789 Ellen kosten 4526 Rthl.

Duke hat bei der Lösung der Aufgabe keine Proportion aufgestellt, sondern wahrscheinlich nach einer gegebenen Rechenregel gerechnet. An einer anderen Stelle merkt man, daß die Schüler beim Lehrer von Meurers durchaus Proportionen kennenlernten.

9876 Ellen für 6584 Rthl wie 6789 Ellen

6584	
29156	
54312	
50945	
40794	9876
4469876	4526
39504	
51947	
49986	
25677	
19752	
59256	
59256	

Lamping

Komplizierter sind Dreisatzaufgaben dieser Art: „Wann 39 Ellen betragen 4 Rthl 24 Grote, wie teuer kommen 731?“ Die Schüler wandeln zuerst 4 Rthl 24 Grote in Grote um, so daß die Aufgabe jetzt lautet: Für 312 Grote bekomme ich 39 Ellen. Wie teuer sind 731 Ellen?

Auch diese Aufgabe ist in der Kladde richtig gerechnet. Die gefundenen 5848 Grote werden dann in Rthl und Grote gewechselt: 81 Rthl 16 Grote.

An anderer Stelle sehen wir, wie Duke den Rechenvorteil ausnutzt. In einer Aufgabe mit Bruchzahlen verdoppelt er alle Werte, so daß die Aufgabe mit ganzen Zahlen wesentlich einfacher wird. Die Proportion bleibt dabei natürlich erhalten:

Aus „599 Ellen kosten 299 1/2 Rthl. Wieviel kosten 7568 Ellen?“ macht er: „1198 Ellen kosten 589 Rthl. Wieviel kosten 7568 Ellen?“

Unter „Wechselrechnung“ versteht man: „Wie ausländische Münze, Maß und Gewicht in Bremer Münze, Maß und Gewicht zu verändern und hergegen das Bremisch in fremde zu bringen; auch wie die eine und die andere zu verwechseln.“

Eine Aufgabe in dem Rechenheft lautet: „Ein Cassirer empfängt folgende Scheins als

- 42 Ducaten a 2 Thl 4 G
- 120 Engellotten zu 2 Rthl 34 1/2 G
- 240 Pistoletten a 3 Rthl 12 G
- 25 Rosenobel a 4 Rthl 48 G.

Was beträgts in einer Summe?“

Die richtige Antwort heißt: 1272 Rthl 60 G.

Hierbei wird mit Proportionen gerechnet:

$$1 \text{ Dukat} : 48 \text{ Dukaten} = 2 \text{ Rthl } 4 \text{ G} : x \text{ Rthl}$$

Auch hierbei wandelt der Schüler zunächst in 72 Grote um und multipliziert die Anzahl der zu wechselnden Münzen mit dem Wert in Grote. Dann wandelt er wieder in Reichstaler und Grote zurück.

The handwritten calculations are as follows:

Left side (Ducats):

$$1:48 = 2 - 4:21$$

$$\begin{array}{r} 72 \\ 144 \\ 48 \\ \hline 7104 \end{array} \Bigg| 72$$

$$\begin{array}{r} 648 \\ 624 \\ 576 \\ \hline 48 \text{ fl} \end{array}$$

Right side (Engellots):

$$1:20 = 2 - 34\frac{1}{2}:21$$

$$\begin{array}{r} 72 \\ 178\frac{1}{2} \\ 357 \\ 120 \\ \hline 42840 \end{array} \Bigg| 2$$

$$\begin{array}{r} 2140 \\ 144 \\ 702 \\ 642 \\ \hline 540 \\ 500 \\ \hline 36 \end{array}$$

Der Dukat war seit 1556 die offizielle Goldmünze im Reich, mit der Engellotte ist wahrscheinlich das Pfund Sterling gemeint, die Pistolette oder Pistole ist die französische Münze „Louis d'or“ und der Rosenobel oder einfach Nobel ist eine alte englische oder schottische Goldmünze. Bei Dukes Rechnung fällt auf, daß er die Bruchzahl bei den Engellotten geschickt dadurch umgeht, daß er einmal verdoppelt und anschließend wieder halbiert.

$ \begin{array}{r} 1: 240 = 3 - 12: \pi \\ \underline{72} \\ 228 \\ \underline{240} \\ 54720 \quad | \quad 72 \\ 504 \quad | \quad 1760 \pi \\ \underline{432} \\ 432 \end{array} $	$ \begin{array}{r} 1: 25 = 4 - 48: 7 \\ \underline{72} \\ 336 \\ \underline{25} \\ 8400 \quad | \quad 72 \\ 72 \quad | \quad 1162 \pi / 1272 \pi 609 \\ \underline{120} \\ 32 \\ \underline{480} \\ 409 \end{array} $	$ \begin{array}{r} 98 - 48 \\ 297 - 36 \\ 760 - 11 \\ \underline{116 - 48} \\ 1272 \pi 609 \end{array} $
--	--	--

Für die Barßeler Schüler, die später als Kapitäne mit den Tjalken, Kuffs und Schonern die Nord- und Ostsee befuhren, war ein guter Rechenunterricht besonders wichtig. Daß sie sich mit dem üblichen Rechenstoff nicht begnügen durften, sondern später auch Trigonometrie gelernt haben, zeigen Seiten aus noch vorhandenen Logbüchern Barßeler Schiffe. Mit den Winkelfunktionen Sinus, Cosinus, Tangens, Cotangens, Secans und Cosecans berechneten sie den Standort ihrer Schiffe, nachdem sie mit dem Sextanten die Sonne vom Himmel geholt hatten.

Anmerkungen:

- 1) Nieders. Staatsarchiv Osnabrück Rep 250 Qua Nr. 91 (Scharrel) und Nr. 88 (Harkebrügge)
- 2) Karl Willoh, Geschichte der kath. Pfarreien im Herzogtum Oldenburg, Köln, o. J., Band V, S. 485
- 3) ebenda, Band IV, S. 111
- 4) ebenda
- 5) Duke Lamping hat die Aufgabe richtig gelöst: Der Rest beträgt 1/4 der Gesamtsumme. Nennt man die Gesamtsumme x und die gesuchte „Frist“ y, so erhält man folgende Gleichung:

$$x \cdot y = \frac{x}{3} \cdot 8 + \frac{x}{4} \cdot 9 + \frac{x}{6} \cdot 10 + \frac{x}{4} \cdot 11, \text{ da } x \neq 0$$

$$y = \frac{8}{3} + \frac{9}{4} + \frac{10}{6} + \frac{11}{4} = 9 \frac{1}{3}$$

- 6) Willow, W,
- 7) wie Anm. 1)



Dr. Marron C. Fort:

Georges-Bernard Depping

Der Verfasser dieses Essays über das Saterland, Georges-Bernard Depping, wurde am 11. Mai 1789 von deutschen Eltern in Münster (Westfalen) geboren. Im Jahre 1803, nachdem er ein glänzendes Studium in seiner Heimat absolviert hatte, reiste er als Tourist in Begleitung eines französischen Adligen, der aus der Emigration während der Französischen Revolution heimkehrte, nach Paris, und machte sich dort seßhaft.

Um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, gab er zunächst Deutschunterricht, schrieb für eine deutsche Zeitung einen regelmäßig erscheinenden Bericht über Paris, wurde Studienaufseher an mehreren Privatschulen und arbeitete schließlich für verschiedene Verleger.

Aus diesem Abschnitt seines Lebens stammen *Menodor und Laura* (1806), eine deutschsprachige Versnovelle, die auch in Deutschland veröffentlicht wurde, aber auch etliche lediglich dem Brotwerb dienende Werke: *La Vaccine* (1807); *Histoire générale de l'Espagne* (1811); *Merveilles et beautés de la nature en France* (1811).

Für den Literaturhistoriker gehört Depping „zu der Sorte Vielschreibern, die über alle Themen mit gleicher Unfähigkeit schrieb, aber mit einer gewissen Natürlichkeit und einer Quasi-Naivität, die der Epoche gefiel“.¹⁾

Er war als Literat bald so bekannt, daß er nicht mehr von der Hand in den Mund zu leben brauchte, und, dank seiner Zweisprachigkeit, konnte er an verschiedenen deutschen und schweizerischen Zeitschriften mitarbeiten. Er wagte es, sich um die Preise der Académie des inscriptions et belles-lettres²⁾ zu bewerben, und seine Abhandlungen wurden mehrmals ausgezeichnet.

Im Jahre 1827 erhielt Depping die französische Staatsangehörigkeit und nach und nach fand er Zugang zu den großen französischen Gelehrtenvereinigungen wie *Les Antiquaires de France*.³⁾ Er durfte an amtlichen Publikationen und an der Herausgabe unveröffentlichter Dokumente zur Geschichte Frankreichs mitarbeiten.

Depping, der am Ende seiner Karriere als großer Gelehrter galt, starb 1853. Seine wichtigsten Werke sind: *La Suisse* (1802), 2 Bde.; *Histoire des expéditions maritimes des Normands* (1826), 2 Bde.; *Les Juifs dans le Moyen Age* (1834); *Geschichte des Krieges der Münsterer und Kölner im Bündnisse mit Frankreich gegen Holland, 1672-1674* (1840).

Das Saterland wurde 1811 von den Franzosen besetzt, und die folgende Reisebeschreibung erschien im selben Jahr in der französischen Zeitschrift *Annales des Voyages, de la Géographie et de l'Histoire* unter dem Titel „**Voyage dans le Saterland, Canton du Département de l'Ems-Supérieur**“.⁴⁾

Deppings Bericht über seine Reise ins Saterland ist nicht ganz frei von romantischem Gefühlsüberschwang, aber er erspart dem Leser die vielen philosophischen Exkurse, die seine Hauptquelle, Johann Gottfried Hoche *Reise durch Osnabrück und Niedermünster in das Saterland, Ostfriesland und Groningen*, kennzeichnen.⁵⁾

Wie sein Vorgänger Hoche, den er häufig zitiert, beschreibt Depping die herbe Moor- und Heidelandschaft des niederwestfälischen Raumes und die soziale Ungerechtigkeit, unter der die unteren Gesellschaftsschichten, vor allem die Heuerleute, zu leiden haben. Besonders fesselnd ist Deppings gute französische Prosa, die seiner Abhandlung über das Saterland und die Saterfriesen einen Hauch des Lyrisch-Idyllischen verleiht.

Beim Übersetzen habe ich Deppings Text in mehrere Abschnitte aufgeteilt, die ich mit Überschriften versehen habe.

M. C. Fort

Eine Reise ins Saterland

In meinem *Voyage en Westphalie*⁶⁾ erwähnte ich einen bemerkenswerten, aber wenig bekannten Volksstamm - die Saterländer.⁷⁾ Ich habe ihnen in meinem Reisebericht über Westfalen lediglich einige Worte gewidmet, denn ich wollte mich erst in einem späteren Beitrag eingehend mit ihnen beschäftigen und der Öffentlichkeit von einer Reise ins Saterland und den Ergebnissen meiner Forschung über dieses merkwürdige Ländchen erzählen.

Erst nachdem ich mich über das Saterland ausführlich informiert hatte, traute ich es mir endlich zu, dieses Vorhaben durchzuführen. Trotzdem würde ich es begrüßen, wenn ich bei dieser Reisebeschreibung mit derselben Nachsicht rechnen dürfte, welche mir die Leser und die Rezensenten anlässlich meiner vorherigen Reise erwiesen haben.⁸⁾

Es war in der westfälischen Stadt Münster, wo ich zum ersten Mal einigen Bewohnern des Saterlandes begegnete, und meine Neugier erweckte in mir das Begehren, ihre Heimat kennenzulernen....⁹⁾

Nach dem *Lambertusfest* am 17. September machte ich mich auf den Weg ins Saterland. Die Reise von Münster aus in dieses Land ist äußerst eintönig. Um die Reise etwas abwechslungsreicher zu gestalten, nahm ich mir vor, hier und dort einige Ortschaften zu besuchen, von denen ich wußte, daß sie alte Bauwerke verbargen.

Moor und Heide

Nachdem ich Osnabrück durchquert hatte, lenkte ich meine Schritte in Richtung Haselünne. Sobald man die große Ebene betritt, die sich vom Dümmer See entlang der Hase und über die Ems bis zum Zuiderzee¹⁰⁾ erstreckt, sieht man nichts als eine armselige Heidelandschaft, die außer Torf nichts hervorbringt. Der Boden ist so unfest, so wenig tragfähig, daß er unter den Schritten des Reisenden nachgibt, als wenn er auf Sprungfedern ruhte.

An einigen Stellen hat der Boden, obwohl nach unten hin voller Hohlräume, genug Festigkeit, um dem Gewicht zu widerstehen, das auf ihm lastet, aber je mehr man sich dem See nähert, desto mürber und morastiger wird der Boden, der leicht nachgibt, so daß es äußerst gefährlich wäre, diese unermeßliche Fläche ohne Führer zu durchqueren.

Nichts ähnelt dieser Gegend mehr als der trüben Germania des Tacitus, wo man lediglich unbestelltes Land, ein rauhes Klima, eine öde Landschaft und einen eintönigen Horizont findet.¹¹⁾

Die schwarze, torfhaltige Erde, welche dieses Gebiet bedeckt, läßt nichts außer Heidekraut oder irgendeiner anderen dünnen, unnützen Pflanze gedeihen. Es gibt Stellen, wo der Boden so trocken und schwefelhaltig ist, daß ein Funke genügt, um die gesamte Fläche in Brand zu setzen.¹²⁾

Hier und dort sieht man armselige kleine Bauernhäuser mit notdürftig angelegten Gärtchen. Mühsam entreißen die Bewohner diesem kargen Boden einige Vegetalien, mit denen sie sich ernähren können. Man merkt diesen armen Bauern an, daß der Ackerbau ihnen nur im Schweiße des Angesichts gelingt. Ihre kleinen Höfe sind sehr weit voneinander entfernt und nach der Willkür des Eigentümers und ohne Plan angelegt, sowie uns Tacitus die Wohnungen der alten Germanen darstellt.¹³⁾

Entenjagd am Dümmer

Der Dümmer See ist sehr groß. Er wird von der Hunte durchflossen, die anschließend in die Weser mündet. Eine große Menge Bekassinen und Wildenten besucht regelmäßig die Ufer des Sees.¹⁴⁾

Diese Vögel fängt man auf besonders raffinierte Weise: dort, wo der See am engsten ist, baut man am Ufer ein wiegenförmiges Lattingestell, dessen Öffnung dem Wasser zugewandt ist. Auf dem Boden des Gestells steht ein Korb. Der Jäger stellt sich in einer kleinen Hütte neben dem Gestell auf. Um den außerordentlichen feinen Geruchssinn der Ente zu täuschen, muß er während der ganzen Jagd Torf brennen.¹⁵⁾

Da er weiß, daß die Ente sehr neugierig ist, läßt er zu diesem Zweck dressierte Enten, die er unter das Gestell plaziert hat, viel Lärm machen. Er hat außerdem einen kleinen Hund, der ununterbrochen zur Hüttentür hinein- und hinausläuft. Die Wildenten, durch den Lärm der gezähmten Enten und das Laufen des kleinen Hundes angelockt, schauen zunächst friedlich zu, aber bald reißt sie die Neugier mit.

Sie laufen in das Gestell hinein und teilen mit ihren Artgenossinnen den Hafer, den der Jäger sorgfältig dort hingestreut hat. Aber in diesem Augenblick reißt er ein unter der Wasseroberfläche verborgenes Netz wieder hoch und hindert sie daran, davonzufliegen. Die dadurch erschreckten Enten laufen blindlings in den Korb und werden die Beute des Jägers. Diese Form der Jagd ist sehr kurzweilig und kann sich mehrmals am Tag wiederholen. Manchmal erbeutet man über hundert Vögel.

Es war in der Nähe des Dümmer Sees an dem Deich oder Damm zwischen den Angrivariern und den Cheruskern, wo Germanicus die Germanen unter ihrem Befehlshaber Hermann oder Arminius besiegte.¹⁶⁾

Einige meinen, daß das unweit des Sees gelegene Dorf *Damme*, dessen Name auf deutsch 'Deich' bedeutet, der Schauplatz dieser Schlacht gewesen sei.¹⁷⁾ Es steht zumindest fest, daß man in der Umgebung mehrere römische Münzen gefunden hat, die anscheinend aus einem römischen Lager stammen. Ganz in der Nähe befindet sich die Grabstätte einiger römischer Kaufleute, wenn die Figur des Merkur, die man neben mehreren, mit Asche gefüllten Urnen gefunden hat, einen hinreichenden Anhaltspunkt für diese Vermutung bietet.¹⁸⁾ Man sieht auch die Verschanzungen eines römischen Lagers in der Nähe eines Bauernhofes. Vielleicht handelt es sich um das Lager, das Germanicus aufschlug, nachdem er die Ufer des Sees verlassen hatte.

Quackenbrück

Auf der Straße nach Quackenbrück muß man noch einmal die trostlosen Heiden mit ihrem schwankenden Boden durchqueren, aber die Umgebung dieser kleinen Stadt ist gut bebaut. Der Name Quackenbrück bedeutet, so meint ein dortiger Gelehrter, „Brücke oder Damm der Chauken“. Daraus könnte man schließen, daß sich das Territorium dieses Volkes bis an die Grenzen der besagten Stadt erstreckte.¹⁹⁾

Quackenbrück ist ein hübscher Ort mit guten Bauwerken; es treibt einen blühenden Handel mit Vieh, Tüchern, Tierhäuten und -fellen, Butter, Käse usw. Diese Stadt befördert Butter von und nach Bremen, Oldenburg, Minden, Osnabrück und Münster. Quackenbrücks Beziehungen zu den Niederlanden haben den Einwohnern einen Sinn für Sauberkeit verliehen, den man überall merkt. Diese Stadt liegt an der Hase, die bei Meppen in die Ems mündet.

Großsteingräber

Das kleine Haselünne, ebenfalls an der Hase gelegen, kennt keinen Handel - weder innerhalb der Stadtgrenzen noch in der Umgebung. Ungefähr vier Kilometer von Haselünne entfernt, in der Nähe eines Bauernhofes entdeckte ich die größte vorgeschichtliche Grabstätte, auf die ich bei meinen Ausflügen in dieser Gegend gestoßen bin.

Diese Grabstätte ist offensichtlich eine Gruft gewesen, denn sie ist mit riesigen Steinen bedeckt, die wiederum ein Erdhügel be-

deckte, der entweder durch die Einwirkung des Windes und des Regens oder durch Menschenhand fast völlig abgetragen worden ist.²⁰⁾

Der Eingang des Grabgewölbes ist immer noch sichtbar. Er ist 42 Fuß lang und ungefähr 10 Fuß breit. Man brauchte nur zehn Steine, um es abzudecken, so daß man sich vorstellen kann, wie groß sie sind. - Sie sind aus Granit und scheinen nie behauen worden zu sein. Im allgemeinen fehlen die Spuren des Meißels an den Denkmälern Norddeutschlands. Selbst die Steinbeile, die man in den Graburnen findet, sind lediglich durch Reibung poliert worden. Die Grabstätte, von der ich spreche, war, nach seiner Größe zu urteilen, im Besitz einer renommierten germanischen Familie dieser Region. Die Gruft ist von einem Kreis kleinerer Steine umringt, die als Grenze und Einfriedigung dienen.

Feudalistisches in Vechta

Von Haselünne aus zog ich nach Vechta, einer kleinen Stadt ohne Handel und Industrie mit ca. 1600 Einwohnern. Im 16. Jahrhundert war es eine Festung. Während des Krieges, der mit dem Westfälischen Frieden endete, wurde Vechta zweimal von den Schweden eingenommen. Sie haben die Stadt erst verlassen, nachdem sie in Übereinstimmung mit den Artikeln des Vertrages den enormen, von mehreren deutschen Teilstaaten aufgebracht Betrag von 500.000 Franc erhalten hatten.

Während des Siebenjährigen Krieges wurde die Vechtaer Festung von einem Hannoverschen Bataillon besetzt, aber trotzdem haben die Franzosen die Stadt auf sehr angenehme Weise erobert.

Sie zogen in der Nacht vor den Toren der Stadt auf, überquerten den Bach, der dort vorüberfließt, beluden alle Karren, die sie versammeln konnten, mit Mist und schoben sie bis an die Brücke des von den Hannoveranern gehaltenen Forts, so daß die Einfahrt zur Garnison versperrt war. Daraufhin nahmen sie die Stadt in Besitz und forderten die Festung zur Übergabe auf.

Nachdem man den Hannoveranern zu Hilfe gekommen war und sie hinter den Karren hervorgeholt hatte, die sie daran hinderten, die Festung zu verlassen, begann man, über die Kapitulation zu verhandeln.

Die Stadt Vechta war in früheren Zeiten der Hauptort einer Grafschaft und besaß eine Burg. In dieser Stadt gibt es immer noch ein Burgmänner-Kollegium, d. h. eine Versammlung Adelliger, die mit der Verteidigung der Burg beauftragt sind.

Dieses Kollegium ist ein Rest der ehemaligen deutschen Verfassung. Alle großen Herrscher vertrauten die Bewachung ihres Wohnsitzes einer Gruppe Adelliger an, denen sie wichtige Vorrechte gewährten, z. B. Befreiung von steuerlichen Belastungen; Immunität auf eigenem Grund und Boden; das Recht, den Mord an einem Menschen durch die Zahlung einer Geldbuße zu sühnen. Man wundert sich nicht, daß sich noch viele Überbleibsel des feudalistischen Systems in solchen entlegenen Ortschaften wie jenen, die ich bereist habe, finden lassen.

Von Freien und Unfreien

Die Bauern sind in fünf oder sechs Klassen eingeteilt. Die einen sind Grundeigentümer, aber sie zahlen eine Abgabe an irgendeinen adeligen Herrn oder an irgendeine Kapelle, von denen sie angeblich geschützt werden. Die anderen besitzen nichts und sind sogar Leibeigene im wahrsten Sinne des Wortes.

Eine dritte Klasse, die sogenannten *Freigelassenen des Heiligen Paulus*, sind, ungeachtet einer Naturalabgabe in Form von Bienenwachs, verpflichtet, jährlich einen bestimmten Betrag an den Kirchenstiftungsrat des Domes zu Münster zu entrichten, und, falls sie sterben, fällt ihr bestes Gewand dieser Stiftung zu.²¹⁾

Die vierte Gruppe besteht ausschließlich aus Heuerleuten. Sie sind außerordentlich arm und fristen kümmerlich ihr Dasein. Sie bewohnen armselige Hütten ohne Schornstein und ohne Fenster auf den Ländereien eines Bauern und ernähren sich von der Torfgewinnung. Diese Beschäftigung überlassen die Männer häufig den Frauen und gehen für einige Monate des Jahres nach Holland, wo sie mit Grasmähen ihren Lebensunterhalt bestreiten, sich der Heringsfischerei widmen oder Walfang treiben.

Das Leben eines Heuermanns stellt sich den Landbewohnern in einem so günstigen Licht dar, daß sie nicht zögern, sich niederzulassen, sobald sie eine Hütte finden, die sie mieten können. Solange man Torf unter der Heide findet, werden diese Menschen Familien gründen, ohne Angst vor der Zukunft zu haben.

Die Bauern und die übrigen verhältnismäßig wohlhabenden Landbewohner mästen eine größere Anzahl Gänse, die, tot oder lebendig, ausgeführt werden. Die Vechtaer Gänse sind in dieser Region berühmt; einige wiegen über 24 Pfund.

Die Federn dieser Gänse sind ebenfalls eine Handelsware für die Bewohner dieses Landstrichs. Eine große Menge wird in die Niederlande verkauft, wo sie oberflächlich bearbeitet werden und unter dem Namen *Holländische Federn* weiterverkauft werden.



Arbeit, Andacht und Alkohol

Die Straße, die von Vechta aus nach Norden führt, hat dem Auge wenig zu bieten: überall und immer Heidelandschaft, Torfboden und Buchweizenfelder. Dann und wann sieht man Viehweiden und Wiesen, aber sie bieten keinen heiteren Anblick.

Man trifft auf Dörfer, welche die bitterste Armut ankündigen. Manchmal bestehen sie aus nicht mehr als zehn Häusern, während die übrigen über die Heide verstreut sind.

Es gibt Bauern, die fünf bis zehn Kilometer zu Fuß gehen, um die Messe zu hören. Ein gutes Glas Branntwein, das sie vor Betreten der Kirche zu sich nehmen, läßt sie diese kleine körperliche Anstrengung schnell vergessen.

Nach der Messe unterhalten sie sich über ihre Geschäfte, gehen in die Kneipe und schließlich trennen sie sich bis zum nächsten Sonntag. Die Werktage sind für sie Arbeitstage; der Sonntag ist der Tag der Andacht, der Geschäfte und der Neuigkeiten.²²⁾

Zwischen Westfalen und Ostfriesland

Endlich näherte ich mich dem Saterland. In Ellerbruch, einem an der *Marka*²³⁾ gelegenen Dorf, das sich aus einigen Häusern zusammensetzt, die dem Burgmänner-Kollegium gehörten, war ich gezwungen, an Bord eines saterländischen Schiffes zu gehen, denn wegen der unpassierbaren Moore gibt es keinen anderen Weg, um in dieses Land zu gelangen. Nur während einer anhaltenden Dürreperiode oder bei strengem Frost würde man es wagen, diesen schwankenden Boden zu betreten.

Ellerbruch ist eine Art Umschlagplatz, wo ein großer Handelsverkehr während des Seefriedens stattfindet.²⁴⁾ Hier holen die saterländischen Schiffe die Lebensmittel und Güter, die über den Emdener Hafen befördert werden und für den Seehandel bestimmt sind. Dieselben Schiffe bringen Lebensmittel aus Ostfriesland nach Ellerbruch, die von Fuhrwerken weiterbefördert werden.

Das Saterland: Insel und Festung

Nach einigen Stunden erreichte ich das erste saterländische Dorf; es heißt Scharrel.²⁵⁾ Hier vereinigt sich die Marka mit dem kleinen Fluß Ohe und nennt sich von diesem Zeitpunkt an Leda und mündet weiter unten in die Ems.²⁶⁾

Diese Gegend ist nicht ganz so trostlos wie diejenige, die ich eben verlassen hatte. An den Ufern des Flusses sieht man einige Großsträucher, die etwas Abwechslung in diese eintönige Landschaft bringen. In der Nähe der Leda wachsen auch Obstbäume - in diesem Heide-land eine große Seltenheit.

Endlich war ich am Ende meiner Reise. Ich befand mich bald mitten im Saterland, und ich brauchte nur zwei Tage, um es zu bereisen und es voll und ganz zu besichtigen.

Jetzt werde ich eine ausführliche Beschreibung des Gebietes geben. Sie ist aus meinen eigenen Beobachtungen und denen des evangelischen Pfarrers Hoche entstanden, der ein Werk in deutscher Sprache über seine Reise in dieses Land veröffentlicht hat. Diese in Frankreich unbekannte Reisebeschreibung ist leider sehr weitschweifig, aber, von einigen Einzelheiten abgesehen, sehr genau und vollständig.

Das Saterland liegt an der Grenze zwischen dem ehemaligen Bistum Münster und Ostfriesland im gegenwärtigen Verwaltungsbezirk Ober-Ems und ist von Heideland, Morästen und Torfmooren umringt. Diese Abgeschlossenheit hat den Saterfriesen die Reinheit der Sitten und Gebräuche und eine Selbständigkeit, die sie sehr stolz macht, bewahrt.

Es ist dieser Isolation ebenfalls zu verdanken, daß das Saterland, selbst in den Nachbargemeinden, wenig bekannt ist. Ich habe öfters mit Ostfriesen gesprochen, die nicht einmal wußten, daß ein solches Land existierte.²⁷⁾

Daß das Saterland so unbekannt ist, bringt seinen Einwohnern einen zusätzlichen Vorteil: in Kriegszeiten boten diese Moräste eine bessere Abwehr gegen feindliche Einfälle als die stärksten Befestigungsanlagen. Im Siebenjährigen Krieg, als die Engländer und die Franzosen ganz Westfalen verheerten, hat das Saterland allein keine Not gelitten.²⁸⁾

Die Mansfelder

Der General Graf Mansfeld ist der einzige, durch den dieses Land die Grausamkeiten des Krieges hat erleiden müssen, denn, nachdem General Tilly den Herzog von Braunschweig besiegt hatte, zog Graf Mansfeld während des strengen Winters 1622/1623 ungestraft über die damals zugefrorenen Moore, die das Saterland von Ostfriesland trennen und verwüstete mit Feuer und Schwert ein Land, das nichts besaß, was einen Eroberer hätte reizen können. In diesem Land ruft der Name Mansfeld immer noch Entsetzen hervor.³⁰⁾ Es ist wahrscheinlich, daß dieser Schrecken in der Nachwelt lebendig bleiben wird, ebenso wie der Name *Drusus* in einigen entlegenen Gegenden Deutschlands fortlebt.³¹⁾

Verfassung und Verwaltung

Das Saterland ist fünf Meilen lang und zwei Meilen breit. Es umfaßt drei Gemeinden oder Kirchspiele: Scharrel, Ramsloh und

Strücklingen, denen sich drei Weiler anschließen.³²⁾ Die Bevölkerung des Saterlandes beläuft sich auf höchstens 2000 Einwohner. Die drei Gemeinden werden von zwölf Bürgermeistern regiert, die an das Gericht der zwölf Asen der alten Germanen und die zwölf Geschworenen der englischen Jury erinnern.³³⁾

Jedes Jahr am Fastnachtsdienstag berufen die Saterländer eine Nationalversammlung in Ramsloh ein, wo sich die Archivverwaltung des Landes befindet. Auf dieser Versammlung beschäftigt man sich mit der Wahl der Bürgermeister.

Sechs der alten Bürgermeister legen das Amt nieder und schlagen sechs neue vor. Wenn das Volk diese Wahl billigt, ersetzen die neuen sofort zwei der alten in jeder Gemeinde. Tacitus berichtet, daß die Germanen ihre Richter auf ähnliche Weise gewählt haben.³⁴⁾

Außerdem gibt es zwei Aufsichtsführende oder Sicherheitsbeamte in jeder Gemeinde, und jeden Fastnachtsdienstag wählt man ebenfalls drei neue.³⁵⁾ Darüber hinaus hat jedes Dorf zwei Beamte, die die Anweisungen der Bürgermeister befolgen.³⁶⁾ Dies ist die turnusmäßige Aufgabe aller Familienväter im Saterland. So ist es um die Verfassung des Saterlandes bestellt.³⁷⁾

In der Zeit, als dieses Land zum Bistum Münster gehörte, entsandte der Bischof einen Stellvertreter dahin, der keinen anderen Auftrag als die Steuererhebung hatte.³⁸⁾ Die Saterländer übernahmen alles andere und taten ihr möglichstes, jede Auseinandersetzung mit der Münsterschen Regierung zu vermeiden.

Im übrigen sind ihre Angelegenheiten von solcher Einfachheit, daß sie niemals größere Schwierigkeiten mit sich bringen. - Jeder Familienvater gräbt etwas Torf, baut etwas Buchweizen an oder treibt ein wenig Handel. Darauf beschränkt sich ihre ganze Beschäftigung, ihr ganzes Leben. Dort gibt es nichts, was zu großen Rechtsstreiten führen oder große Belange beeinträchtigen könnte.

Bei den blonden Samojuden

Die Hütten der Saterländer zeigen eine gewisse Ähnlichkeit mit denen der Samojuden und der Hottentotten. Sie sind sehr geräumig, aber sehr niedrig. Das Dach, das aus Buchweizenstroh besteht, beginnt fünf Fuß über dem Erdboden.³⁹⁾

Die Küche ist der wichtigste Raum im Haus. Sie ist gleichzeitig das Eßzimmer, das Schlafzimmer und das Arbeitszimmer. Man findet hier keinen Schornstein; der Kochtopf hängt an einem galgenförmigen Stück Holz. Der Rauch entweicht, wie und wohin er kann. Der Fußboden ist immer mit einem leuchtenden Schwarz bedeckt.

Die Löcher, durch die das Tageslicht hereindringt, verdienen den Namen Fenster nicht. Die Luft kommt durch die zwei Türen, die sich an beiden Seiten der Küche befinden. Die Familie sitzt um den Kopftopf herum, unter dem ein Torffeuer von morgens bis abends brennt.

Die Kühe stecken den Kopf über die Ständer und die Dielen, die sie von der Küche trennen, und, nach ihrer aufmerksamen Miene zu urteilen, scheinen sie an dem Gespräch teilzunehmen.⁴⁰⁾ Die Hühner gehen zwanglos zwischen den Familienmitgliedern spazieren und legen ihre Eier, wohin sie es für richtig halten. Die Betten befinden sich in der Küche in schrankartigen Alkoven, die man Durk oder Dudding nennt.⁴¹⁾ Die meisten haben Schiebetüren, die man schließt, wenn man darin liegt. Diese Betten sind jedoch dem Hausherrn und seiner Frau vorbehalten. Der Knecht schläft bei den Pferden und die Dienstmagd bei den Kühen.

Die Küche zieren zahlreiche blankpolierte Zinnteller, neben denen man häufig ein halbes Dutzend symmetrisch angeordnete Nachttöpfe hängen sieht.⁴²⁾

In einigen kleineren Zimmern, die an die Küche stoßen, sind Wäschetruhen untergebracht. Hier steht auch ein Webstuhl, ein Möbelstück, das man bei allen Landbewohnern in dieser Gegend findet. Wer Branntwein oder Tabak verkauft, benutzt die Küche als Laden und Lagerraum.

Essen und Trinken

Die Saterländer essen Kartoffeln, Pökelfleisch, Schinken, Grünkohl, Butter, Käse und Schwarzbrot. Buchweizenpfannkuchen mit Speck werden nur an besonderen Tagen verspeist.⁴³⁾ Es werden Bier, Branntwein und Kaffee getrunken, aber der Kaffee ist im Saterland kaum besser als in den Niederlanden.⁴⁴⁾ Dieses Getränk ist so schwach, daß sie davon zwölf Tassen und mehr hintereinander ohne die geringsten nachteiligen Folgen trinken.

In jede Tasse tun sie ein Stück Kandiszucker, das auch für alle weiteren Tassen, die man eingeschenkt bekommt, dienen muß. Es kommt sogar gelegentlich vor, daß, nachdem man den Kaffee gesüßt hat, der Kandiszucker in eine Dose zurückgetan wird, um ein zweites Mal verwendet zu werden. Der Kaffee wird in Kaffeekannen aus Messing mit drei Hähnen serviert, damit sich jeder nach Belieben einschenken kann.

Kleidung

Jede Familie webt das Leinen und das Tuch für den Hausgebrauch selbst. Das Tuch hat immer die Farbe des Torfes, weil man es in ei-

ne schlammige Flüssigkeit eintaucht, die, so scheint es mir, nichts anderes ist als mit Wasser angerührter Torf. Aus diesem Stoff machen die Männer ihre Anzüge und Kniehosen und die Frauen ihre Unterröcke und Kostümjacken.

Die Männer tragen ein Wams aus buntem Tuch; sie haben lockiges Haar. Die Frauen tragen eine Haube mit einer Schleife aus feinem Leinen, die fast die ganze Stirn bedeckt. Auf diese Kopfbedeckung setzen sie einen riesigen Strohhut. Sie ziehen sich, wie die Männer, große Schuhe an, so daß man sie von weitem kommen hören kann.⁴⁵⁾

Auf dem Acker und im Moor

Im allgemeinen hat die Frauentracht wenig Anmutiges; dafür ist sie äußerst anständig. Weil sie Schwerstarbeit gewohnt sind, haben alle eine etwas gebückte Haltung, ein sonnengebräuntes Gesicht und einen schweren Gang. Sie sind mit der ganzen Hausarbeit belastet, und häufig teilen sie außerdem noch die Beschäftigung des Ehemannes.⁴⁶⁾

Diese bestreiten ihren Lebensunterhalt in den meisten Fällen dadurch, daß sie Torf, Steine und sonstige Handelsartikel nach Ostfriesland befördern und andere Gegenstände, wie die, welche ich oben erwähnt habe, ins Saterland zurückverfrachten. Bei dieser Arbeit gehen die Kinder ihren Eltern frühzeitig zur Hand. Wenn sie noch sehr jung sind, läßt man sie sich nach Belieben mitten unter den Haustieren auf dem Boden wälzen.

Wenn die Eltern im Torfmoor arbeiten, binden sie die Kinder mit einem Seil an einen Pfahl mitten in der Heide und geben ihnen zum Vergnügen ein Stück Schwarzbrot oder einen Buchweizenpfannkuchen.

Die Saterländer, die Männer sowie die Frauen, sind robust und kraftvoll. Sie sind selten krank. Ihre große Zurückhaltung im Essen und Trinken bewahrt sie vor den Exzessen, die so viele Krankheiten verursachen. Es ist sogar nicht sehr lange her, daß die Pocken hierzulande unbekannt waren.⁴⁷⁾

Edle Einfalt

Die Einfachheit ist der hervorragendste Charakterzug des Saterländers. Es gibt kaum ein europäisches Volk, das uns die Sitten der Vorzeit besser vor Augen führt. Der Saterländer ist für nichts unempfänglich, weil er nur die Dinge kennt, die lebensnotwendig sind. All das, was außerhalb des Bereichs des täglichen Bedarfs liegt, erstaunt ihn und erregt seine Aufmerksamkeit.

Es ist äußerst interessant, die Saterländer bei ihrer jährlichen Wallfahrt nach Münster zu beobachten und ihnen bei einem Spaziergang zu folgen.⁴⁸⁾ Die geringste Neuigkeit fesselt ihre Aufmerksamkeit und entlockt ihnen häufig einen Schrei der Bewunderung.

Ich habe zugesehen, wie eine Gruppe Saterländer eine Viertelstunde vor der heruntergekommenen Werkstatt eines kleinen Goldschmiedes oder vor den Statuen auf dem Vorplatz des Domes stehen blieben und dann eine weitere Viertelstunde damit verbrachten, ihre Beobachtungen auszutauschen.

Aber nichts überrascht sie mehr, als der Anblick der Turmuhr des Domes. Man muß bemerken, daß diese sehr alte Uhr wahrhaftig ein mechanisches Meisterwerk darstellt: ein kleiner Engel kündigt die Stunden an, indem er auf eine Glocke schlägt, während ein anderer Engel diese Stundenzahl durch ebenso viele Trompetenstöße wiederholt.

Eines Tages hatte sich eine saterländische Gruppe in der Ecke des Domschiffes hingekniet, um die Messe zu hören, aber sobald sie den ersten Ton der Turmuhr vernahmen, vergaßen sie Andacht und Messe, sprangen auf und liefen alle in scharfem Trab quer durch die Kirche, um den hölzernen Engel auf der Trompete blasen zu sehen. Der Lärm ihrer mit Eisen beschlagenen Schuhe glich fast dem Donnern einer Eskadron der Kavallerie.

Man kann sich vorstellen, wieviel Aufsehen dieses ungewöhnliche Rennen an einem Ort der Andacht und des Schweigens erregte. Aber diese armen Saterländer haben nur nicht geahnt, daß sie es verdienten, zurechtgewiesen zu werden, so unschuldig und spontan war ihre kindliche Neugier.

Ich bin überzeugt, daß ein Saterländer, der die Pariser Oper besuchen würde, von der Idee nicht mehr loskäme, daß er einen schönen Traum gehabt hätte. Man muß das Saterland gesehen haben, um sich vorzustellen, welche weite Entfernung die menschliche Gesellschaft seit der Urzeit überwunden hat. Wenn man meint, sich darüber freuen zu können, so müßte man die saterländischen Haushalte von innen kennenlernen.

Man wäre entzückt angesichts der reinen und keuschen Sitten, die unter den Dächern dieser verräucherten Hütten herrschen. Die Verführung hat ihr Gift noch nicht verbreitet. Die Ehen sind nicht durch niederträchtiges Handeln belastet. Die Kinder haben keine schlechten Vorbilder vor Augen und wachsen in großer Unschuld auf.⁴⁹⁾

Dies ist keinesfalls eine Idylle, wie sie häufig in Reisebeschreibungen vorkommen, sondern eine wahrhaftige Schilderung der Tatsachen; im übrigen läßt die Abgeschlossenheit, in der die Saterländer leben, selbst einen, der sie nicht kennt, annehmen, daß die Sitten dieses Volkes nicht durch den Einfluß des Stadtlebens verdorben seien.

Gastfreundschaft

Das patriarchalische Zeitalter, das gestehe ich ein, bietet zwar einen anmutigeren Anblick als das Saterland, aber keinen reineren oder unschuldigeren. Die Gastfreundschaft, eine allgemeine Tugend in Nordeuropa, findet sich auch im Saterland.

Wer einen Fremden bei sich aufnimmt, bewirtet ihn so gut wie möglich, und wenn er nicht imstande ist, den Gast würdig zu empfangen, so bringt er ihn zu einem seiner Landsleute und wird seinerseits Mitgast. Das ist, wie man bei Tacitus liest, ein Wesenszug der alten Germanen.⁵⁰⁾

Die Sprache der Saterländer

Die Hochzeitsbräuche unterscheiden sich kaum von denen in anderen Gebieten. Wir wollen uns jetzt mit der Herkunft dieses Volkes beschäftigen. Seine Sprache bringt uns auf die richtige Spur.⁵¹⁾

Die Saterländer sprechen eine besondere Sprache, in der man jedoch viele Wörter aus dem westfälischen Niederdeutsch, dem Niederländischen und dem Friesischen findet. Die Aussprache ähnelt der des Englischen.⁵²⁾

Die Sprache des Saterlandes hat mehrere rauhe Laute mit dem Englischen gemeinsam: die Doppelvokale *aa*, *ee* usw. und viele Wörter, die aus dem Altfriesischen oder Angelsächsischen, der Mutter des Englischen, dem Niederländischen usw. stammen.⁵³⁾

Es ist auch im Saterländischen, daß man das Wort *sax* für Messer oder Säbel benutzt. Man erinnert sich daran, daß die Sachsen ihren Stammesnamen der Tatsache verdanken, daß sie Säbel oder kurze Schwerter trugen.

Zwischen dem Germanischen und dem Saterfriesischen besteht eine enge Beziehung. Es ist die Sprache, die dem Saterländischen am meisten ähnelt, besonders wenn wir von den Neologismen absehen, die die Saterländer seit einigen Jahrhunderten aus den Sprachen ihrer Nachbarn entlehnen.

Was das heutige Deutsch betrifft, so unterscheidet es sich in mancher Beziehung vom Saterfriesischen.⁵⁴⁾ Wenn man die Sprache

des Saterlandes mit den Sprachen der übrigen nordischen Völker vergleicht, so stellt man fest, daß es sich um einen Dialekt des Alt-friesischen handelt, den Hoche mit Recht für den Ursprung des Angelsächsischen und aller Sprachen und Dialekte, die auf diese Sprache zurückgehen, hält.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Friesische die gemeinsame Sprache der norddeutschen Stämme gewesen sei, aber mit verschiedenen Abwandlungen, von denen man noch einige Spuren in den verschiedenen Mundarten dieses Landes wiederfindet.

Man hat also das Vergnügen, bei den Saterländern einen Rest jener Sprache zu finden, welche Varus' Besieger und die Feinde Karls des Großen gesprochen haben. Es ist deswegen sicher, daß die Saterländer von einem altgermanischen Volksstamm abstammen.⁵⁵⁾

Über die Herkunft der Saterländer

Nach einer alten Überlieferung, die bei ihnen sehr verbreitet ist, waren drei Familien aus Bourtange, einer friesischen Gemeinde, mit ihren Familien in Streit geraten, verließen daraufhin die Heimat und suchten einen Zufluchtsort mitten in den Morästen des Saterlandes. Dort fanden sie Sicherheit und die Mittel zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts und vermehrten sich. Von diesen drei Familien, deren Namen im Saterland immer noch vorkommen, stammen alle Saterländer ab.⁵⁶⁾

Man weiß nicht, in welchem Jahrhundert diese Auswanderung stattgefunden haben soll, aber wahrscheinlich erst nach 900, denn eine der Familien heißt *Kerkhoff*, ein Name, der auf mnd. *kerk* „Kirche“ zurückgeht und darauf schließen läßt, daß die Friesen zu jener Zeit bereits zum Christentum bekehrt worden seien.

Hoche ist anderer Meinung: er ist überzeugt, daß sich die Saterländer zur Zeit der großen Sturmfluten, die einen großen Teil Ostfrieslands verschlangen und den Dollart bildeten, dort niedergelassen hätten....⁵⁷⁾

Münsters Joch

Die von anderen Volksstämmen durch ihre Moräste getrennten Saterländer bewahrten die Sprache und Sitten ihrer Vorfahren. Sie hatten nur wenig Verkehr mit Fremden. Wenig Reisende besuchten ein Land, das keine Schätze besaß, die sie anziehen könnten. Später unterjochten die Grafen von Tecklenburg, große Eroberer in ihrer kleinen Provinz, das Saterland und nahm ihm seine Freiheit. Die Einwohner behielten jedoch ihre alte Verfassung und gegen eine jährliche Abgabe von viereinhalb Tonnen Butter wurden sie von allen weiteren Steuern befreit.

Die Bischöfe von Münster, die Nachfolger der Grafen von Tecklenburg, waren etwas anspruchsvoller und ließen sich neben der Butterrente einen Barbetrag von 1536 Frank zahlen.⁵⁸⁾

Um das Saterland in das Münsterland einzugliedern, verlangten sie ebenfalls, daß die saterländischen Kinder das münsterländische Niederdeutsch lernen sollten und daß die Erwachsenen Predigten in deutscher Sprache hören sollten.⁵⁹⁾ Es fiel den Saterländern schwer, sich dazu zu entschließen, aber sie haben notgedrungen zugestimmt.

Das, was sich in jüngster Zeit in Deutschland ereignet hat, hat das Schicksal des Saterlandes verwandelt. Den neuen topographischen Gliederungen zufolge ist es jetzt ein Teil des Verwaltungsbezirks Ober-Ems und infolgedessen des französischen Kaiserreichs. Durch eine einmalige Schicksalswende haben die Nachkommen der Teutonen und die der Römer, deren erbittertester Feinde, eine galliche Stadt als Hauptstadt und reichen sich brüderlich die Hand, während sie sich vereinigen, um ihr gemeinsames Vaterland zu verteidigen.

Es wird nicht ausbleiben, daß die veränderte Situation der Saterländer einen fühlbaren Einfluß auf die Sitten des Landes haben wird. Seine jungen Krieger, zur Verteidigung ihrer Küste aufgerufen, werden andere Völker, andere Bräuche erleben. Sie werden dabei gewinnen, aber es ist zu befürchten, daß ihr ursprünglicher Charakter unmerklich verschwinden wird und daß der zwingende Lauf der Ereignisse die Unschuld aus einem ihrer letzten Zufluchtsorte vertreiben wird.

Übersetzung und Kommentar:

Dr. Marron C. Fort, Akademischer Oberrat und Bibliothekar, Universität Oldenburg.

- 1) Siehe: „Depping, Georges-Bernard“, *Dictionnaire de Biographie Française*, Hgg. Roman D'Amat et R. Limouzin, Bd. 3 (Paris: Libraire Letouzey, 1965), S. 1107.
- 2) Übersetzung: Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften.
- 3) Hier bedeutet *antiquaire* nicht, wie im heutigen Französisch, „Antiquitätenhändler“, sondern „Alttertumsforscher“. Die Gesellschaft heißt also „Die Alttertumsforscher Frankreichs“.
- 4) Siehe: George-Bernard Depping, „Voyage dans le Saterland, Canton du Département de l'Ems-Supérieur“, *Annales des Voyages, de la Géographie et de l'Histoire*, 6 (1811), S. 1-40.
- 5) Siehe: Johann Gottfried Hoche, Reise durch Osnabrück und Niedermünster in das Saterland, Ostfriesland und Groningen (Bremen: Friedrich Wilmans, 1800).
- 6) *Reise nach Westfalen*. Siehe: Band 6 der *Annales des Voyages*.
- 7) Ich habe das frz. *Saterlandais(e)* stets mit Saterländer(in) und/oder saterländisch übersetzt, da Depping die Friesen des Saterlandes nirgends als *Frison*s bezeichnet.
- 8) Es war nicht möglich, bei der Übersetzung dieses Aufsatzes Deppings lange französische Absätze beizubehalten. Ich habe sie hier und da der besseren Übersichtlichkeit wegen aufgeteilt.

-
- 9) An dieser Stelle folgt eine lange Beschreibung des *Lambertustages*, der jedes Jahr am 17. September von den Kindern und den Hausangestellten der Stadt Münster gefeiert wurde. In Westfalen und besonders im Raume Münster, wo zahlreiche und frühe Kirchen dem Heiligen Lambertus, dem von den Franken besonders verehrten Bischof († 708 in Lüttich) geweiht sind, war der Lambertustag ein großes Fest des Volkes mit Prozession, Schmückung der Häuser mit erleuchteten Laubpyramiden, Kinderumzug, Lambertusliedern und Tanz. Der Lambertustag bedeutete für Münster auch den Beginn der Lichtarbeit. Siehe: D. Sauer mann, „Das Lambertusfest und verwandte Bräuche“, *Jahrbuch für Volksliedforschung* 13 (1968); M. Zender, „Volkstümliche Heiligenverehrung“, *Atlas der deutschen Volkskunde*, 1959.
- Depping bringt diese *Soirée de Lambert* mit verschiedenen Festen alter Völker, vor allem der Griechen, in Verbindung. Dieser Exkurs hat mit dem eigentlichen Thema des Aufsatzes nichts zu tun und wirkt wegen seiner Länge besonders überflüssig.
- 10) Das heutige Ijsselmeer.
- 11) Publius Cornelius Tacitus: „Germania“ in *Agricola, Germania, Dialogus de oratoribus*, übersetzt und herausgegeben von Karl Büchner, 3. Auflage bearbeitet von Reinhard Häußler (Stuttgart; Kröner, 1985), Kapitel 2, S. 149.
- 12) Siehe: Marron C. Fort, *Saterfriesisches Volksleben* (Rhauderfehn: Ostendorf, 1985), S. 85-86; Hoche, *Reise*, S. 16.
- 13) Tacitus, *Germania*, Kapitel 16, S. 159.
- 14) Depping benutzt hier die weibliche Form *canne* statt des zu erwartenden *canard*.
- 15) Hoche, *Reise*, S. 20-25.
- 16) Hoche, *Reise*, S. 25-26.
- 17) Hoche, *Reise*, S. 27-28. Die Stadt Damme wird erst seit dem 12. Jahrhundert urkundlich erwähnt.
- 18) Leider nicht. Wieder ein Beweis für Deppings Neigung zu romantischen Spekulationen.
- 19) Hoche, *Reise*, S. 43-48.
- 20) Horst H. Bechtluft, Werner Franke und Gerd Hugenberg: *Das Emsland*, hg. von der Landeszentrale für politische Bildung (Rautenberg: Leer und Hannover, 1982), S. 22-23.
- 21) Deppings *Affranchis de Saint Paul* habe ich sonst nirgends finden können.
- 22) Hoche, *Reise*, S. 110.
- 23) Hoche, *Reise*, S. 125.
- 24) Deppings *paix maritime* 'Seefrieden' bezieht sich auf die Kontinentalsperre - die durch Napoleon 1806 eingeleitete Wirtschaftsblockade des europäischen Kontinents gegen England. Siehe: Johannes Willms: *Nationalismus ohne Nation: Deutsche Geschichte 1789-1914* (Düsseldorf: Claasen, 1983), S. 72; 80-82.
- 25) Depping verwendet die für jene Zeit typische Schreibung *Scharle*.
- 26) Depping schreibt, Hohes Beispiel folgend, *Markae* und *Oh*.
- 27) Depping schreibt immer *la Frise* und *les Frisons*, meint aber damit Ostfriesland und die Ostfriesen.
- 28) Der dritte Schlesische Krieg Friedrichs des Großen, 1756-1763.
- 29) Der Einfall der Mansfelder ins Saterland ereignete sich im Dezember 1622. Siehe: Wolfgang Brünink, *Der Graf von Mansfeld in Ostfriesland, 1622-1624*, (Aurich: Verlag Ostfriesische Landschaft: 1957), S. 61-71.
- 30) Hoche, *Reise*, S. 172-173.
- 31) Nero Claudius Drusus war römischer Feldherr (38 bis 9 v. Chr.). Im Kampf gegen die Germanen drang er bis zur Elbe vor.
- 32) Die drei Weiler sind: Hollen bei Ramsloh; Bollingen zwischen Ramsloh und Strücklingen; Utende bei Strücklingen. Siehe: Hoche, *Reise*, S. 163.
- 33) Die Asen waren Vertreter des gewaltigsten germanischen Göttergeschlechtes. Hier verwechselt Depping das engl. *jury* 'Versammlung der Geschworenen bei Prozessen des Schwurgerichts' mit *juror* 'Geschworene(r)'.
 34) Tacitus, *Germania*, Kapitel 12, S. 156.
- 35) Hoche, *Reise*, S. 165. Es handelt sich hier um die Schüttemeister.
-

-
- 36) Bei Hoche (Reise, S. 167) werden nicht zwei, sondern vier solche Beamte, Bauerichter genannt, erwähnt.
- 37) Siehe: Josef Möller, „Geschichte und Verfassung des Saterlandes“, *Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland* (1988), S. 7-24.
- 38) Hoche, *Reise*, S. 170.
- 39) Hoche, *Reise*, S. 143.
- 40) Hoche, *Reise*, S. 144-145.
- 41) Durk, 'Alkovenbett' ist noch gebräuchlich. Eine Form *Dudding* oder *Durking* ist außer in Hoches Aufzeichnungen (*Reise*, S.147) nicht belegt.
- 42) Siehe: Nicolaas (auch Nicolaus) Westendorp. „Over de Saterlanders“, *Antiquiteiten*, 1 (1820), S. 91-102. Der blank gescheuerte Nachtopf als Prunkstück scheint zu jener Zeit gar nichts Außergewöhnliches gewesen zu sein.
- 43) Hoche, *Reise*, S. 194-196.
- 44) Über das Kaffeetrinken in Niederwestfalen und im Saterland siehe: Hoche, *Reise*, S. 40; 90; 191-193.
- 45) Hoche, *Reise*, S. 207-208.
- 46) Hoche, *Reise*, S. 198-202.
- 47) Hoche, *Reise*, S. 202.
- 48) Wegen der traditionellen Beziehungen des Saterlandes zum Bistum Münster ist es denkbar, daß diese Stadt ein beliebter Wallfahrtsort der Saterländer gewesen sei.
- 49) Hoche, *Reise*, S. 212-214.
- 50) Tacitus, *Germania*, Kapitel 21, S. 163.
- 51) Hoche, *Reise*, S. 215-220.
- 52) Hoche, *Reise*, S. 229-248.
- 53) An dieser Stelle wiederholt Depping Hoches Wörterliste in leicht veränderter Form in einer Fußnote. Alle Wörter sind als saterfriesisch erkennbar, bis auf *lesen* 'schlummern' und *tielge* 'Pflug', wobei man bemerken muß, daß es ein Verb *tiel(g)je* (engl. *till*) 'pflügen' gibt.
- 54) Hier bringt Depping Hoches saterfriesische Fassung des Vaterunser in einer am Französischen orientierten phonetischen Schrift: Ououse Babe, da dou best in hiemel, gehelliget weerde dihn Noame, to kououme ous dihn Riehk, diehn Wille geschio ioi in hiemel, also ook op er Ide, ououse lailike Brood rehk ou huth, oun vergef ous ououse Schelde, as so wy vergeven ououse Schelder, oun fuihr ous nigh ihn versikoungje, oun erloes ous won allem euel.
Johann Friedrich Minssens Version, die aus dem Jahre 1846 stammt, lautet: Babe uzen, die du bäst innen Hemel, gehilliged wäide din Nome, läit uus kume in dien Riek, din Wille geschjo so innen Hemel as ook oppe Äid. Uus dailige Brood reek uus knu, un ferreek uus uze Schäild, as ook wie ferreeke uze Schäildnere, un fiere uus nit in Fersäikenge, ljauer erleze uus fon aal Eeuwel; dan dienen is dät Riek un ju Maacht un ju Herelgaid bät in alle Eeuwigaid. Ommen. Siehe: J. F. Minssen, *Mitteilungen aus dem Saterland*, Bd. 2, hg. von P. Kramer (Leeuwarden/Ljouwert: Fryske Akademy, 1965), S. 72.
- 55) Hier schließt sich Depping der Theorie Hoches an, daß das Friesische gleichsam die nordseegermanische Ursprache sei oder, besser gesagt, daß Urfriesisch und Urnordseegermanisch praktisch identisch seien. Siehe: Hoche, *Reise*, S. 229-235.
- 56) Die drei ältesten Familien sollen *Block*, *Awick* und *Kerkhoff* heißen. Die Namen sind westfälischer Herkunft, da die Friesen zu dieser Zeit keine Familiennamen kannten. Siehe: Sello, *Saterland*, S. 20-26.
- 57) Siehe: Hoche, *Reise*, S. 157-159. Hier lassen wir eine fehlerhafte etymologische Erklärung Deppings über die Herkunft des Wortes Saterland weg. Saterland ist ohnehin nicht der volkstümliche Name des Gebietes, das im Saterfriesischen Seelterlound 'Sögel(t)er Land' heißt. Siehe: Sello, *Saterland*, S. 9-11.
- 58) Hoche, *Reise*, S. 171-172.
- 59) Die Kirchensprache war, neben dem Lateinischen, im Mittelalter in diesem Raum Niederdeutsch und vom Ende des 16. Jahrhunderts an das Hochdeutsche.
-

Die Ortsnamen von Lohne

Die frühe Besiedlung des ehemaligen Kirchspiels Lohne ist durch mehrere frühgeschichtliche Funde gesichert. Ob die seit dem Mittelalter urkundlich belegten Siedlungen jedoch ununterbrochen auf diese vorgeschichtlichen Siedlungen zurückzuführen sind, läßt sich kaum beweisen, da im gesamten nordwestdeutschen Raum während der Völkerwanderungszeit häufig eine Unterbrechung der Siedlungstätigkeit zu beobachten ist. Die heutigen Siedlungen sind in der Regel frühestens seit Beginn der Christianisierung gegen Ende des 8. Jahrhunderts urkundlich belegt, da die Sachsen in heidnischer Zeit Analphabeten waren.

So wird auch Lohne erst im Jahr 980 als „Laon“ erstmals erwähnt.¹⁾ In diesem Jahr schenkte Kaiser Otto II. dem Kloster Memleben („Mimenleva“) in Thüringen einige Güter im Bereich des späteren Niederstifts Münster. Aus dieser Schenkung wurde und wird häufig die Gründung der Pfarrkirche St. Gertrud in Lohne auf einem ehemaligen Königsgut vermutet. In der Regel wird dabei jedoch übersehen, daß in dieser Urkunde hervorgehoben wird, daß Kaiser Otto die verschenkten Güter erst von seinem Verwandten Bischof Liutolf erworben hat.

Dieser Liutolf war von 968 bis 978 Bischof von Osnabrück, stammte aus einem alten sächsischen Geschlecht und war vermutlich sogar ein direkter Nachkomme des Sachsenherzogs Widukind.²⁾ Die Siedlung Lohne gründet sich also vermutlich auf einem alten Besitz der sächsischen Oberschicht.

Über die Gründung der ersten Kirche in Lohne gibt es unterschiedliche Theorien. In der Regel wird sie als Urkirche und neben Damme als Gaukirche des frühmittelalterlichen Gaues Dersaburg angesehen, der in etwa den Bereich des heutigen Kreises Vechta südlich des Moorbachs umfaßte. Dabei ist strittig, ob die Gründung von Osnabrück oder von der Missionszelle Visbek aus erfolgte. Die Gründung von Visbek aus läßt sich wohl ausschließen, da das Kloster Corvey, dem im Jahr 855 die Missionszelle Visbek mit



Der Ortskern von Lohne in den 30er Jahren

ihren untergebenen Kirchen übertragen wurde,³⁾ um 1150 das Patronatsrecht u. a. in Crapendorf, Visbek, Bakum, Altenoythe und Großenkneten, nicht aber in Lohne ausübte.⁴⁾ Für eine Gründung von Osnabrück aus gibt es ebenfalls keine deutlichen Hinweise. Die Urkunde von 980 läßt eher vermuten, daß die erste Kirche in Lohne auf einem Familiengut des Bischofs Liutolf gegründet wurde, wie dies in ähnlicher Weise in Essen geschah. Hier wurde während der Regierungszeit des Bischofs Liutolf nach einer undatierten Urkunde aus der Zeit zwischen 968 und 978 von der Mutter des Bischofs, Aldburgis, Gräfin in Hasegau, auf ihrem Besitz eine Eigenkirche gegründet und mit zehn Höfen in der Umgebung ausgestattet.⁵⁾ Auffällig ist in diesem Fall besonders, daß die Lohner Kirche später ebenfalls zehn Höfe besaß.

Da eine Kirche in Lohne erst im Jahr 1188 erwähnt wird,⁶⁾ erscheint es durchaus möglich, daß sie erst im 10. Jahrhundert wie in Essen als Eigenkirche gegründet wurde. Ähnliches läßt sich übrigens auch in Langförden vermuten.

Älter als die Kirche in Lohne ist jedenfalls die Siedlung Lohne, die wohl schon in sächsischer Zeit bestand. Das Bestehen einer sächsischen Siedlung lassen die Meyerhöfe in Lohne vermuten, denn während der Eroberung Sachsens durch die Franken unter Karl dem Großen wurden häufig in unmittelbarer Nähe von sächsischen Siedlungen fränkische Meyerhöfe angelegt, um die erobert-

ten Gebiete zu sichern. Während sich aber am Südrand der Dammer Berge eine Kette von Meyerhöfen befindet, sind sie weiter nördlich nur vereinzelt zu finden, was auf eine geringere Siedlungsdichte schließen läßt.

Möglicherweise geriet der Dammer Raum eher unter fränkisch-christlichen Einfluß als der nördliche Dersagau, so daß hier bereits fränkische Wehrbauern auf den Meyerhöfen zur Sicherung des eroberten Gebietes angesiedelt wurden, nachdem Karl der Große während der Sachsenkriege im Jahr 785 den Dersagau verwüstet hatte. Vermutlich wurde die erste Kirche in Damme von diesen fränkischen Siedlern errichtet, zumal der Patron der Kirche, St. Viktor, besonders in den fränkischen Kernlanden am Niederrhein verehrt wurde und so einen Hinweis auf die Herkunft der Siedler gibt.

Die Patronin der Lohner Kirche, St. Gertrud von Nivelles, war ein Mitglied der fränkischen Königsfamilie und läßt ebenfalls auf eine enge Beziehung der Kirchengründer zu den Franken oder zum Königshaus schließen.

Die Deutung des Namens Lohne war immer umstritten; bis ins 18. Jahrhundert hinein erscheint er einsilbig als „Laon - Lon - Loen - Lohn“, erst später wurde er zu Lohne. „Lohn“ aber ist im Unterschied zu „Lohne“ als Dativ Plural von „loh“ zu betrachten. Das Grundwort „loh“ gehört zu den häufigsten Ortsnamen in Nordwestdeutschland und wird als kleines, isoliert liegendes Gehölz, aber auch als Waldlichtung durch Rodung oder Waldweide gedeutet. „Lohn“ bezeichnet die Siedlung bei den Gehölzen oder bei den Lichtungen.

Die Schreibweise „Laon“ in der ältesten Urkunde scheint eine damals übliche Schreibung des Namens zu sein. So erscheint der Name der Bauerschaft Geisler bei Beckum im Jahr 890 als „Gestlaon“, Olfen im Kreis Lüdinghausen im 9. Jahrhundert als „Ulflaon“ und Wessel, eine Bauerschaft bei Werne, um 890 als „Weslaon“ etc.⁷⁾ Die Deutung des Namens „Lohn“ als Siedlung bei den Gehölzen wird noch deutlicher bei einem Blick auf die Ortsnamen in unmittelbarer Umgebung, die sämtlich auf „loh“ enden, wenn dies auch teilweise nicht auf den ersten Blick zu erkennen ist, wie Nordlohne, Brägel, Wichel, Schellohne, Rießel und Südlohne.

Die Siedlungen Nordlohne, Brägel, Schellohne und Südlohne bestanden ursprünglich aus drei oder vier Höfen und müssen zu den ältesten des Kirchspiels Lohne gerechnet werden. Es ist bezeichnend, daß sich alle Höfe in Hanglage in den Ausläufern der Dammer Berge in Höhe der 45-Meter-Marke über NN befinden, mögli-

cherweise in Höhe des ehemaligen Quellenhorizonts. In unmittelbarer Nähe der Höfe finden sich Ackerland auf höher liegendem Gelände und Wiesen und Weiden entlang kleiner Bäche auf tiefer liegendem Grund. Jüngere Siedlungen mußten auf ungünstigerem Gelände in höherer oder niedrigerer Lage angelegt werden. Nord- und Südlohne sind nach ihrer Lage zum Hauptort Lohne benannt. Diese Namen endeten wohl ursprünglich auf „loh“ und wurden erst später dem Namen des Kirchortes angepaßt, wie dies eine Urkunde aus dem Jahr 1291 zeigt. In diesem Jahr übertrug Bischof Konrad von Osnabrück den Zehnten einiger Höfe an das Kloster Bersenbrück, darunter den des Hofes „Lefwardi in Suthlo in parrochia Lon“.⁸⁾

Die Siedlung Südlohne umfaßte früher die vier Höfe Henke, Albers, Rolfes und Pölking sowie den Einzelhof Fortmann.

Der Name Nordlohne wird erst 1498 als „Nortloen“ erwähnt.⁹⁾ Die Siedlung umfaßte drei Höfe, die früher nach dem Wohnort „to Nortlohn“ benannt wurden. Die späteren Hofnamen Gerke, Hinners und Sander entstanden erst im 17. Jahrhundert.

Die Bauerschaft Brägel wird bereits im 15. Jahrhundert als „Brogele - Broyle - Brogel“ genannt. Die Endung „le“ ist eine sprachlich abgeschwächte Form von „loh“, das Bestimmungswort „Brog“ bezeichnet Buschwerk, auch wohl im Busch liegende Wiesen, zielt also auf die gleiche Bedeutung wie „loh“.¹⁰⁾

Im 15. Jahrhundert wird verschiedentlich eine adelige Familie de Broghele erwähnt, der Sage nach sollen die drei Höfe Harms, Hinners und Menke zum Brägel durch die Teilung eines adeligen Gutes entstanden sein, wobei der Hof Harms zum Brägel wohl als der ursprüngliche Hof gelten kann, von dem die beiden anderen abgetrennt wurden.

Die Siedlung Schellohne bestand ursprünglich aus den vier Höfen Göttke, Röttger, Hempelmann und Strotmann, wobei in älteren Quellen nur die drei ersteren nach ihrer Lage „to Schelloen“ benannt wurden und damit wohl zur ursprünglichen Siedlung gehören. Das Grundwort des Namens ist wieder „loh“, das später dem Namen des Kirchortes „Lohn“ angepaßt wurde. In einem Lehnsregister aus dem 15. Jahrhundert werden zwei Höfe noch „Teben hus van Schello“ und „Zyken hus van Schello“ genannt.¹¹⁾

Das Bestimmungswort „Schell“, das auch im Schellbruch bei Dinklage auftritt, scheint auf sumpfiges Gelände zu deuten, was durch die geographische Lage am Rande einer feuchten Niederung bestätigt wird.

UEBERSICHTS-KARTE
 zum Parzell.-Kataster des
KIRCHSPIELS LOHNE
 Herzogthum Oldenburg
 Kreis Vechta
 Amt Steinfeld

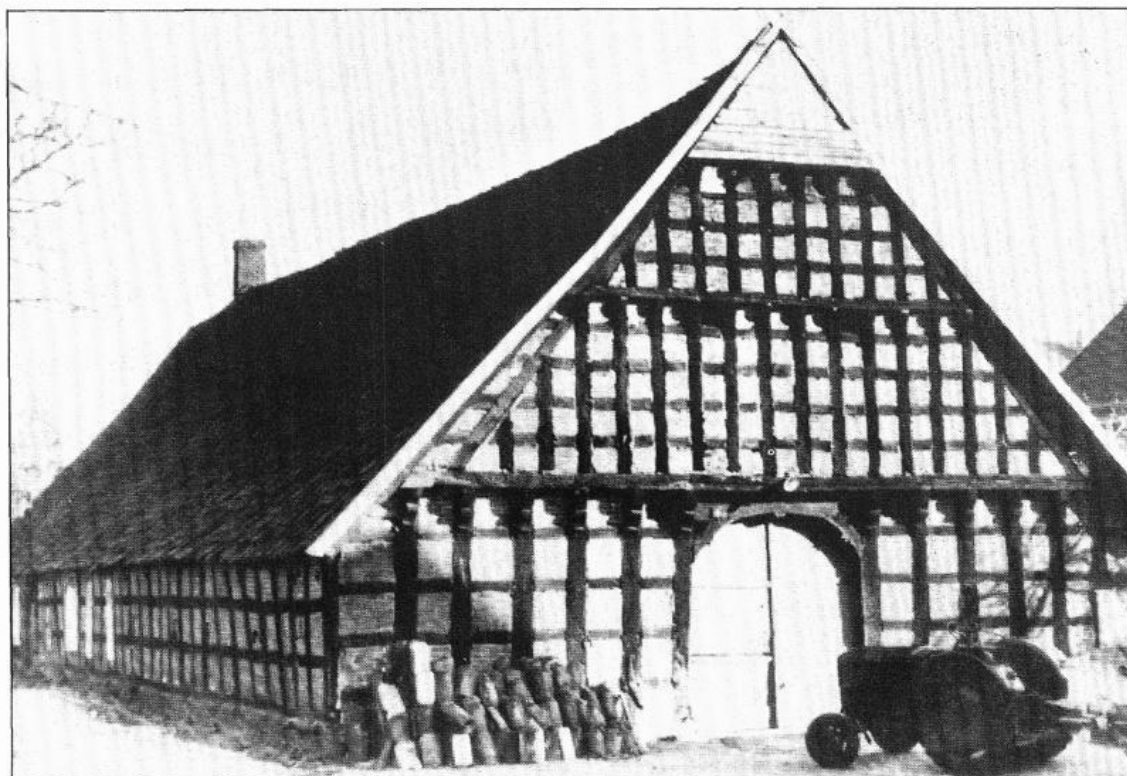
Aufgenommen im Jahre 1831 durch den
Cadastrateur Hoffmann
 Maßstab: 1:1000







Hotel zur Post (heute Selve) in Lohne. Im Hintergrund die Kirche „St. Gertrud“ vor dem Umbau.



Der alte Hof Bröringmeyer vor dem Abbruch 1952.

Die Siedlung Zerhusen, ursprünglich ebenfalls aus drei Höfen bestehend, nämlich Harms, Hinners und Gerding, scheint nicht zu den ältesten zu gehören. In der Regel hatten die Orte, deren Namen auf „hausen“ enden, längst nicht mehr die erste Wahl des Siedlungsplatzes, was hier auch durch die Lage auf niedrigerem Gelände bestätigt wird.

Das Grundwort „hausen“ ist in Westfalen die am weitesten verbreitete Bezeichnung für eine aus mehreren Höfen bestehende Siedlung, die im Hochmittelalter auf Rodungsland neu angelegt wurde.

Das Bestimmungswort „Zer“ erscheint zunächst unklar, aber in älteren Quellen erscheint der Ort als „Suderhusen“, er bezeichnet also die Siedlung im Süden des Hauptortes Lohne. Ursprünglich wurde wohl nur der Doppelhof Harms- und Hinners-Zerhusen dazu gerechnet. Wie in Nordlohne, Brägel, Schellohne und Südlohne entstanden die Hofnamen erst im 17. Jahrhundert aus den Vornamen der derzeitigen Besitzer, vorher wurden die Höfe einfach nach dem Wohnort benannt und nach dem jeweiligen Besitzer unterschieden.

Der Hof Gerding wird 1472 als „Gerdeke erve ton Bretberge“, also nach seiner Lage am „breiten Berg“, bezeichnet.¹²⁾

Das in der Nähe liegende Gut Hopen bestand bis ins 15. Jahrhundert aus zwei Bauernhöfen, „to Hopen“ genannt. Der Name deutet auf eine Bodenerhöhung in niedrigem Gelände oder auf eine feste Stelle inmitten eines Sumpfes.¹³⁾

Erst später als die bisher genannten Ursiedlungen scheinen die Höfe in Wichel, Rießel und Krimpenfort gegründet worden zu sein. Während der Einzelhof Wichelmann höher als die älteren Siedlungen liegt, wurden der Doppelhof Krimpenfort und der Hof Rießelmann auf niedrigerem Gelände angelegt.

Der Ortsname Wichel enthält wieder das Grundwort „loh“, wie bei Brägel und Rießel wurde es im Laufe der Zeit zu „el“ abgeschwächt. Der erste Teil des Namens ist wohl abgeleitet von Wilgen, dem niederdeutschen Namen der Weide.

Rießel endet ebenfalls auf „loh“, der erste Teil des Namens bedeutet Reisig, Gesträuch oder Buschwerk und deutet damit auf die ursprüngliche Vegetation, die hier wohl aus Bruchwald bestand. Die beiden Höfe in Krimpenfort, 1498 „ten Krimpenforde“ genannt, tragen ihre Namen nach der Furt, wo der frühere Weg von Lohne nach Vechta einen Bach kreuzte. Der erste Teil des Namens bedeutet krumm, verschlungen und weist auf den Verlauf des Baches oder den kurvenreichen Weg, die sich hier kreuzen. Die gleiche Be-

deutung enthält der Hofname Krümpelbeck in Mühlen. Neben diesen Siedlungen in unmittelbarer Umgebung des früheren Kirchdorfes Lohne gehörte zum ehemaligen Kirchspiel eine Reihe von Siedlungen in der weiteren Umgebung. Zu den ältesten gehören Ehrendorf, Märschendorf und Kroge, jünger sind Bokern und Calvelage - Brockdorf.

Ortsnamen, die auf „dorf“ oder „trup“ enden, gehören zu den häufigsten im nordwestdeutschen Raum. In sächsischer Zeit bezeichnete „thorp“ einen Einzelhof oder die Siedlung einer Sippe, deren Alter bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurückreichen kann. Im Mittelalter wandelte sich die Bedeutung von „dorp“ und bezeichnete seitdem allgemein eine Ansammlung von Höfen, also genau das Gegenteil der ursprünglichen Bedeutung. Bis in die jüngste Zeit wurden jedoch auch neue Siedlungen mit Namen benannt, die den Bestandteil „dorf“ enthalten (z. B. Nikolausdorf).

Daneben gibt es jedoch auch noch viele einzelne Höfe, deren Name auf „dorf“ endet und damit die ursprüngliche Bedeutung behalten hat.¹⁴⁾

Die Siedlung Ehrendorf, wie andere alte Siedlungen um Lohne am Rand der Ausläufer der Dammer Berge gelegen, wurde wohl schon vor dem 8. Jahrhundert in sächsischer Zeit gegründet.

Im Lehnsregister des münsterischen Bischofs Heinrich von Moers aus dem 15. Jahrhundert werden vier Höfe in „Erlichtorpe“ erwähnt.¹⁵⁾ Hier wird die ältere Schreibweise wiedergegeben. Der erste Teil des Namens, „Erlinc“, ist wohl von einem Personennamen abgeleitet. Der Name des Doppelhofes Arlinghaus in Höne hat den gleichen Ursprung, 1498 erscheint der Name als „to den Erlichusen.“

Der Ganzerbenhof Ehrenborg scheint der ursprüngliche Kern der Siedlung gewesen zu sein, dessen Name als Ortsname später auch die Höfe Büschelmann, Büscherhoff, Kokenge und Hürkamp umfaßte.

Die Siedlung Märschendorf, an der Furt des Weges von Lohne nach Bakum über die Aue gelegen, ist heute zwischen Lohne und Bakum geteilt. Zur ursprünglichen Siedlung gehörten auf Lohner Seite die Ganzerben Bröring und Hopping, auf Bakumer Seite der Hof Ordning. Letzterer war bis 1803 der einzige Ganzerbenhof des Kirchspiels Bakum, gehörte jedoch bis 1890 kirchlich nach Lohne. Die Siedlung entstand wohl durch Teilung eines sächsischen Einzelhofes. Im 11. Jahrhundert besaß das Kloster Corvey hier drei Höfe, darunter einen Haupthof.¹⁶⁾ Von den Namen der Abgabe-

pflichtigen im 11. Jahrhundert - Hamigo, Aderih und Bruoder - wurden vielleicht schon die Namen der Höfe Hoping, Ording und Bröring abgeleitet. (1498 Arnd Hopinck, Wylleke Oderdinck, Ludeke Broderinck). Die Endung „ing“ bezeichnet die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sippe und ist meist mit einem Personennamen verbunden, z. B. Bröring = Broderinck = von der Sippe des Broder. Die im 13. und 14. Jahrhundert erwähnte adelige Familie von Merschendorf stammt wohl von den Verwaltern des Corvey'schen Haupthofes ab.

Der Namensteil „Marsch- / Mersch“ bezeichnet tiefliegendes Weideland in Flußniederungen.¹⁷⁾ Die geographische Lage im niedrigen Gelände an der Aue bestätigt diese Deutung ohne Schwierigkeiten.

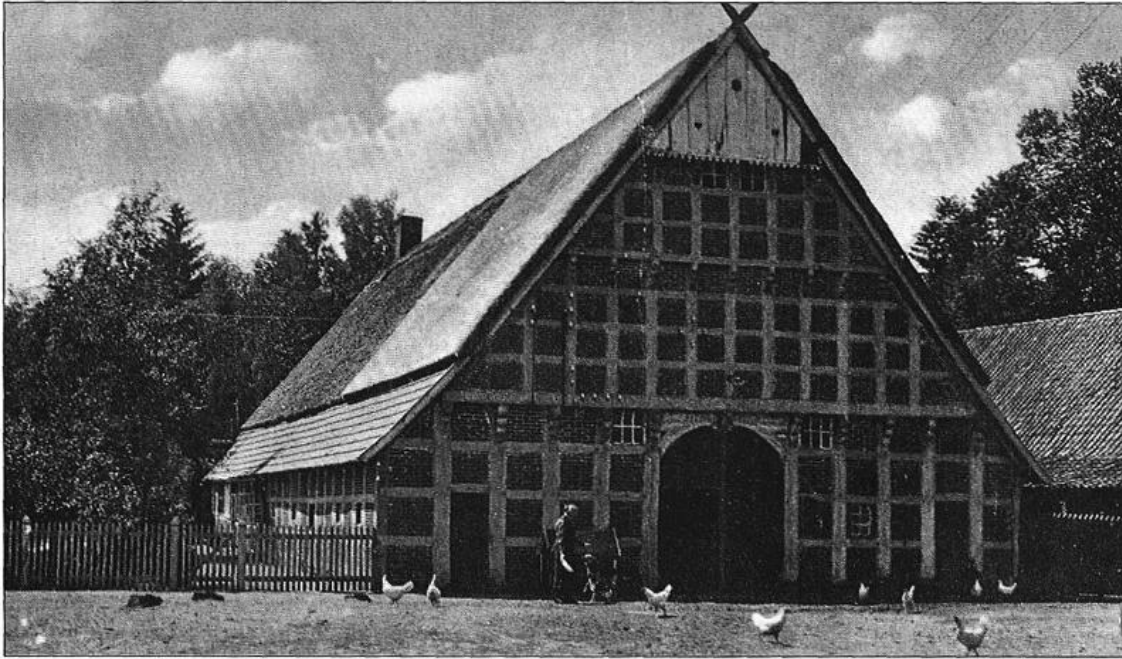
Die ursprüngliche Siedlung Kroge umfaßte das Ganzerbe Göttke-Krogmann und die Halberbenstellen Arens, große Krogmann und Wassenberg. Im Jahr 1291 werden bereits drei Höfe erwähnt: „domorum... Thetmari, Johannis, Volmari in Wassenburen“.¹⁸⁾

Der Name Kroge ist erst relativ jung, 1291 wird die Siedlung noch Wassenburen genannt. Das Grundwort „buren“ bezeichnet als Plural von „bur“ mit der Bedeutung Wohnung oder Haus wohl eine Ansammlung von Gehöften.

Die Bedeutung des ersten Namensgliedes „Wassen“ ist unklar, es bezeichnet aber wohl Grasflächen oder Wiesen und deutet damit auf das nahegelegene Moor.¹⁹⁾ Bis in die frühe Neuzeit wird der Name Wassenburen für die ganze Siedlung benutzt, seit dem 16. Jahrhundert wird damit aber allmählich nur noch der Hof Wassenberg bezeichnet (1498 Hinrick ten Veseburen) und „-buren“ wird zu „-berg“ umgedeutet. Auf diesem Hof befand sich eine Raststelle für Reisende auf dem Pickerweg, einer mittelalterlichen Fernstraße zwischen Westfalen und den norddeutschen Hansestädten. Die in unmittelbarer Nähe dieser Herberge liegenden Höfe werden nun seit dem 16. Jahrhundert nach ihrer Lage „ton Kroge“ (im Sinne von Gasthaus) benannt, so daß dieser Name allmählich die ältere Bezeichnung Wassenburen verdrängte und schließlich die ganze Ortschaft benannte.

Jünger als diese alten Siedlungen sind Bokern und Brockdorf. Sie liegen auf niedrigerem, feuchten Gelände und wurden erst besiedelt, als die günstiger gelegenen Plätze bereits vergeben waren.

Der Name Bokern bezeichnete ursprünglich nur zwei Höfe, Lübbe und Kersting, die noch im 17. Jahrhundert „ton Bockhorn“ genannt wurden. Im Laufe der Zeit wurde der Name auf die gesamte



Der ehemalige Hof Wassenberg in Kroge

Bauerschaft ausgeweitet. Während in den älteren Siedlungen die ersten Höfe meist nahe beieinander lagen, bestand Bokern bis ins 19. Jahrhundert aus 15 einzeln liegenden Höfen. Der Namensteil „horn“ bedeutet Winkel, Ecke, Vorsprung des Feldes in den Wald oder eines Besitztums zwischen benachbarten Gütern, „Bock- / Boc“ bezeichnet die Buche. Der ebenfalls zu Bokern gehörende Hof Aschern (1498 Asschorn) ist nach dem gleichen Prinzip gebildet; hier bezeichnet der erste Teil des Namens die Esche. Bokern benennt also wohl eine neue Siedlung im Buchenwald.

Ebenso wie Bokern bestand Brockdorf aus einer Ansammlung von Einzelhöfen. Der Name bezeichnet eine Siedlung im Bruch, einem sumpfigen Feuchtgebiet, er wird aber erst seit dem 16. Jahrhundert benutzt. Der ursprüngliche Name der Bauerschaft war Calvelage, wobei auch hier anfangs nur zwei Höfe, große und kleine Kalvelage, bezeichnet wurden, deren Name später auf die ganze Siedlung übertragen wurde.

In norddeutschen Namen bedeutet „lage“ eine freie, offene Fläche zwischen Wäldern und ist häufig aus einem älteren Namen auf „loh“ übergegangen. Die Bedeutung scheint ursprünglich ähnlich gewesen zu sein. So erscheinen die Ortsnamen Elmelage bei Bakum und Flerlage bei Lönigen um 890 als Elmloha und Flidarloha.²⁰⁾

Ortsnamen auf „-lage“ treten meist in Verbindung mit Tier- und Pflanzennamen auf und deuten so auf die ursprüngliche Fauna

und Flora, die bei der Anlage neuer Siedlungen in der Umgebung besonders häufig anzutreffen war. So weist Calvelage auf das Kalb hin; nach dem gleichen Prinzip entstanden in der Umgebung die Hofnamen Urlage und Bramlage (Bram = Ginster).

Die Besiedlung in Brockdorf begann wohl zunächst auf Bodenerhebungen, die das sumpfige Niederungsgebiet bis zu einem Meter leicht überragten. Darauf deuten die zahlreichen Hofnamen, die auf „-berg/-borg“ enden und ebenfalls in Verbindung mit Pflanzen- und Tiernamen auftreten, z. B. Beverborg (Bever = Biber), Kreyenborg (Kreyen = Krähen), Willenborg (1498 Dyrick ten Wildenberge), Staggenborg (1498 Tebbe ter Stackenborge) und Querlenborg (1498 Lubbe ter Qwelenborch).

In der angrenzenden Dinklager Bauerschaft Langwege treffen wir die gleichen geographischen Bedingungen an wie in Brockdorf, so daß wir hier ähnlich gebildete Hofnamen finden, z. B. Espelage und Hinxlage (Hinx = Hengst). Letzterer erscheint noch 1498 als „Hinxtello“, auch hier liegt also ein Wechsel von „loh“ zu „lage“ vor und deutet damit auf die Besiedlung bis dahin unbewohnter Waldgebiete während des 12. bis 14. Jahrhunderts hin als ein starker Anstieg der Bevölkerung in Mitteleuropa die Gründung neuer Höfe, Dörfer und Städte ermöglichte.

Zum Schluß soll ein Auszug aus einem Steuerregister aus dem Jahr 1537²¹⁾ einen Überblick über die im Spätmittelalter im Kirchspiel Lohne vorhandenen Höfe geben. Zu dieser Zeit war das Kirchspiel noch in vier Bauerschaften aufgeteilt, nämlich Lohne, Ehrendorf, Kalvelage und Bokern. Die heutige Einteilung erfolgte erst im Laufe der nächsten Jahrhunderte. Das Register nennt die jeweiligen Haushaltsvorstände.

Loenn	- Burschap Loenn	- Marquarkamp
	- Herman Rosener	- Johann upr Heide
	- Johan Ryselmann	- Tebbeke by der Linden
	- Eilardt ton Rysell	- Herman Beverborch
	- Herman Schroder	- Peter achter den Have
	- Herman Klövekaer	- Johan Rugelman
	- Engell Pagensterts	- Gerdt Broicklage
	- Siverdinck	- Herman Putteman
	- Hinrick Siverdinck	- Albert Busscherhoff
	- Hinrick Averwater	- de olde Meigersche
	- Engelke Averwater	- Tabeke de Meiger
	- Tabeke to Loenn	- Johan de Meiger
	- Dirck Radeker	- Gerdt ton Haven
	- Busse to Loenn	- Tale Wolnes

-
- Cordt Schomaker
 - Dethardt van Bünne
 - Hinrick Brorinck
 - Roleff Schelloenn
 - Tebbeke by der Wellen
 - Gerdt to Nortloen
 - Werneke Schelloenn
 - Hinrick to Nortloen
 - Sander to Nortloenn
 - Hille to Brogell
 - Ebbel to Brogell
 - Mencke to Brogell
 - Taleke to Brogell
 - Gotke to Brogell
 - Vulhoop
 - Johann Schelloen
 - Dirick ton Krimpenforde
 - Werneke ton Krympenforde
 - Arndt ton Strode
 - Johan Hempelmann
 - de olde Hempelmanssche
 - Wychelman
 - Johan to Nortloen
 - de Koster to Loenn
- Erentorppe
- Johan ton Forde
 - de olde Fortmannssche
 - Dirck Wasseberen
 - Johan to Brogell
 - Cordt to Sutloen
 - Gerdt Huerkamp
 - Herman Erenborch
 - Hinrick Busscherhoff
 - Johan Busschelman
 - Johan Kokenke
 - Harteken Geseke
 - Johan by den Graven
 - Herman Scheper
 - Herman Polekinck
 - Hinrick to Sutloen
 - Hinrick to Sudderhusen
- Hille to Sutloen
 - Wolteke to Sudderhusen
 - Gese to Sutloen
 - Mencke ton Kroge
 - Dirick Polekinck
 - Lubbe to Sutloen
 - Wilcke to Sutloen
 - Grete Dulwevers
 - Katerina Gerdings
 - Johan to Sutloen
 - Wibbeke to Sutloen
 - Hinrick ton Kroge
 - Hinrick Santman
 - Gotke ton Kroge
 - Johan ton Kroge
 - Hinrick Rosener
 - Grete yn der Mollenstede
 - Mencke ton Forde
- Kalvelage
 - Gerdt Bramlage
 - Dirick ton Wildenberge
 - Hinrick Smydt
 - Remeken Alberdt
 - Uerlage
 - Staggenborg
 - Johan Seger
 - Tepe ton Hesedinge
 - Nemesman
 - Kregenborch
 - Hinrick tor Bramlage
 - de lange Werneke
 - Albert Bernhorn
 - Frederick Pundt
 - Berndt ton Vange
 - Trentkamp
 - Hinrick Bromswick
 - Hempen Johan
 - lutke Wildenberch
 - Fenneke tor Beverborch
 - Wobbeke de Stukessche
 - Berndt Bromswick
-

-
- | | |
|--------------------------|-----------------------------|
| - Wolteke Bernhorn | - de Vossesse |
| - Hinrick to Brunynck | - Albert ton Boickhorn |
| - de lutke Werneke | - Purrenhagen |
| - Fenneke to Kalvelage | - de Rosenerssche |
| - Barckow | - Johan tor Heide |
| - Tebbe tor Quellenborch | - Sander Schulte |
| - Lubbe Seger | - de olde Schultessche |
| | - Gotke Hopinck |
| Boeckhornn | - Mette Hopinck |
| - Herman to Boickhorn | - Johan Deithardinck |
| - Herman Wulff | - de olde Deithardingessche |
| - Gerdt Ruchte | - de olde Ordiningessche |
| - Evert ton Rede | - Johan Ordinck |
| - Berndt Pagenstert | - Werneke Brorinck |
| - Johan Valendinck | - Johan ton Balen |
| - Gotke Hagestede | - Mencke ton Sutkampe |
| - de Wrochtmansche | - Segewisch |
| - Mencke ton Aschorn | - Lubbe Herbordinck |
| - Oldendick | - Everdt ton Kakenberge |

- 1) Osnabrücker Urkundenbuch Bd. 1, Osnabrück 1892, Nr. 113
 - 2) Mitteilungen des historischen Vereins zu Osnabrück Bd. 4, Osnabrück 1855, S. 182f.
 - 3) Osnabrücker Urkundenbuch Bd. 1, Nr. 37
 - 4) Osnabrücker Urkundenbuch Bd. 1, Nr. 279
 - 5) Osnabrücker Urkundenbuch Bd. 1, Nr. 106
 - 6) Osnabrücker Urkundenbuch Bd. 1, Nr. 391
 - 7) H. Jellinghaus, Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern, Osnabrück 1923, S. 135
 - 8) Osnabrücker Urkundenbuch Bd. 4, Osnabrück 1902, Nr. 306
 - 9) Staatsarchiv Oldenburg, AB 111 - 1, Nr. 1
 - 10) H. Jellinghaus, S. 36
 - 11) W. Bockhorst, Geschichte des Niederstifts Münster bis 1400, Münster 1985, S. 208
 - 12) C. Pagenstert, Die Bauernhöfe im Amte Vechta, Vechta 1908, S. 382
 - 13) H. Jellinghaus, S. 87
 - 14) G. Niemeier, Die Ortsnamen des Münsterlandes, Münster 1953, S. 54f
 - 15) W. Bockhorst, S. 208
 - 16) Osnabrücker Urkundenbuch Bd. 1, Nr. 116
 - 17) H. Jellinghaus, S. 139
 - 18) Osnabrücker Urkundenbuch Bd. 4, Nr. 306
 - 19) H. Jellinghaus, S. 166
 - 20) Osnabrücker Urkundenbuch Bd. 1, Nr. 57
 - 21) Staatsarchiv Oldenburg, AB 111 - 1, Nr. 36a
-

Heinz August Menke

Die Geschichte der Aufbauschule Vechta

Nachfolgeeinrichtung des Lehrerseminars

Nicht mehr vielen Bürgern des Oldenburger Münsterlandes ist bekannt, daß es in Vechta einmal eine „Deutsche Oberschule in Aufbauform“, kurz „Aufbauschule“ genannt, gegeben hat, die weit überwiegend von Schülern aus den Landgemeinden besucht wurde. Diese höhere Schule wäre im April 1992 70 Jahre alt geworden. Sie mußte aber im Zuge der Bildungs- und Schulreform im 3. Reich, 22 Jahre nach ihrer Gründung, aufgegeben werden.

Nach dem 2. Weltkrieg, als die alten Gymnasien wiedererstand, die Realschulen in den größeren Gemeinden Zubringerdienste zu den Gymnasien in Vechta und Cloppenburg übernahmen und dann etwas später neue Gymnasien in Friesoythe, Lönigen, Damme und Lohne mit altsprachlichen, neusprachlichen und naturwissenschaftlichen Schwerpunkten eingerichtet wurden, war kein Bedarf mehr für eine Aufbauschule, wie sie in Vechta als Nachfolgeeinrichtung des Lehrerseminars 1922 gegründet worden war.

Die Aufbauschule war grundsätzlich eine Knabenschule, doch konnten unter bestimmten Voraussetzungen auch einzelne besonders befähigte und strebsame Mädchen aufgenommen werden. Die ersten Mädchen, vier an der Zahl, wurden allerdings erst zu Ostern 1928 in die erste Klasse (Untertertia) aufgenommen. Sie waren vom Turnen und von den Ausflügen befreit. Die Zahl der aufgenommenen Mädchen blieb in allen Schuljahren gering.

Im Protokollbuch der „Staatlichen katholischen¹⁾ Aufbauschule“ heißt es im Protokoll über die erste Konferenz des Lehrerkollegiums am 24. April 1922, dem ersten Schultag der neuen Schule: „Der Direktor begrüßte das Lehrerkollegium und machte darauf aufmerksam, daß mit dem heutigen Tage die Deutsche Aufbauschule beginne. Er sprach die Hoffnung aus, daß die Neuregelung zum Segen des Volkes gedeihe.“²⁾

Das Gebäude der Schule war der zuletzt im Jahre 1912 umgebaute



Dieses Gebäude in Vechta an der Marienstraße beherbergte nacheinander das Lehrerseminar, die Aufbauschule, die Oberschule, ein Lazarett, das Gymnasium und die Mittelschule, ehe es im Jahre 1971 abgerissen wurde, um für die Kinderabteilung Platz zu schaffen. Die Postkartenaufnahme stammt aus dem Jahre 1939. Im Hintergrund rechts sieht man das Schulgebäude des Antonianums.

repräsentative Bau an der Marienstraße, der das Lehrerseminar beherbergte. Während des 2. Weltkrieges wurde das Gebäude zunächst gemeinsam von den letzten Klassen der Aufbauschule und den Klassen der Oberschule für Jungen und der Oberschule für Mädchen genutzt, dann wurde es Lazarett. Nach dem Krieg waren Klassen des Antonianums dort untergebracht, bevor es die neu gegründete Realschule Vechta aufnahm. Im Jahre 1971 wurde das Gebäude abgebrochen. Heute steht auf dem Platz die Kinderabteilung des St. Marienhospitals.

Die Vorgeschichte der Schule

Die Vorgeschichte zur Gründung dieser neuen höheren Schule in Vechta, neben dem Gymnasium Antonianum, der Liebfrauenschule und dem Internatsgymnasium St. Joseph (heute Kolleg St. Thomas), hat mit der Reform der Ausbildung von Volksschullehrern nach dem 1. Weltkrieg zu tun. Im Artikel 143 Abs. 2 der Reichsverfassung von Weimar vom 11. 8. 1919 wurde bestimmt, daß die Leh-

rerbildung nach den Grundsätzen, die für die höhere Bildung allgemein gelten, einheitlich zu regeln sei.

Der Begriff „höhere Bildung“ war nirgendwo festgelegt. Es war aber das Bestreben der Volksschullehrerschaft in den Jahrzehnten vor dem 1. Weltkrieg gewesen, ein Hochschulstudium nach erfolgreichem Abschluß einer höheren Lehranstalt zur Voraussetzung des Lehrerberufes zu machen. Dem war jetzt in der Verfassung Rechnung getragen worden.

Das bedeutete folgerichtig das Ende der Lehrerseminare, auch des Seminars in Vechta, wo bisher katholische Volksschullehrer in zuletzt sechsjährigen Lehrgängen ausgebildet wurden. Doch was sollte an die Stelle der Seminare treten? Wie sollte man den notwendigen Nachwuchs für Lehrer sichern? Dabei war es noch weitgehend offen, wie denn Lehrer im Anschluß an den Besuch einer höheren Schule ausgebildet werden sollten.

Der preußische Staat ließ ab dem Jahre 1922 die Lehrerseminare auslaufen und begann, an Stelle der Seminare Aufbauschulen als vollberechtigte höhere Lehranstalten einzurichten. Man hoffte, aus den Abiturienten dieser neuen Schulform genügend Nachwuchs für ein wie auch immer einzurichtendes Hochschulstudium für zukünftige Lehrer zu gewinnen. Dieses Vorgehen Preußens brachte den Freistaat Oldenburg in Zugzwang.

Das Oldenburgische Staatsministerium leitete im Dezember 1921 dem Landtag des Freistaates eine Beschlußvorlage zu, nach der die staatlichen Seminare in Oldenburg, Varel und Vechta von Ostern 1922 ab klassenweise von unten abgebaut werden sollten, so daß das Seminar in Varel, das schon Ostern 1921 keine Schüler mehr in die 6. Klasse (das war die Eingangsklasse) aufgenommen hatte, Ostern 1926, die Seminare Oldenburg und Vechta Ostern 1927 beendet sein würden.

In der Vorlage wurde betont, daß mit den Seminaren sehr wichtige Bildungsanstalten aus dem Kulturleben ausschieden, denn die Seminare hätten nicht nur zukünftige Volksschullehrer ausgebildet, sondern hätten den Kindern aus wirtschaftlich schwächeren und in abgelegenen Orten wohnenden Familien eine Möglichkeit geboten, „zu einer höheren Geistesbildung aufzusteigen“. Die Aufbauschulen, die an die Stelle von Lehrerseminaren träten, würden entsprechend ihrer Konzeption in viel umfassender und vollkommener Weise als die Seminare dem Aufstieg fähiger Kinder aus den unteren Volksschichten dienen, indem sie allen dafür geeigneten Volksschülern den geraden Aufstieg zur Hochschule und zu jeder Art höherer Bildung frei machten.³⁾

Friesoythe statt Vechta

Gegen die Regierungsvorlage wurde vorgetragen, man müsse fürchten, daß es sich bei der Aufbauschule um ein „verkapptes Seminar“ handle, daß Mehrausgaben auf das Land zukämen und daß durch eine Neuordnung der Lehrerbildung mit Forderungen nach höheren Lehrergehältern zu rechnen sei. Auf die Frage, ob die Aufbauschulen konfessionell eingerichtet würden, antworteten die Regierungsvertreter, „daß das Gesetz konfessionelle höhere Schulen nicht kenne; doch sei es Brauch, die höheren Schulen als konfessionell eingerichtet anzusehen. Das gelte jedoch nur für die Zusammensetzung des Lehrkörpers. Der Besuch der Schule stehe Schülern aller Bekenntnisse offen. Dasselbe gelte für die Aufbauschulen.“⁴⁾

In der Frage der Standorte der neu einzurichtenden Aufbauschulen wurden statt Oldenburg und Vechta Varel und Friesoythe ins Gespräch gebracht, damit die höheren Schulen besser über das ganze Land verteilt seien und so möglichst vielen Kindern der Besuch einer höheren Schule ermöglicht werde. Um zwischen Vechta und Friesoythe besser entscheiden zu können, wurde vorgeschlagen, die Aufbauschule im Süden Oldenburgs erst 1923 einzurichten.⁵⁾ Der Landtagsabgeordnete Denis, Vechta, wies in der Debatte auf die Tatsache hin, daß in Vechta das Seminar seit 1865 bestanden habe, und aus allen Ständen des Amtes Vechta gingen Eingaben, die sich für Vechta als Standort aussprachen, nach Oldenburg. Bei der Verabschiedung des Gesetzes wurde der Standort Friesoythe trotz einiger Sympathien der Regierung für Friesoythe aber aus Kostengründen fallen gelassen. Unbeschadet einer endgültigen Regelung entschied der Landtag mit 26 zu 15 zu 1 Stimme, daß die erste Klasse der Aufbauschule nach Vechta gelegt werden sollte.⁶⁾

In den Ausgaben der Oldenburgischen Volkszeitung vom 16. und 19. März 1922 wird von Rektor Denis der Öffentlichkeit die Aufbauschule vorgestellt und für sie geworben. Er sagt dort, der Name „Aufbauschule“ bringe zum Ausdruck, daß diese Schule jedem 14jährigen Volksschüler, der Neigung und Talent zum Weiterstudium besitze, der Besuch einer Oberschule bis zum Abitur in sechs Schuljahren ermöglicht werden solle. Die allgemein verbindlichen Fächer in der obersten Klasse seien — wie bei anderen höheren Schulen — Religionslehre, Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Mathematik, Naturkunde, dazu mindestens eine Fremdsprache, Philosophie und Kunstbetrachtung. Zum Erlernen einer zweiten Fremdsprache müsse Gelegenheit gegeben werden.

Der Beginn in Vechta

Das erste Schuljahr der Aufbauschule von Ostern 1922 bis Ostern 1923 begann am 24. April 1922 mit einem feierlichen Gottesdienst. In der einzigen Klasse dieser Schule, der Untertertia (UIII) (heute Klasse 8) waren 31 Schüler. 39 Schüler hatten sich zur Aufnahmeprüfung gemeldet, 8 Schüler waren nicht aufgenommen worden. Von diesen 31 Schülern waren 28 katholisch und 3 evangelisch, 9 kamen aus der Stadt Vechta und 22 von auswärts.

Die Schüler hatten den folgenden Unterricht:

2 Stunden Religion	bei Prof. Dr. Reinke, Studiendirektor
5 Stunden Mathematik	bei Dr. Henssen, Studienrat
2 Stunden Biologie	bei Dr. Henssen, Studienrat
3 Stunden Turnen	bei Fieweger, Studienassessor
5 Stunden Deutsch	bei Jungehülsing, Studienassessor
6 Stunden Englisch	bei Jungehülsing, Studienassessor
3 Stunden Geschichte	bei Jungehülsing, Studienassessor
1 Stunde Kurzschrift	bei Lückmann, Seminarlehrer
2 Stunden Zeichnen	bei Demmer, Seminarlehrer
2 Stunden Werken	bei Clausing, Seminarlehrer
2 Stunden Gesang	bei Clausing, Seminarlehrer
2 Stunden Erdkunde	bei Dr. Kenkel, Seminarlehrer

35 Stunden

Aus Mangel an Lehrkräften konnte ein Instrumentalunterricht nicht erteilt werden.

Parallel zu diesem Unterricht in der Aufbauschulklasse lief natürlich der Unterricht für die letzten fünf Klassen des auslaufenden Lehrerseminars. Die Lehrer waren an beiden Schulen tätig.

Eine positive Entwicklung

Die Anmeldungen zu dieser neuen Schule waren sehr erfreulich. Ab dem Schuljahr 1925/26 mußten wegen der großen Zahl der Anmeldungen jeweils zwei Eingangsklassen mit je etwa 25 Schülern gebildet werden.

Im Frühjahr 1927, als die Schule alle 6 Jahrgänge von der Untertertia bis zur Oberprima (Klassen 8 bis 13) umfaßte, besuchten 172 Schüler in 9 Klassen die Aufbauschule. Damit war auch schon fast der Höchststand der Schülerzahl (1. 5. 1930: 175 Schüler) erreicht. Von diesen 172 Schülern waren 160 katholisch und 12 evangelisch; aus dem Schulort Vechta kamen 42, von auswärts 130. Von den auswärtigen Schülern wohnten 22 im Konvikt, 5 in Vechtaer Familien, 79 kamen mit der Bahn, 15 mit dem Rad und 9 zu Fuß nach Vechta.

Das Durchschnittsalter der Schüler war in den einzelnen Jahrgängen das folgende (Antonianum in Klammern):⁷⁾

Untertertia	(Klasse 8)	. . . . .	15,3 Jahre	(15,3)
Obertertia	(Klasse 9)	. . . . .	16,5 Jahre	(16,1)
Untersekunda	(Klasse 10)	. . . . .	17,3 Jahre	(17,2)
Obersekunda	(Klasse 11)	. . . . .	18,8 Jahre	(18,3)
Unterprima	(Klasse 12)	. . . . .	19,5 Jahre	(19,7)
Oberprima	(Klasse 13)	. . . . .	20,3 Jahre	(20,3)

Das Durchschnittsalter der Schüler in den einzelnen Jahrgangsstufen der Aufbauschule stimmte weitgehend mit dem der Schüler des Gymnasium Antonianum in Vechta überein.

Aus der Statistik

Im Laufe des Schuljahres 1927/28 ging die Schülerzahl von 172 auf 164 zurück. Die Väter der Schüler hatten nach dem Stande vom 1. 2. 1928 entsprechend der Schulstatistik die folgenden Berufe (Antonianum in Klammern):⁷⁾

Beamte:

1. Oberbeamte	. . . . .	0	(14)
2. Sonstige Berufe mit akademischer Vorbildung	. . . . .	0	(19)
3. Lehrer ohne akademische Vorbildung	. . . . .	10	(36)
4. Mittelbeamte	. . . . .	3	(20)
5. Unterbeamte	. . . . .	15	(9)

Landwirte:

1. Kleine Landwirte und Pächter	. . . . .	53	(33)
2. Mittlere Landwirte und Pächter	. . . . .	13	(26)
3. Größere Landwirte und Pächter	. . . . .	8	(47)

Handel und Gewerbetreibende:

1. Industrielle und Großkaufleute	. . . . .	1	(9)
2. Kleinkaufleute	. . . . .	8	(25)
3. Technische und kaufmännische Angestellte	. . . . .	1	(4)
4. Agenten	. . . . .	2	(0)
5. Gasthof- Hotelbesitzer	. . . . .	0	(5)
6. Gastwirte	. . . . .	1	(8)
7. Selbständige Handwerker	. . . . .	28	(18)
8. Gelernte Arbeiter in Industrie und Handwerk	. . . . .	3	(2)
9. Ungelernte Arbeiter	. . . . .	8	(1)



Sonstige:

1. Rentner	0	(0)
2. Rentenempfänger	1	(0)
3. Anderweitig nicht Unterzubringende	9	(8)
(Rechnungssteller, Architekt, Mühlenbesitzer, Molkereiverwalter, Dentist, Baumschulenbesitzer, Handelslehrer)	164	(284)

Dieser Statistik ist zu entnehmen, daß die Aufbauschule die Tradition des Seminars, Kindern aus wirtschaftlich schwächeren Familien die Möglichkeit des Besuchs einer höheren Schule zu geben, weiterführte. Das Schulgeld war sehr hoch. Es betrug z.B. im Schuljahr 1926/27 monatlich 15 Mark, was fast dem Lohn einer Hausgehilfin bei freier Kost und Logis entsprach. Für Schüler der Aufbauschule fiel das Schulgeld erst mit Beginn des 8. Schuljahres an, für Schüler des Gymnasiums bereits mit dem 5. Schuljahr.

Die Schule hatte die Möglichkeit, etwa ein Dutzend Freiplätze zum Schulgelderlaß zu verteilen. In den Lehrerkonferenzen wurden die Plätze an bedürftige Schüler entsprechend deren Leistungen und Betragen vergeben, wobei das Betragen mit den Prädikaten „sehr würdig“, „würdig“ und „wenig würdig“ bezeichnet wurde.

Es mag von Interesse sein, die Entwicklung der Schülerzahlen der ersten Klasse der Aufbauschule von 1922 bis zum Abitur im Jahre 1928 zu verfolgen:

Zahl der Aufnahmeprüflinge	39
Zahl der nicht aufgenommenen Schüler	8
Schülerzahl zu Beginn des Schulj. 22/23 Klasse UIII ⁸⁾	31
Abgänge	5
Nicht versetzte Schüler Ostern 1923	2
Weiterer Abgang	1
Übergänge in die nächst höhere Klasse: OIII ⁸⁾	23
Zugänge	3
Schülerzahl zu Beginn des Schuljahres 23/24	26
Abgänge während des Schuljahres	0
Nicht versetzte Schüler Ostern 1924	0
Übergang in die nächst höhere Klasse: UII ⁸⁾	26
Schülerzahl zu Beginn des Schuljahres 24/25	26
Abgänge	5
Nicht versetzte Schüler Ostern 1925	2
Übergänge in die nächst höhere Klasse: OII ⁸⁾	19

Schülerzahl zu Beginn des Schuljahres 25/26	19
Abgänge während des Schuljahres	2
Nicht versetzte Schüler Ostern 1926	4
Übergänge in die nächst höhere Klasse: UI ⁸⁾	13
Schülerzahl zu Beginn des Schulj. 26/27	13
Nicht versetzte Schüler Ostern 1927	2
Übergänge in die nächst höhere Klasse: OI ⁸⁾	11
Zulassung zum Abitur Ostern 1928	11
Schüler mit bestandenem Abitur	11

Wenn man die Erfolgsquote im Hinblick auf das Abitur betrachtet, dann muß man feststellen, daß von 39 Aufnahme begehrenden Schülern, die nach dem Besuch der Volksschule einen höheren Bildungsabschluß erreichen wollten, und 3 Zugängen in den folgenden Schuljahren 11 Schüler das grundsätzliche Ziel im ersten Anlauf erreichten, also 11 von 42, grob gesprochen einer von vier. Wenn man allerdings berücksichtigt, daß möglicherweise die 5 Schüler, die mit der Obersekundareife, dem Einjährigen, die Schule verließen, gar nicht das Abitur machen wollten, dann erreichte einer von drei Schülern das gesteckte Ziel.

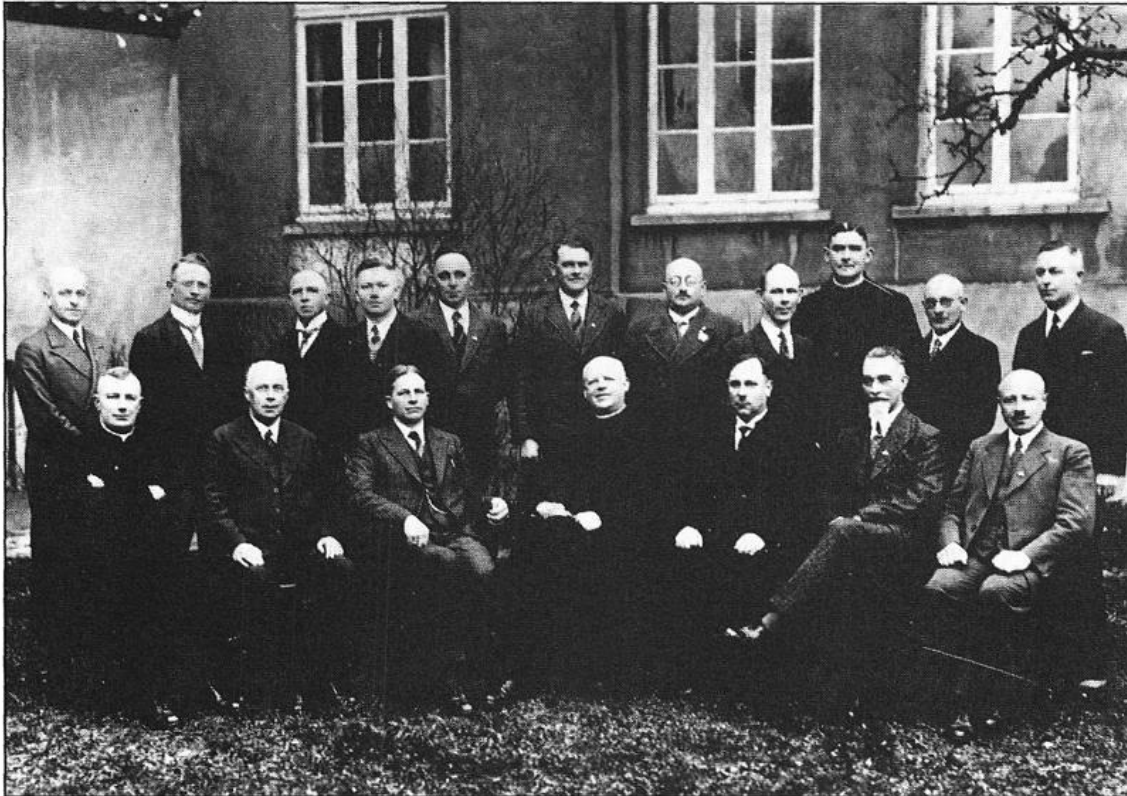
Dieser Verlauf der Erfolgsquote ist sicher eine Einzelbetrachtung, aber, wie ich meine, nicht untypisch für die damalige Zeit.

Die Frage, ob die Aufbauschule die Erwartung ihrer parlamentarischen Väter, den Nachwuchs an zukünftigen Volksschullehrern zu sichern, auch nachkam, ist für die ersten Jahre positiv zu beantworten. Von den 36 Abiturienten der ersten drei Abiturjahrgänge 1928, 1929 und 1930 gaben 31 als Berufsziel Volksschullehrer an, einer wollte Philologe, zwei Ärzte, einer Landwirt und einer Mathematiker werden. Von den 66 Abiturienten der gleichen Jahrgänge am Gymnasium Antonianum Vechta gaben nur 10 als Berufsziel Pädagogik bzw. Lehrer an.⁹⁾

Bei den Angaben zum Berufswunsch der Abiturienten der Jahrgänge 1935, 1936 und 1937 nennen nur noch 21 von 41 Abiturienten der Aufbauschule, also gut die Hälfte, Lehrer als Berufsziel.

Die Lehrer

Als im Frühjahr 1922 die Aufbauschule in Vechta mit der ersten Klasse den Unterricht begann und damit das auslaufende Lehrerseminar nach und nach ersetzte, wurden selbstverständlich die Lehrer am Seminar auch Lehrer an der Aufbauschule. Sie unterrichteten zunehmend in den steigenden Klassenzahlen der Aufbauschule und abnehmend in den zurückgehenden Klassenzahlen des Lehrerseminars.



*Als Ostern 1934 der langjährige Direktor der Aufbauschule, Dr. Joseph Reinke, in den Ruhestand trat, entstand unser Bild mit dem damaligen Lehrkörper der Schule. Sitzend v.l.n.r.: Dr. Sieverding, Clausing, Jungehülsing, Direktor Dr. Reinke, Dr. Henssen, Demmer, Grote. Stehend v.l.n.r.: Dr. Gördel, Dr. Kenkel, Lückmann, Koors, Roter, Bünger, Fieweger, Kuhlmann, Dr. Göken, Menke, Bodewes.
Bild und Text aus: Franz Hellbernd und Hans Schlömer, *Alt-Vechta im Bild*, Vechta 1977*

In dem folgenden Lehrerverzeichnis sind nur die Lehrpersonen aufgenommen, die eine längere Zeit an der Aufbauschule tätig waren. Da mit dem Jahre 1939 die höheren Schulen Vechtas zwar noch rechtlich selbständig, aber unter einer gemeinsamen Leitung standen (Teping) und die Lehrer in der folgenden Kriegszeit an allen Schulen tätig waren und ein häufiger Wechsel erfolgte, sind auch nur die Lehrer der Aufbauschule bis zum Kriegsbeginn hier verzeichnet.

Oberstudiendirektor Prof. Dr. Reinke
(Seminar- und Schulleiter bis 1934)
Oberstudiendirektor, Ministerialrat Teping,
(Schulleiter von 1934 bis Kriegsende)
Oberstudienrat Dr. Henssen, (Vertreter)

Studienrat Barth	Studienrat Dr. Kenkel
Studienrat Dr. Bodeewes	Studienrat Klatte
Studienrat Bünger	Studienrat Dr. Kohnen
Obermusiklehrer Clausing	Studienrat Koors
Oberzeichenlehrer Demmer	Studienrat Kuhlmann
Studienrat Fieweger	Studienrat Dr. Lamp
Studienrat Dr. Gernand	Oberlehrer Lückmann
Studienassessor Dr. Göken	Studienrat Menke
Studienrat Gördel	Oberlehrer Moorkamp
Oberlehrer Grote	Studienrat Roter
Studienrat Dr. Gudel	Obermusiklehrer Schmelz
Studienrat Jungehülsing	Studienrat Dr. Sieverding

Schulleben und Schuldisziplin

Ein Schuljahr verlief für Lehrer und Schüler nach einem bewährten Schema. Am Tage vor dem Schulbeginn nach Ostern wurden die Aufnahmeprüfungen abgehalten. Am ersten Schultag war morgens als erstes ein Schulgottesdienst – ab dem Jahre 1935 eine Flaggenhissung; der Schulgottesdienst erfolgte einige Tage später –; danach verkündete und erläuterte der Direktor den in der Aula versammelten Schülern die Schul- und Hausordnung. Die aus Schülersicht langen Unterrichtswochen wurden recht häufig durch Gedenkfeiern religiöser, kultureller und politischer Art, die letzteren im 3. Reich in stark zunehmendem Maße, unterbrochen. Die Aufbauschule feierte – wie das benachbarte Gymnasium – am 13. Juni den hl. Antonius von Padua als Schulpatron. Meistens wurden Ausflüge in die nähere Umgebung gemacht und Wettkämpfe und kleine Aufführungen durchgeführt. Wanderungen und Ausflüge der ganzen Schule standen häufiger auf dem Programm als es heute der Fall an den Schulen ist. Es ging durchaus über die engere Heimat hinaus, z. B. nach Münster und Bremen. Das kulturelle Leben in der Stadt Vechta wurde durch Musikaufführungen, Theaterspiele und durch Vorträge von Lehrern der Schule bereichert. Die Aufbauschule hatte einen Literarischen Verein, einen Orchesterverein und einen Turnverein. Im Bericht über das Schuljahr 1933/34 heißt es über die Schülervereine: „Die Schülervereine haben mit Rücksicht auf die Inanspruchnahme der Schüler in der Hitlerjugend, der S.A. und im Wehrsport ihre Tätigkeit eingestellt.“¹⁰⁾

Die jetzigen Schülergenerationen können sich sicher nur schwer Vorstellungen davon machen, wie sehr die Schule in das Schülerleben, auch in das Privatleben, hineindirigierte, was alles geboten

Der imposante Mittelbau der Aufbauschule stammt aus dem Jahre 1912, als das Gebäude des damaligen Lehrerseminars an der Marienstraße großzügig erweitert wurde. Das großherzogliche Emblem über dem Eingangsportal wurde beim Abbruch des Hauses im Jahre 1971 gerettet und später am Gebäude des Fachbereichs für Katholische Religion der Universitätsabteilung Vechta wieder angebracht. Photo aus: Franz Hellbernd und Hans Schlömer, Alt-Vechta im Bild, Vechta 1977



und was alles verboten war. Disziplinarfälle standen auf den Tagesordnungen vieler Konferenzen. Einige Passagen aus dem Protokollbuch sollen hier als Beispiele angeführt werden, wie die Schule das Leben ihrer Schüler bestimmte:

„Die Schüler N. N. werden mit 2 Stunden Einschließung bestraft, weil sie in den letzten Wochen mehrere Male den Gottesdienst ohne hinreichende Entschuldigung versäumt hatten. Den Eltern der bestraften Schüler wird eine entsprechende Mitteilung geschickt.“ (S. 17)

„Die Schüler N. N. haben während der Pause auf dem Abort Zigaretten geraucht, Sie werden mit 2 Stunden Einschließung bestraft, und den Eltern wird Mitteilung davon gemacht.“ (S. 17)

„Der Schüler N. hat auf einem Ausflug aus dem Rade eines Lehrers die Luft herausgelassen und an dem Rade eines anderen Lehrers das Schloß einschnappen lassen. Er wird mit 2 Stunden Einschließung bestraft.“ (S. 31)

„Der Schüler N. hat auf offener Straße und vor Mitschülern in grober Weise gegen den einem Lehrer schuldigen Respekt gefehlt. Er hat Herrn X nicht begrüßt, auch dann nicht, als er zur Rede gestellt wurde. Als ihm bedeutet wurde, daß er einen Lehrer der Anstalt vor sich habe, (da Herr X erst kurze Zeit hier ist, wäre der Fall denkbar, daß N, der zudem kurzsichtig ist, diesen nicht erkannt hat) verharrte er weiter in seinem unverschämten Wesen. Die Konferenz bestraft ihn mit Androhung der Entfernung und 2 x 2 Stunden Arrest.“ (S. 56)

„Am 6. 6. 1926 wurden die Untersekundaner N. N. in der Wirtschaft Többen bei Daren, wo ein Sommerfest abgehalten wurde, angetroffen. Sie werden mit 2 Stunden Arrest bestraft.“ (S. 65)

Der unerlaubte Besuch von Wirtschaften und das Trinken von Alkohol war ein häufig vorkommender Verstoß gegen die Schulordnung. Nur den Schülern der beiden obersten Klassen war zu bestimmten Zeiten der Besuch festgelegter Lokale erlaubt. „Den Schülern der Prima wird innerhalb der für die einzelnen Monate festgesetzten Tagesgrenzen der Besuch der Wirtschaften Ellendorf und Schillmöller in Vechta, der Wirtschaft Kluge in Oythe und der Gartenwirtschaft Welppe gestattet.“ (S. 85)

Als das sogenannte „Silentium“, das sind Tageszeiten, zu denen die Schüler zu Hause zu lernen hatten und nicht auf der Straße sein durften, in die Diskussion geriet, sprach sich das Kollegium auf der Konferenz vom 25. 4. 1924 einstimmig für die Beibehaltung des Silentiums aus. Es wurde dann doch vom Oldenburgischen Landtag aufgehoben. Es blieben aber Einschränkungen:

„Auch nach Aufhebung des Silentiums ist den Schülern verboten, an Sonn- und Feiertagen während der Hauptgottesdienste von 10 bis 12 Uhr sich auf der Straße aufzuhalten.“ (S. 21)

An den Stoppelmarktstagen mußten die Schüler um 9 Uhr abends das Marktgelände verlassen haben. Sie waren an ihren Schülermützen, die getragen werden mußten, leicht zu erkennen. Die Tertianer der Aufbauschule hatten schwarze Schirmmützen, die Sekundaner weiße und die Primaner rote mit jeweils für die einzelnen Klassen unterschiedlichen Bändern.

Plattdeutsch zu sprechen war den Schülern verboten: „Im gemeinschaftlichen Vorgehen mit den anderen Erziehungsanstalten soll den Schülern verboten werden, Plattdeutsch zu sprechen, wenn sie unter sich sind.“ (S. 78)

Die Schule verstand sich als eine Anstalt nur für recht begabte und würdige Schüler. Ihre Machtmittel waren groß. Sie konnte z.B. eine Schulgeldbefreiung versagen oder nach ihrer Meinung lei-

Portalstein mit den Initialen des oldenburgischen Großherzogs Friedrich August vom Gebäude des ursprünglichen Lehrerseminars und der Aufbauschule, heute angebracht am Gebäude des Fachbereichs für katholische Religion der Universitätsabteilung Vechta.



stungsmäßig oder charakterlich ungeeignete Schüler entlassen. Die Kopfnoten der Zeugnisse in Betragen, Fleiß, Aufmerksamkeit und Ordnung spielten eine gewichtige Rolle.

Ab etwa Mitte der 30er Jahre taucht in den Konferenzprotokollen der Tagesordnungspunkt „Disziplinarfälle“ immer seltener auf. Das Silentium war ja längst aufgehoben, die Pflicht, die Schulmesse zu besuchen, gab es nicht mehr. Die Hitlerjugend und das Jungvolk traten in Konkurrenz zur Schule.

Ein langsames Ende

In dem Bericht der Schule über das Schuljahr 1933/34, dem letzten, den der langjährige Direktor des Lehrerseminars und der Aufbauschule, Prof. Dr. Joseph Reinke, erstattete, beklagt der Berichterstatter die zurückgehenden Klassenleistungen, die sich



Das Gebäude des Lehrerseminars nach der Erweiterung in den Jahren 1911/12.

auch in den Prüfungs- und Versetzungsergebnissen niedergeschlagen hätten. Er macht Parteiaktivitäten und den mehrmals in der Woche angesetzten „Dienst“ dafür verantwortlich. Er wünscht, daß mehr Ständigkeit in den Schulbetrieb zurückkehre. Dann heißt es unvermittelt: „Für unsere Anstalt war es geradezu niederschmetternd, als am 5. 3. 34 die Nachricht eintraf, daß zu Ostern in die UIII keine Schüler aufgenommen werden sollten. Die Schule hatte sich in der Bevölkerung eine steigende Beliebtheit erworben; auch in diesem Jahr wäre eine UIII von über 20 Schülern zustande gekommen. Die Schüler haben sich im allgemeinen sowohl im Studium als auch in praktischen Berufen gut bewährt. Wir geben darum die Hoffnung nicht auf, daß die Deutsche Oberschule, die, wie keine andere, den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit entspricht, erhalten bleibt und von Ostern 1935 an wieder neu emporblüht.“

Der Wunsch des ausscheidenden Direktors ging in Erfüllung. Die Regierung in Oldenburg genehmigte, zu Ostern 1935 wieder Schüler in die Eingangsklasse aufzunehmen. Auch in den folgenden Jahren konnten doch wieder Eingangsklassen gebildet werden. Die Schulzeit bis zum Abitur wurde 1937 von 13 auf 12 Jahre verkürzt. Die Aufbauschule nahm nun bereits Schüler nach dem 6. Volksschuljahr auf. Die Zahl der Schüler nahm zu. Doch dann

beendete das Bestreben der Regierung, die höheren Schulen gleichzuschalten, die Existenz der Aufbauschule. Der Minister für Kirchen und Schulen in Oldenburg verfügte am 3. 9. 1938, die Staatliche Oberschule für Jungen in Aufbauform stufenweise, beginnend mit der untersten Klasse (Klasse 3)¹¹⁾, abzubauen. Gleichzeitig wurde eine Oberschule für Mädchen, beginnend mit den drei unteren Klassen, aufgebaut. So war also Ostern 1938 die letzte Klasse mit 30 Jungen und einem Mädchen in die Aufbauschule Vechta aufgenommen. Sechs Jahre später, im Jahre 1944, war dann die letzte Reifeprüfung, an der Schüler der Aufbauschule teilnahmen. Die meisten Schüler waren aber schon mit einem Reifevermerk versehen zum Kriegsdienst eingezogen.

Anmerkungen:

- 1) In den Schulakten erscheinen unterschiedliche Bezeichnungen der Schule hinsichtlich ihres konfessionellen Charakters.
- 2) Protokollbuch S. 3.
- 3) Verhandlungen der 6. Versammlung des II. Landtages des Freistaates Oldenburg, Anlage 28, Oldenburg 1923.
- 4) 2. Landtag des Freistaates Oldenburg, 6. Versammlung, Anlage 163, Bericht des Ausschusses über die Vorlage der Staatsregierung betreffend Abbau der Seminare und Errichtung zweier Aufbauschulen, Oldenburg 1923.
- 5) wie 4
- 6) Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der 6. Versammlung des II. Landtages, vierte Sitzung, Tagesordnungspunkt 11, S. 79 ff, Oldenburg 1923.
- 7) Bericht des Gymnasium Antonianum Vechta 1927/28
- 8) Die Benennung der Klassen der höheren Schulen war die folgende: *Sexta* (VI) = 5. Schuljahr; *Quinta* (V) 6. Schuljahr; *Quarta* (IV) = 7. Schuljahr; *Untertertia* (U III) = 8. Schuljahr; *Obertertia* (O III) 9. Schuljahr; *Untersekunda* (U II) = 10. Schuljahr; *Obersekunda* (O II) = 11. Schuljahr; *Unterprima* (U I) = 12. Schuljahr; *Oberprima* (O I) = 13. Schuljahr.
- 9) Jahresberichte des Gymnasium Antonianum Vechta 1928 bis 1930.
- 10) Jahresbericht der Aufbauschule 1934
- 11) Die lateinische Benennung der Klassen wurde im Jahre 1938 aufgegeben. Man zählte jetzt das 5. Schuljahr als Klasse 1 der Oberschule und so weiter.

Benutzte Quellen und Literatur:

Staatl. kath. Aufbauschule: Protokollbuch,
Ostern 1922 - Ostern 1931.
Staatl. Deutsche Oberschule (Aufbauschule): Protokollbuch,
Ostern 1931 - Herbst 1942.
Jahresberichte der Direktoren der Aufbauschule vom Schuljahr 1922/23 bis zum Schuljahr 1941/42 mit Ausnahme des Schuljahres 1931/32.
Jahresberichte der Direktoren des Gymnasium Antonianum Vechta, Schuljahre 1927/28, 1928/29, 1929/30.
Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der 6. Versammlung des II. Landtages des Freistaates Oldenburg, Oldenburg 1923.
Anlage 28 des 2. Landtages des Freistaates Oldenburg, 6. Versammlung, 1922, Oldenburg 1923.
Anlage 163 des 2. Landtages des Freistaates Oldenburg, 6. Versammlung, 1922, Oldenburg 1923.
Hanschmidt, Alwin/Kuropka, Joachim (Hersg.), Von der Normalschule zur Universität, 150 Jahre Lehrerbildung in Vechta 1830-1980, Geschichte der oldenburgischen Lehrerbildung Band 4, Bad Heilbrunn 1980.
Oldenburgische Volkszeitung Vechta, Donnerstag, 16. März 1922 und Sonntag, 19. März 1922.



Eine Anna Selbdritt in Bethen

Ein Werk des münsterschen Barockbildhauers Wilhelm Heinrich Kocks

In der gegen Ende der zwanziger Jahre errichteten Wallfahrtskirche in Bethen befindet sich eine um 1700 entstandene, hochbarocke Figurengruppe der Anna Selbdritt, deren Bildhauer, trotz mehrfacher Veröffentlichung der Gruppe,¹⁾ bislang nicht bekannt ist. Vor der Aufstellung im südlichen Seitenaltar der Kirche befand sich das qualitätvolle, Mutter Anna, Maria und den Christusknaben darstellende Bildwerk zeitweise in Privatbesitz,²⁾ es dürfte aber wohl auch ursprünglich aus Bethen, wahrscheinlich aus der Gnadenkapelle, stammen. Die aus Holz gearbeitete, recht geschlossen aufgebaute Gruppe ist - ohne die noch erhaltenen, aus Silber gefertigten Kronen - 85 cm hoch, 60 cm breit und 44 cm tief und ungewöhnlicherweise, trotz ihres mächtigen Volumens, auf der Rückseite nicht ausgehöhlt.

Betont plastisch aufgefaßte schwellende Formen kennzeichnen die aus den beiden Frauen Maria und Anna und dem eine Weltkugel haltenden Christusknaben gebildete Gruppe, die insgesamt sehr geschlossen erscheint - ein Eindruck, der durch den weichen, teigig anmutenden Faltenstil, die schwere Stofflichkeit der Gewänder und die unter dem Stoff durchscheinenden schräggestellten Beine noch unterstützt und verstärkt wird. Zugleich wirkt die Figurengruppe durch das zum Betrachter gewandte Kind, das gleichzeitig von Mutter und Großmutter gehalten wird, lebendig bewegt - ein reizvolles Motiv ineinander verschränkter Arme und Hände, durch das die ansonsten ruhig nebeneinander sitzenden Frauen eng miteinander verbunden werden.

Ihre Köpfe sind, ihrem Typus entsprechend, recht unterschiedlich angelegt: der Kopf Mutter Annas als breites matronenhaftes Haupt, im Gegensatz dazu das feingliedrig-anmutige Haupt Mariens, das von modisch zurückgelegten Haaren, in die ein schmales Tuch gewunden ist, gerahmt wird. Die Blicke der Frauen sind je-

doch aneinander vorbei auf den prallen kräftigen Christusknaben gerichtet, dessen übergroßer, von eng anliegenden Haaren bedeckter Kopf ein weiteres Charakteristikum der Figurengruppe ist - ein insgesamt hochbarockes Erscheinungsbild, das eine zeitliche Ansetzung um 1700 oder kurz davor nahelegt.

Eine verwandte, ähnlich geschlossen aufgebaute Darstellung desselben Themas findet sich auf Haus Ruhr nahe Münster.³⁾ Die 56 cm hohe Gruppe dort ist im ganzen etwas steiler angelegt - der weiche geschmeidige Faltenstil, das enge, gedrängte Nebeneinander der Figuren, die schräggestellten Beine der beiden Frauen und nicht zuletzt das zarte Haupt der Mutter Jesu rücken die Gruppe auf Haus Ruhr in die Nähe der Bether Darstellung, wobei aber auch Unterschiede wie der ganz anders aufgefaßte, sehr viel kleinere Kopf des Kindes nicht übersehen werden dürfen; auch für die Annendarstellung auf Haus Ruhr ist der Bildhauer bislang nicht bekannt.

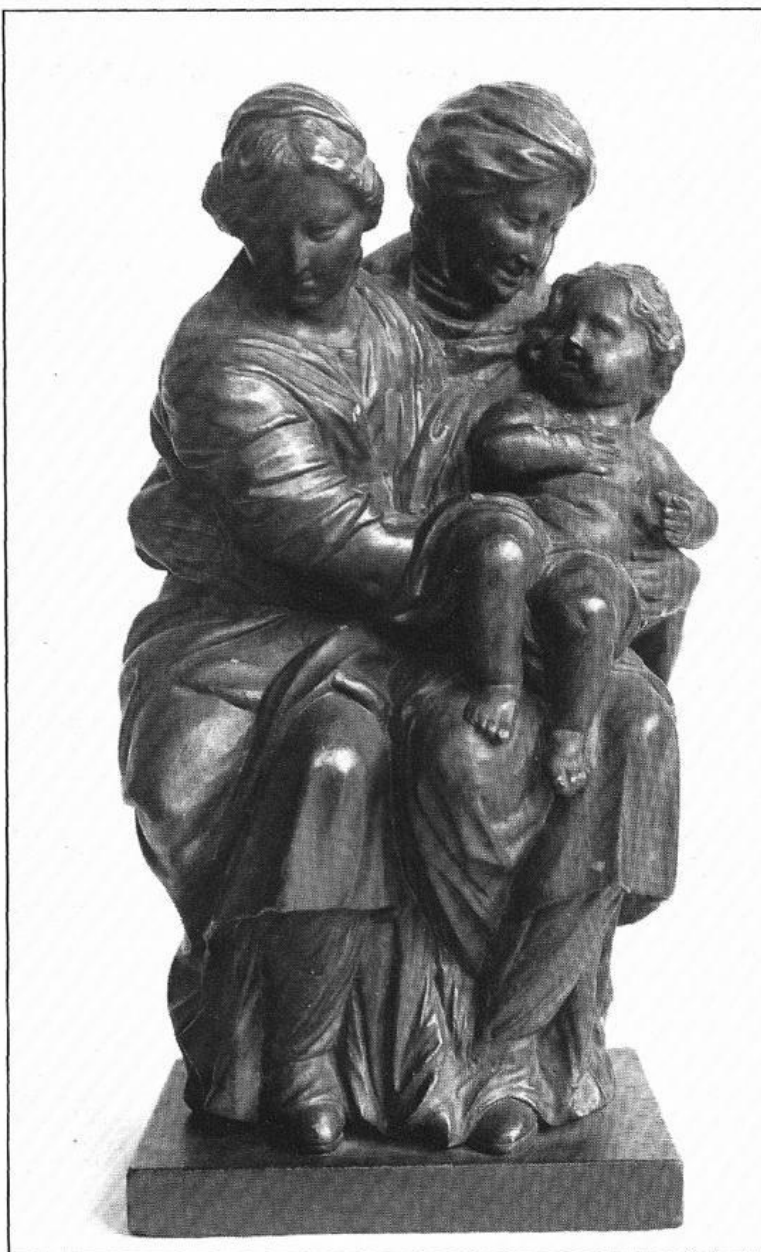
Beide Annendarstellungen lassen sich nun einer weiteren Figurengruppe gegenüberstellen, die sich in der kath. Pfarrkirche St. Amandus in Aschendorf befindet: einer Anna Selbdritt mit dem Johannesknaben, auch Anna Selbviert genannt, die dem münsterischen Bildhauer Wilhelm Heinrich Kocks zugeschrieben wird.⁴⁾ Aufbau, Faltenstil und Gesichtstypen lassen bei der Aschendorfer Gruppe dieselbe charakteristische Formensprache erkennen, die auch bei den beiden anderen Annendarstellungen zu beobachten war - man vergleiche nur die gedrängte Anordnung der Figuren, ihre liebevolle Hinwendung zueinander sowie insbesondere die Kopftypen der Marien! Die Übereinstimmungen gehen letztlich so weit, daß eine Zuweisung der Bether Anna Selbdritt - und wohl auch der Gruppe auf Haus Ruhr - an denselben Bildhauer angenommen werden kann: an den um 1700 in Münster ansässigen Bildhauer Wilhelm Heinrich Kocks - eine Zuschreibung, die auch durch andere Arbeiten aus dem Oeuvre dieses Bildhauers gestützt wird.

Über Wilhelm Heinrich Kocks, einen „der fähigsten Bildhauer des Hochbarock in Westfalen“⁴⁾ ist verhältnismäßig wenig bekannt; für die Forschung stand er bislang stets im Schatten des ebenfalls aus Münster stammenden ungefähr zeitgleichen Bildhauers Johann Mauritz Gröninger.⁵⁾ Geboren wurde Wilhelm Heinrich Kocks wahrscheinlich im Jahre 1666,⁶⁾ im Jahr darauf wurde er zusammen mit seinem Bruder Theodor getauft.⁷⁾ Als frühestes sicher datiertes Bildwerk aus seiner Werkstatt hat sich das im Jahre



Die Figurengruppe „Anna Selbdritt“ aus der Bether Wallfahrtskirche, Werkstatt Heinrich Kocks. Foto: Stephan Kube/SQB

Die Figurengruppe
„Anna Selbdritt“,
Haus Ruhr, Münster-
land, Werkstatt Hein-
rich Kocks.
Foto: Westfälisches
Amt für Denkmal-
pflege.

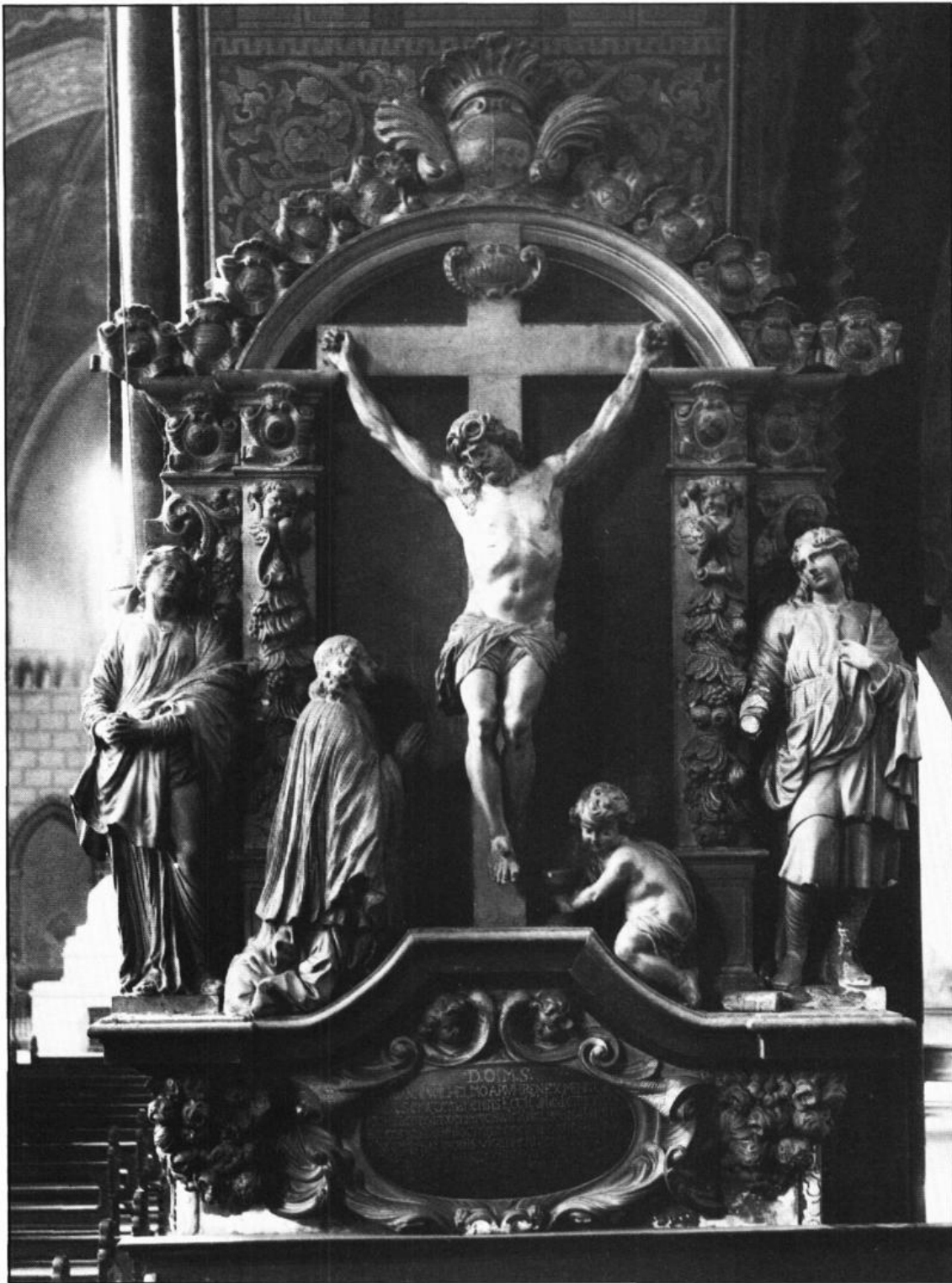


1685 entstandene Vesperbild in der Propsteikirche in Meppen erhalten,⁸⁾ ungefähr gleichzeitig dürfte er in Münster Gertrud Althoff geheiratet haben - eine Ehe, aus der zwischen 1691 und 1704 nachweislich sieben Kinder hervorgingen.⁹⁾ In diesen Zeitraum, zwischen 1685 und 1705, fällt auch die Hauptschaffensperiode des Bildhauers W. H. Kocks; nach 1705 sind bis zu seinem Tode im Jahre 1730¹⁰⁾ bislang keine fest datierten Werke bekannt. Betrachtet man nun weitere Arbeiten dieses recht produktiven Bildhauers, so läßt sich eine Einordnung der Bether Gruppe in sein Gesamtwerk bestätigen; zwei gut vergleichbare Werke seien



Die Figurengruppe „Anna Selbstviert“ aus der kath. Pfarrkirche St. Amandus in Aschendorf, Werkstatt Heinrich Kocks. Foto: Stephan Kube/SQB

deshalb an dieser Stelle herausgegriffen und vorgestellt. Besonders deutlich zeigt sich der Stil Wilhelm Heinrich Kocks' bei einer seiner größten und zugleich wichtigsten Arbeiten: dem aus Stein gefertigten Epitaph des 1680 verstorbenen Domherren Wilhelm von Büren im münsterschen Dom, auf dem vor einer prächtigen barocken Rahmung in nahezu lebensgroßen vollplastischen Figuren die Kreuzigung Christi wiedergegeben ist.¹¹⁾ Vor einer glatten



Epitaph (Stein) des 1680 verstorbenen Domherren Wilhelm von Büren im Dom zu Münster, Werkstatt Heinrich Kocks. Foto: Westfälisches Amt für Denkmalpflege.



*Aus Stein gefertigte
Marienfiguren
„Madonna“ aus Ha-
selünne, Werkstatt
Heinrich Kocks.
Foto: Stephan
Kube/SQB.*

unstrukturierten Wand ist, gerahmt von Fruchtgehängen und Wappen, muskulös und leicht untersetzt der Gekreuzigte dargestellt, zu seinen Füßen kniend der Stifter und ein das Blut Christi auffangender Engel, ganz außen Maria und Johannes. Unmittelbar vergleichbar erscheint dabei - neben Parallelen in Gewanddrapierung und Faltenduktus - insbesondere der unterhalb Christi kniende Putto, der ähnlich kräftig wie das Kind der Bether Gruppe gebildet ist und dessen ebenfalls unverhältnismäßig großer Kopf in gleicher Weise von in die Stirn fallenden, eng anliegenden Locken gerahmt wird - man möchte meinen, hier einen Bruder des Bether Christusknaben vor sich zu haben!

Ähnliche Gemeinsamkeiten lassen sich auch bei einer - wie das Büren-Epitaph aus Stein gefertigten - Madonna in Haselünne feststellen, deren Zugehörigkeit zum Oeuvre des Bildhauers Wilhelm Heinrich Kocks erst seit kurzem bekannt ist.¹²⁾ Die akzentuiert ponderierte, elegante Marienfigur hält hier mit beiden Händen das pausbäckige, beinahe liegende Kind - als Motiv nicht ganz so kompliziert wie in Bethen, aber durchaus vergleichbar. Auch die Körperlichkeit der Figur scheint in Haselünne recht ähnlich - man vergleiche nur das unter dem schweren Gewand sich abzeichnende Bein der Haselünner Madonna mit den sich ebenfalls durch das Gewand drückenden Beinen der beiden Bether Frauen. Vollendet wird dieser Vergleich schließlich durch die Gegenüberstellung der beiden Marien, deren zarte anmutige Köpfe - bis hin zur Frisur und dem in die Haare geschlungenen Tuch - einander in ihrer grundsätzlichen Anlage entsprechen; die differenzierte Ausarbeitung der Haselünner Madonna läßt zugleich aber auch einen Qualitätsunterschied erkennen, der mit den unterschiedlichen Materialien beider Werke zusammenhängen mag.

Ein Großteil der bekannten Arbeiten ist aus Stein,¹³⁾ dem von Wilhelm Heinrich Kocks wohl bevorzugten Material - die bislang sehr viel weniger beachteten, aus Holz geschaffenen Arbeiten dürfen bei einer Zusammenstellung seines wohl recht umfangreichen Gesamtoeuvre jedoch nicht vernachlässigt werden. Eines dieser Werke ist die Annendarstellung in Bethen - ein hochbarockes, bislang nur wenig bekanntes Bildwerk, das zugleich auch die durch die Jahrhunderte hindurch vorhandenen engen Verbindungen zwischen der Hauptstadt des Bistums, Münster, und den Orten im Niederstift belegt. Weitere Arbeiten des münsterschen Bildhauers Wilhelm Heinrich Kocks wie der große, aus Holz geschnitzte Altar in Oberlangen oder die Figuren auf Haus Dankern sollen deshalb an anderer Stelle ausführlich vorgestellt werden.

Anmerkung:

- 1) Heinrich Ottenjann, Das Marienbild in der plastischen Kunst des Oldenburger Münsterlandes, Oldenburg 1949, Nr. 34 mit Abb.; Marienskulpturen des Oldenburger Münsterlandes aus sieben Jahrhunderten, in: Volkstum und Landschaft Nr. 70, 29. Jahrgang, Cloppenburg 1967, Abb. 19; Hans-Günther Schneider, Marienwallfahrtsort Bethen, München/Zürich 1988, S.13 mit Abb. auf S. 20; erwähnt bei Helmut Ottenjann, Bau- und Kunstdenkmäler im Kreise Cloppenburg, in: Heimatchronik des Kreises Cloppenburg, Köln 1971, S. 120.
- 2) Ottenjann 1949 (wie Anm. 1), Nr. 34.
- 3) 56 cm hoch, 30 cm breit; Katalog zur Ausstellung westfälischer Alterthümer und Kunsterzeugnisse, Münster 1879, Nr. 1431; Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Münster-Land, bearb. von A. Ludorff, Münster 1897, S. 49, Taf. 28,1.
- 4) Roswitha Poppe, Bau- und Kunstdenkmäler im Kreise Aschendorf-Hümmling, in: Heimatchronik des Kreises Aschendorf-Hümmling, Köln 1968, S. 75; Georg Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Bremen, Niedersachsen, bearb. u. a. von Roswitha Poppe, München/Berlin 1977, S. 762; Liborius Engbers u. a., Das Franziskanerkloster in Aschendorf 1679-1812, Werlte 1979, S. 37-40 mit Abb.
- 5) Vgl. Udo Grote, Johann Mauritz Gröninger. Ein Beitrag zur Skulptur des Barock in Westfalen, Bonn 1991 (im Druck), Zitat S. 155. Herrn Dr. Grote sei auch an dieser Stelle für die Möglichkeit zur Einsicht in die Druckfahnen seiner Dissertation gedankt.
- 6) Vgl. Reinhard Karrenbrock, Eine Barockmadonna in Haselünne - ein Werk des münsterschen Bildhauers Wilhelm Heinrich Kocks, in: Jahrbuch des Emsländischen Heimatbundes 38, 1992 (im Druck).
- 7) Am 11. 12. 1667 wurden in der Liebfrauen-Überwasserkirche in Münster die Brüder Wilhelm und Theodor Kock, Söhne des Johann Kock und seiner Frau Christina, geb. Jaspers, getauft (Bistumsarchiv Münster, Familien- und Sippenkartei).
- 8) Dehio-Handbuch (wie Anm. 4), S. 650.
- 9) Darunter auch der später ebenfalls als Bildhauer tätige, 1696 geborene Johann Hermann Anton Kocks (vgl. Bistumsarchiv Münster, Familien- und Sippenkartei); zu J. H. A. Kocks siehe Grote (wie Anm. 5), S. 1115.
- 10) Géza Jászai, Barockskulptur im Westfälischen Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Münster, Münster 1979, S. 158; für W. H. Kocks hier - wie auch bei Grote - weitere Hinweise und Zuschreibungen.
- 11) Max Geisberg, Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Stadt Münster, Bd. V: der Dom, Münster 1937, S. 270 mit Abb. 1524 auf S. 273 sowie Grote (wie Anm. 5), S. 154.
- 12) Vgl. Karrenbrock (wie Anm. 6).
- 13) Vgl. hierzu die Abbildungen bei Jászai (wie Anm. 10).

Helmut Ottenjann

70 Jahre Museum - Museumsdorf in Cloppenburg

Rückblick und Ausblick eines niedersächsischen
Museums für Alltagsgeschichte und Volkskultur.

Im Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland sind regelmäßig die Jahresberichte des Cloppenburger Museums veröffentlicht, und im Jahre 1972 findet sich eine ausführliche Darstellung des Wachsens und Werdens dieser Museumseinrichtung in den ersten 5 Dezennien seines Bestehens: „50 Jahre Museumsdorf Cloppenburg - zur Geschichte und Bilanz eines niedersächsischen Kulturinstituts“.

Das heutige Niedersächsische Freilichtmuseum Cloppenburg ist sich seiner Herkunft als Museum des Oldenburger Münsterlandes stets bewußt geblieben und war immer bemüht, alle Aufgabenbereiche des Erfassens, Erforschens und Erhaltens der materiellen und geistigen Kultur dieser Kulturregion umfassend zu erfüllen; dementsprechend besteht eine ständige Kooperation zwischen dem Museumsdorf Cloppenburg und dem Heimatbund für das Oldenburger Münsterland auf allen Gebieten der Kultur- und Heimatpflege. Das Jubiläum 70jährigen Bestehens des Cloppenburger Museumsinstituts im Jahre 1992 ist ein willkommener Anlaß, allen Verantwortlichen des Oldenburger Münsterlandes in Politik, Wirtschaft und Kultur den tiefen Dank für ein vertrauensvolles und von Erfolg gekröntes Miteinander und für großzügig gewährte finanzielle Unterstützung auszusprechen.

Die folgenden Ausführungen knüpfen an die Schilderung der Geschichte des „Museums für das Oldenburger Münsterland in Cloppenburg“, des späteren Freilichtmuseums „Museumsdorf Cloppenburg“, im Jahrbuch 1972 an. Die Weiterentwicklung dieses Museums in den letzten 20 Jahren wird dargelegt, und die Perspektiven gegenwärtiger und zukünftiger Museums-Kulturarbeit werden aufgezeigt.





Abbildung 1



Abbildung 2

Der Monat März erlangte in der Geschichte des Cloppenburgers Museums einen besonderen Stellenwert, denn zwei herausragende Ereignisse fielen in diesen Zeitabschnitt: Am 5. März 1922 wurde auf einer außerordentlichen Generalversammlung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland in Schwichteler das „Heimatismuseum für das Oldenburger Münsterland“ mit Sitz in Cloppenburg förmlich aus der Taufe gehoben. Dies ist der Geburtstag des Cloppenburgers Museums, des späteren „Museumsdorfes Cloppenburg“. Der 21. März 1961 bedeutete eine Wendemarke in der Geschichte des „Museumsdorfes Cloppenburg“; denn an diesem Tag beschloß das Niedersächsische Landesministerium die Errichtung einer rechtsfähigen Stiftung des öffentlichen Rechts mit dem Sitz in Cloppenburg unter der Bezeichnung „Museumsdorf Cloppenburg - Niedersächsisches Freilichtmuseum“.

Diese beiden Daten, der 5. März 1922 und der 21. März 1961 sind - neben dem dritten, dem 20. August des Jahres 1934, dem „ersten Spatenstich“ zum Aufbau eines Freilichtmuseums auf einem 15 Hektar großen Freigelände - die herausragenden Marksteine der bewegten, von Höhen und Tiefen begleiteten Geschichte eines niedersächsischen „Museums für Alltagsgeschichte und Volkskultur“ in Cloppenburg.

Das ursprünglich kulturhistorische Regionalmuseum und das daraus erwachsene spätere Niedersächsische Freilichtmuseum in Cloppenburg hat also eine längere Geschichte durchlaufen, in der es immer mehr unverwechselbares Eigengepräge erhielt und eine grenzüberschreitende Eigendynamik entwickelte. Die Geschichte bietet dem Cloppenburgers Museum mehrere Jahre des Gedenkens an: im Jahre 1991 kann die Stiftung „Museumsdorf Cloppenburg - Niedersächsisches Freilichtmuseum“ ihr 30jähriges Bestehen feiern (und eröffnet aus diesem Anlaß als Pilotprojekt zur Bildungsgeschichte des ländlichen Raumes die bedeutsame Sonderausstellung - mit begleitenden Katalogen: „Schrift- und Schreib-

Abb. 1: Der ältere Teil des „Dorf-Museums“ mit dem „Haakenhof“ und der Bokeler Kappenwindmühle, mit dem „Dorfkrug“, dem „Müllerhaus“ und der Kirche, mit dem Dorfteich und der Altenoyther Kokerwindmühle. Luftbild: Wilhelm Schwantje - Cloppenburg.

*Abb. 2: Der neue Teil des Freilichtmuseums mit dem Speicher aus Varenesch und dem „Hoffmannshof“, mit dem Saterländer Gulfhaus und der Hofanlage „Wehburg“, mit den Werkstätten der Zimmererei Lürding sowie mit der Bockwindmühle aus Essern und der Ausstellungshalle „Münchhausen-Scheune“.
Luftbild: Wilhelm Schwantje - Cloppenburg.*

kultur im Wandel; regionale Beispiele des 18. bis 20. Jahrhunderts“); im bevorstehenden Jahr 1992 kann das Cloppenburg Museum auf eine 70jährige Geschichte zurückblicken (und wird dementsprechend eine auf die Kulturgeschichte des Oldenburger Münsterlandes ausgerichtete Sonderausstellung mit dem thematischen Schwerpunkt der Kirchengeschichte dieser Region des 17. und 18. Jahrhunderts zeigen - begleitet von einem umfangreichen Dokumentationskatalog); im Jahre 1994 schließlich wird das Freilichtmuseum „Museumsdorf Cloppenburg“ 60 Jahre alt (Anlaß genug, in einer umfangreichen Festschrift die bis dahin erzielten Sammlungs- und Forschungsergebnisse vorzustellen und auf neue Aufgabenstellungen hin zu hinterfragen).

Zum weiteren Ausbau des Freilichtmuseums:

Im „Museumsdorf-Jubiläumsjahr“ 1972 wurde mit dem Ankauf und der Umsetzung der Artländer Hofanlage „Wehlburg“, in der Kunstgeschichte und Volkskunde unbestritten als Höhepunkt ländlicher Baukultur anerkannt, dem Cloppenburg Freilichtmuseum ein weiteres „Juwel“ überregionaler Kulturdokumentation hinzugefügt. Das „Wehlburg-Denkmal“ im Niedersächsischen Freilichtmuseum Cloppenburg bedeutete auch eine wissenschaftliche Herausforderung, und zahlreiche Forschungsunternehmen mit Pilotcharakter für die Wissenschaftsdisziplin Volkskunde wurden fortan als Kontextanalyse in der Kulturregion „Osnabrücker Artland“ durchgeführt (flächendeckende Haus- und Hofinventarisierung, systematische Möbel- und Hausgeräteinventarisierung, veröffentlicht in der Publikationsreihe des Museumsdorfes Cloppenburg: „Materialien zur Volkskultur“). Der im Jahre 1975 vollendete Wiederaufbau der Hofanlage „Wehlburg“ hatte viel Kraft gefordert und nicht geringe Kosten verursacht, so daß der weitere Ausbau mit gemäßigttem Tempo fortgesetzt werden mußte.

Über 40 Jahre suchte das Museumsdorf vergeblich nach einem in Größe, Material und Herkunft adäquaten historischen Kirchenbau für das „Dorf“; dies Ziel wurde schließlich gegen Ende des Jahres 1977 mit dem Wiederaufbau der katholischen Fachwerk-Kirche von Klein-Escherde bei Hildesheim (erbaut im Jahre 1699) erreicht. In den darauffolgenden Jahren konnten kleinere bauliche Maßnahmen im Freilichtmuseum durchgeführt werden (Schafstall in Krummspannen-Konstruktion, Versetzung des Donstorfer Lehmspeichers innerhalb des Freilichtmuseums, Demontage des spätmittelalterlichen Artland-Bauernhauses „Voßhamm“ etc.). Im Jahre 1989 glückte der Zugriff auf eine noch kom-



Abbildung 3



Abbildung 4

plett erhaltene Hausanlage der Tagelöhnerschicht Ostfrieslands, auf das Landarbeiterhaus Hinderks aus Stapelmoorerheide (Landkreis Leer). Damit konnte das „Ostfriesland-Programm“ im Niedersächsischen Freilichtmuseum Cloppenburg um eine für breite Bevölkerungsschichten charakteristische „Behausung“ erweitert werden.

Im Zeitabschnitt von 1979 bis 1982 konzentrierten sich alle Anstrengungen und Finanzmittel auf die letzte große Umbau- und Ausbauphase des Niedersächsischen Freilichtmuseums. Seine in den 70er und 80er Jahren enorm angestiegenen Besucherzahlen verlangten dringend nach einer völlig veränderten, großzügig erweiterten Parkplatzanlage, die aber in ausreichendem Angebot nur noch im nordöstlich vom Museumsdorf Cloppenburg gelegenen Stadtgebiet (zwischen Höltinghauser Straße und Bether Straße) anzutreffen war. Vorstand und Kuratorium der Stiftung Museumsdorf Cloppenburg, die Stadt und der Landkreis Cloppenburg sowie die zuständigen niedersächsischen Regierungsstellen zeigten Einsicht und Wagemut, so daß bedeutende Investitionen in die Zukunft dieses niedersächsischen Kulturinstituts vorgenommen wurden: Bis zum Jahre 1981 war im ehemals anmoorigen Soeste-Niederungsgebiet nach großen Übersandungsaktionen die für 700 Pkw und 70 Busse ausgelegte Parkplatzfläche voll funktionsfähig und reich mit Bäumen bestanden fertiggestellt. Am neuen Eingang des Museums an der Höltinghauser Straße bedurfte das Freilichtmuseum nun dringend einer neuen, repräsentativen Eingangshalle, und es konnte die in den Jahren zuvor nach Cloppenburg translozierte Zehntscheune des Amtes Aerzen (erbaut 1561) als monumentale Ausstellungshalle (über 2.300 qm Ausstellungsfläche in 5 Etagen) am 9. April 1981 - zusammen mit dem neuen Großparkplatz - der Öffentlichkeit übergeben werden. Das auf dem Großparkplatz für die Besucherbetreuung geplante „Rast-Haus“ wurde im Verlauf des Jahres 1982 seiner Bestim-

*Abb. 3: Das in den Jahren 1972 bis 1975 im Freilichtmuseum Cloppenburg wiederaufgebaute Gehöft „Wehlburg“ mit Gartenanlage und allen Neben- und Wirtschaftsgebäuden; rechts davon das Landarbeiterhaus Hinderks aus Stapelmoorerheide und links davon die Werkstattgebäude der Zimmerei Lürding-Andorf.
Luftbild: Wilhelm Schwantje - Cloppenburg.*

*Abb. 4: Blick auf das Freilichtmuseum aus südöstlicher Richtung: rechts im Bild das Gehöft „Wehlburg“, anschließend die Bockwindmühle, das Gulphaus und die neue Eingangssituation in unmittelbarer Nähe der Höltinghauserstraße und des neuen Großparkplatzes.
Luftbild: Wilhelm Schwantje - Cloppenburg.*

mung übergeben, so daß nunmehr das Niedersächsische Freilichtmuseum über eine attraktive und ausreichende Parkplatz-, Eingangs- und Ausstellungsräumlichkeit verfügt.

Im Jahre 1981 boten die Zeitumstände dem Cloppenburg Museum eine weitere einmalige Chance zur Konsolidierung und Erweiterung einer bis dahin unzumutbaren Unterbringung für Werkstatt und Magazin. Da ein in unmittelbarer Nähe des Freilichtmuseums gelegener größerer Industriebetrieb ausgesiedelt werden mußte, wurde die Offerte genutzt, in diesen großräumigen Hallenbauten Restaurierungs- und Magazinräume des Museums einzurichten. Nur dank ansehnlicher Sonderzuwendungen durch das seinerzeitige Niedersächsische Ministerium für Wissenschaft und Kunst, den Landkreis Cloppenburg sowie die Stadt Cloppenburg konnte die einmalige Gelegenheit wahrgenommen werden, dringend benötigte Räumlichkeiten für die Pflege und Sicherung der historischen Sachkultur zu beschaffen.

In den nachfolgenden Jahren belasteten die hohen, wegen der zahlreichen Baumaßnahmen vorgenommenen Investitionen, trotz namhafter Sonderzuwendungen des Niedersächsischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst sowie unserer Cloppenburg Kommunen den Haushalt der Stiftung Museumsdorf Cloppenburg in außerordentlichem Maße. Aus diesem Grunde konnte nur neu gebaut werden, was mehr oder minder ausschließlich mit dem eigenen Handwerkerteam bewältigt werden konnte, beispielsweise der Wiederaufbau der zwei Werkstattgebäude der Zimmerei Lürding aus Andorf, und zwar im Zeitraum von drei Jahren.

Das Gesamtprojekt (Großparkplatz und „Rast-Haus“ sowie Eingangs- und Ausstellungshalle „Münchhausen-Scheune“ aus Aerzen) der Eingangs-Neugestaltung konnte erst gegen Ende des Jahres 1990 mit dem Bau einer modernen Halle zum Thema der Geschichte der Landwirtschaft zur lang ersehnten Abrundung geführt werden, als es gelang, außeretatlich durch namhafte Zuschüsse anderer Institutionen entsprechende Zuwendungen zu erhalten (Bundesinnenministerium über das „Bundesinstitut für ostdeutsche Kultur und Geschichte“, Stiftung Niedersachsen, Landkreis Cloppenburg und Stadt Cloppenburg).

Nunmehr, nach wichtigen Jahren zukunftssträchtiger Investitionen, ist die Stiftung „Museumsdorf Cloppenburg - Niedersächsisches Freilichtmuseum“ Eigentümerin oder Miteigentümerin eines 25 Hektar großen Areals. Die Fläche innerhalb des Freilichtmuseums beträgt 15 Hektar und ist inzwischen mit 53 historischen Gebäuden bebaut worden. Die noch verbleibende unbe-



Abbildung 5

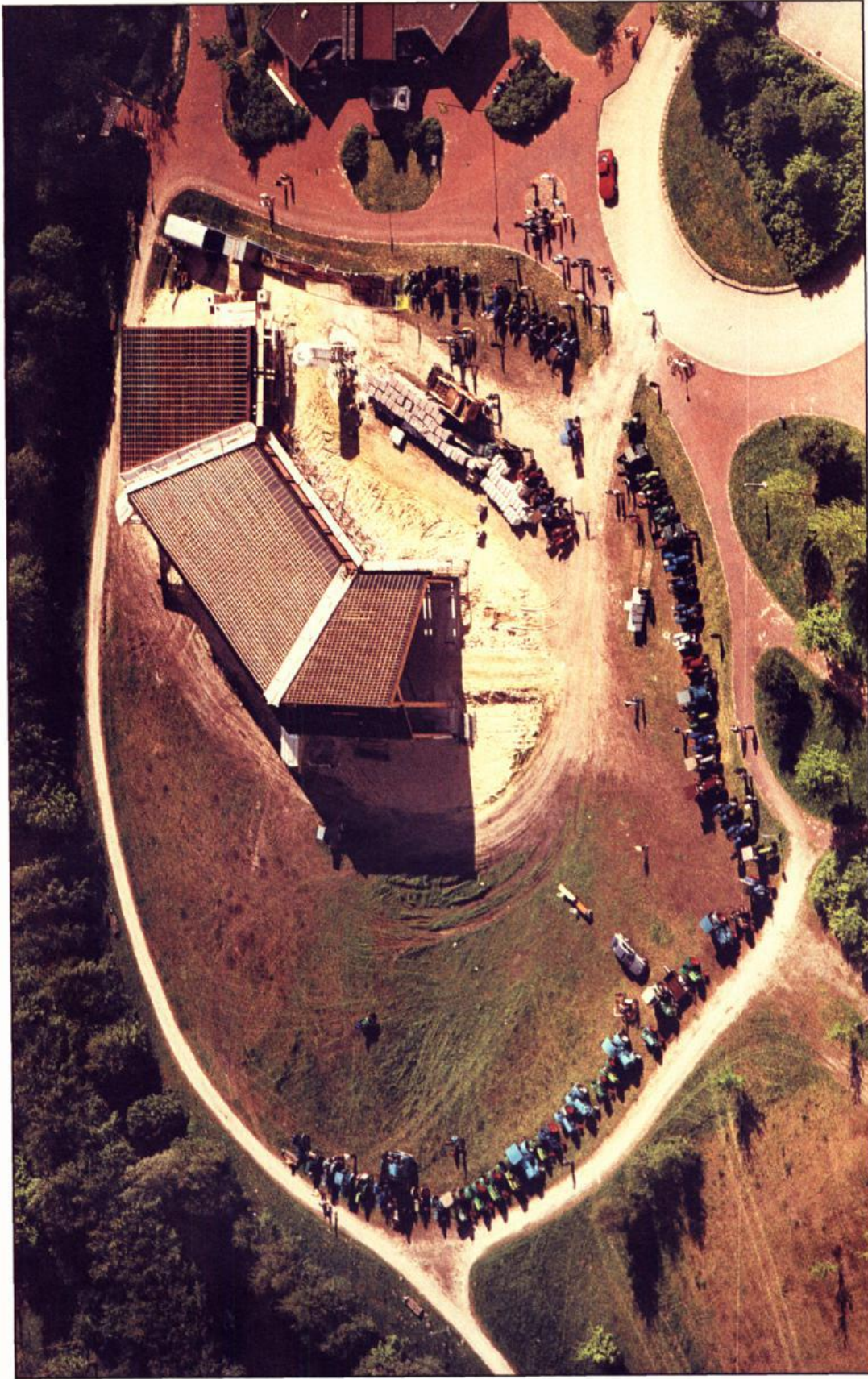


Abbildung 6

baute Fläche innerhalb des Freilichtmuseums reicht aus, um noch ein größeres Gehöft sowie mehrere kleinere historische Gebäude zu errichten. Auf diesem noch unbebauten Gelände soll in absehbarer Zeit der spätmittelalterlicher Bautradition verhaftete Hof „Voßhamm“ aus Nortrup (Landkreis Osnabrück) erstellt werden. Durch den Wiederaufbau spätmittelalterlicher Häuser (Voßhamm um 1540, Lehmspeicher aus Donstorf um 1450) und durch die begleitende Erforschung mittelalterlicher Hausobjekte besteht die einmalige Chance, die von der Archäologie eingebrachten Funde und Befunde zur Hausbau- und Siedlungsweise aus ur- und frühgeschichtlicher Periode zu den überlieferten Relikten ländlicher Haus- und Wohnkultur aus den mittelalterlich-frühneuzeitlichen Jahrhunderten in Beziehung zu setzen und Entwicklungslinien der ländlichen Baukultur vom Hochmittelalter bis zur Jetztzeit aufzudecken.

Im 16. Jahrhundert dringt zunächst in die Marschregionen und später dann auch in die sich anschließenden Geestregionen zwischen Weser und Ems ein in Westeuropa im Oberschichtigen Handwerk entwickelter neuer Bauernhaustyp ein, das sogenannte „Friesische Gulfhaus“. Ein beeindruckendes Beispiel der friesischen Gulfbauweise ist das ins Cloppenburg Freilichtmuseum überführte Haus Awick in Scharrel, Landkreis Cloppenburg, dort erbaut im Jahre 1822. Im Freilichtmuseum Cloppenburg steht zwar seit einiger Zeit ein Landarbeiterhaus aus Ostfriesland (Stapelmoorerheide) mit Gulfteil und Kamin-Wohnküche, es fehlt jedoch nach wie vor ein „klassisches“ friesisches Gulfhaus (Bauernhaus mit Vieh-Hochstand aus der Marsch- oder Geestregion Ostfrieslands). Das notwendige Areal für ein derartiges monumentales Hofgebäude des 18. oder 19. Jahrhunderts ist innerhalb des Freilichtmuseumsgeländes im „Frieslandteil“ freigehalten und wartet auf alsbaldige Bebauung.

*Abb. 5: Das Luftbild dokumentiert in eindrucksvoller Weise die in den letzten Jahren erfolgreich durchgeführten Baumaßnahmen am neuen Eingang des Museumsdorfes: links die neuen Ausstellungsgebäude („Münchhausen-Scheune“ und Scheune „Grönloh“), rechts von der Höltinghauserstraße der Großparkplatz mit „Rast-Haus“ und Landwirtschaftshalle.
Luftbild: Wilhelm Schwantje - Cloppenburg.*

Abb. 6: Die neue Landwirtschaftshalle des Museumsdorfes, umstellt von historischen Traktoren, in der Aufbauphase Mitte des Jahres 1991; rechts im Bild das 1982 fertiggestellte „Rast-Haus“; beide Gebäude sollen durch eine Eingangshalle miteinander verbunden werden. Luftbild: Wilhelm Schwantje - Cloppenburg.

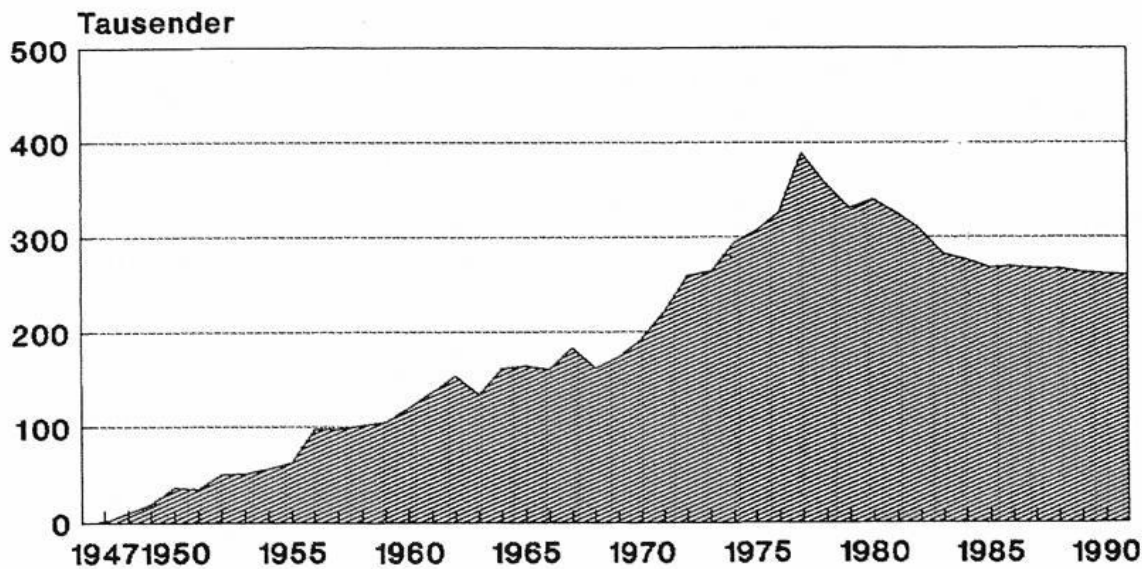
Als drittes noch zu verwirklichendes Großprojekt ist der Wiederaufbau einer Wassermühle seit Jahr und Tag eingeplant, konnte bislang aber aus vielerlei Gründen noch nicht durchgeführt werden. Das Cloppenburg Museum verfügt über eine der umfangreichsten Sammlungen zur Windmühlen-, Muskelkraftmühlen-, Dampfmaschinen-, Traktoren- und Motorengeschichte, Dokumente einer bis ins Mittelalter zurückreichenden Geschichte menschlichen Erfindergeistes. Jahrhunderte früher als die Windmühlentechnik erreichte Nordeuropa und auch unsere Region die schon in frühgeschichtlicher Zeit aus der römischen Kulturtradition übertragene Wassermühlentechnik. Zur Veranschaulichung der Technikgeschichte im ländlichen Raum vom Mittelalter bis zur Neuzeit ist daher eine dreidimensionale, begreifbare Präsentation einer funktionstüchtigen Wassermühle unverzichtbar.


Zunehmend seit dem Mittelalter wurden die im Bereich der Technik und Kultur benötigten Gegenstände bei unaufhörlich fortschreitender arbeitsteiliger Wirtschaftsweise in hohem Maße von spezialisierten Handwerkern, insbesondere von „Landhandwerkern“ geschaffen. Zugleich drangen die Innovationsschübe der Technikkultur aus den führenden Oberschichten ohne merkliche Verzögerungen auf das Land. Aus diesen Gründen muß ein kulturgeschichtliches Museum stets daran interessiert sein, nicht nur die ländliche Bau- und Wohnkultur, sondern in gleichem Umfang auch die Geschichte und Sachkultur des Handwerks möglichst repräsentativ zu sammeln und vielseitig zu erforschen. Im Museumsdorf Cloppenburg wurde schon frühzeitig damit begonnen, verschiedene Handwerkszweige in ihren Produkten, aber auch in ihrer Arbeitsweise und mit ihrem Arbeitsgerät zu dokumentieren. Werkstätten folgender Handwerke des ländlichen Raumes wurden zwischenzeitlich im Freilichtmuseum sachgerecht eingerichtet: Schuhmacher, Holzschuhmacher, Drechsler, Blaufärber, Töpfer, Schmied, Tischler, Zimmerer, und in die Museumsmagazine konnten umfängliche Bestände des Arbeitsgerätes weiterer Handwerkszweige aufgenommen werden: Zinngießer, Gold- und Silberschmied, Kupferschmied, Tapezierer, Böttcher, Messerschleifer etc. Da der ländliche Raum seit der frühen Neuzeit mit einer Überfülle unterschiedlichster Handwerksberufe durchsetzt war und außerdem vom städtischen Handwerk intensiver, als allgemein vermutet wird, mitversorgt wurde, bedeutet dieser Sektor der Produktion und Konsumtion handwerklicher Erzeugnisse in Zukunft ein besonderes Schwergewicht in der Präsentations- und Forschungsarbeit der Didaktiker und Wissenschaftler dieses Museums.

Es muß die Aufgabe eines kulturhistorischen Museums für den ländlichen Raum, besonders eines niedersächsischen Freilichtmuseums sein, die Geschichte der Landwirtschaft vom Mittelalter bis zur agrarischen Revolution im 18./19. Jahrhundert sowie von der Frühzeit der Technisierung der Landwirtschaft im 19. Jahrhundert bis zum Jahrhundert der landwirtschaftlichen Vollmechanisierung, also bis hin zur Gegenwart, in sachtypischen Belegen zu sammeln, anschaulich zu präsentieren und allumfassend zu erforschen. Besonders in der Aufbau- und Sammlerperiode nach dem 2. Weltkrieg, als der Umbruch zu einer vollmechanisierten Landwirtschaft sich immer deutlicher abzeichnete, sammelte auch das Museumsdorf - zunächst noch zögernd, dann aber immer konsequenter - Arbeitsgeräte und Maschinen jüngst vergangener Produktionen, kaufte Dampflokomotiven, Traktoren und Motoren, Mähmaschinen und Dreschmaschinen und vieles andere mehr. Das Unterstellen landtechnischer Geräte aller Art am richtigen Platz, in die einst dafür vorgesehenen Gebäude auf dem Hof wie Schuppen, Ställe und Remisen, kann selbst dem interessierten Besucher keinen nachvollziehbaren Einblick in den Arbeitsablauf und die Arbeitsbedingungen mit diesem Gerät vermitteln; das „bloße“ landwirtschaftliche Gerät erschließt nicht die Arbeitswelt des Landwirts. Nicht die Geschichte der Landtechnik ist das eigentliche Forschungs- und Präsentationsziel der Museologie, sondern die Geschichte der Landwirtschaft und des Landwirts in der jeweiligen Region zu unterschiedlichen Zeiten. Dies bedeutet, daß auch ein kulturhistorisches Museum für den ländlichen Raum zur Erhellung des Zeitkontextes das Instrumentarium museologischer Präsentation nutzen muß. Aus diesem Grunde bemühte sich das Cloppenburg Freilichtmuseum um die notwendigen Mittel zur Errichtung einer dafür geeigneten Ausstellungshalle, ein Ziel, das am Ende des Jahres 1991 mit der Fertigstellung der oben erwähnten Landwirtschaftshalle erreicht wird.

Ausstellungen und Besucherentwicklung:

Das Cloppenburg Museum, nicht gerade in einem Eldorado des Tourismus gelegen, zählte und zählt heute noch zu den Besucher-Magneten in der nordwestdeutschen Museumslandschaft. Nachdem es nach dem 2. Weltkrieg im Jahre 1947 wieder die Tore öffnen konnte, blieb der Zustrom zeitbedingt zunächst nur schwach, entfaltete sich jedoch merklich in den 50er Jahren, so daß es bereits im Jahre 1958 eine jährliche Besucherzahl von über 100.000 Personen verzeichnen konnte. Dies respektable Ergebnis sollte sich



Museumsdorf Cloppenburg, Entwicklung der Besucherzahlen  Absolut

noch in den darauf folgenden Jahren erheblich steigern, so daß erstmalig im Jahre 1971 die „Schallmauer“ des 200.000sten Besuchers pro anno durchbrochen wurde. Einige Jahre später wurde dies Freilichtmuseum sogar von weit über 300.000 Personen aufgesucht, eine verheißungsvolle Perspektive für die nahe Zukunft. Jedoch mit ständig steigender Zahl an Museumsneugründungen in der näheren oder weiteren Region Nordwestdeutschlands und der zunehmenden Attraktivität der größeren sowie auch kleineren Museen des Umlandes, machte sich ein sukzessiver Rückgang der „Museums-Besucherzahl“ bemerkbar. In den letzten 7 Jahren hat sich die Jahresbesucherzahl des Cloppenburger Museums - je nach Witterungsverlauf oder Ausstellungsprogramm - zwischen 250.000 bis 270.000 gefestigt, ein „Einpendeln auf hohem Niveau“. Von 1947 bis 1991, also im Verlauf von 45 Jahren, verzeichnete das Museumsdorf Cloppenburg über 8,5 Mio. Besucher, ein Jahresdurchschnitt von ca. 189.000 Personen. Rechnet man die Jahresergebnisse von 1961, dem 1. Stiftungsjahr, bis zum Ende des Jahres 1991, dann ergibt sich eine Gesamtzahl von 7.750.219 in 31 Jahren oder eine Jahresdurchschnitts-Besucherzahl von ca. 250.000. Diese erfreulich hohen Besucherzahlen erbrachten der Stiftung Museumsdorf Cloppenburg, die gehalten ist, Eintrittsgelder abzuverlangen, auch ansehnliche Geldeinnahmen, die zu hohen Investitionen ermutigten und insgesamt für gemeinnützige Öffentlichkeitsprojekte verwendet wurden. Allein aus Eintrittsgeldern konnte das Cloppenburger Museum als öffentlich-rechtliche Stiftung von

1961 bis 1991 (bei einem durchschnittlichen Eintrittsgeld von 2,00 DM pro Person) über 15,5 Mio. DM einnehmen und zusätzlich durch verkaufte „Museums-Literatur“ (im Durchschnitt 100.000,00 DM pro Jahr) weit über 3 Mio. DM vereinnahmen. Allein diese wenigen Zahlen unterstreichen, in welchem hohem Maße dies Museum bestrebt war und ist, die vielseitigen Zuwendungen von Landesregierung, Kommunen, Institutionen und Mäzenen aus eigener Kraft und Anstrengung wirkungsvoll zu unterstützen.

Aspekte zukünftiger Dokumentations- Forschungs- und Ausstellungsstrategien:

Die stetige Ausweitung der Aufgabenbereiche für das Cloppenburg Museum spiegelt sich - wenngleich in höchst bescheidenem Ausmaß - auch in der Zunahme der Personalstellen und der Büroräume wider. Bis zum Ende des 2. Weltkrieges konnte das Museumsdorf Cloppenburg als ständige Mitarbeiter nur einen Wissenschaftler, eine Bürokräftin, einen Handwerker sowie einen Arbeiter beschäftigen; für Verwaltung, Bibliothek und Archiv standen insgesamt nur zwei Räume in dem Ausstellungsgebäude „Burg Arkenstede“ des Museums zur Verfügung. Der Personalbestand des Museumsdorfes Cloppenburg bis zur Errichtung der Stiftung „Museumsdorf Cloppenburg“ im Jahre 1961 erhöhte sich trotz beträchtlicher Steigerung der Besucherzahlen und trotz zunehmender Ausbautätigkeit im Freilichtmuseum nur langsam (zwei Wissenschaftler, drei Bürokräften, drei Handwerker, ein Arbeiter, eine Kassiererin); die Räumlichkeiten für Verwaltung und Archiv konnten jedoch nicht ausgeweitet werden. Eine grundlegende Verbesserung dieser Notsituation eröffnete sich erst im Jahre 1973 durch den Ankauf eines privaten Bürogebäudes am nunmehr alten Eingang des Museumsdorfes. Im Jahre 1988 spiegelte der Stellenplan der Stiftung Museumsdorf Cloppenburg einen merklich gestiegenen Personalbestand wider: drei Wissenschaftler, einen wissenschaftlichen Volontär, sechs Verwaltungsangestellte für Verwaltung, Sekretariat und Ausstellungsgebäude, fünf Handwerker, einen angelernten Arbeiter, einen Raumpfleger. Da das Cloppenburg Freilichtmuseum in der Saison (März bis Oktober) zusätzlich zahlreiche Aushilfskräfte zur Besucherbetreuung und Pflege der Anlagen einstellen muß, besteht weiterhin ein ständiger Mangel an Räumlichkeiten aller Art. Einen beachtlichen Umfang erreichte auch die wissenschaftliche Bibliothek des Museumsdorfes, und deren Benutzung durch Wissenschaftler aus

nah und fern nimmt ständig zu, nicht zuletzt gefördert durch den Anschluß an das Fernleihsystem öffentlicher Bibliotheken, so daß neue Räume dringend benötigt werden. Die Ausweitung des Sammel- und Forschungsprogrammes des Cloppenburgers Museums durch die Übernahme privater Haus- und Hofarchive der Handwerker, Bauern und Bürger in Stadt und Land vergrößert noch zusätzlich die Raumnot im Magazinbereich. Auch die weitere Anmietung eines Privathauses für Wissenschaftler bestimmter Forschungsprojekte des Museumsdorfes Cloppenburg brachte keine spürbare Verbesserung der immer noch unzumutbaren Arbeitsplatzbedingungen. Da der jetzige Verwaltungstrakt nach Inbetriebnahme des neuen Eingangs im Jahre 1981 fernab vom Besucherstrom, von den Ausstellungsgebäuden und den Restaurierungswerkstätten gelegen ist, wurden im Jahre 1988 Pläne entwickelt und Anträge bei maßgeblichen Stellen vorgelegt, um hier eine den vielfältigen neuen Aufgaben gerecht werdende Gesamtlösung für Verwaltung, Forschung und Bibliothek, für Archiv und Dokumentation zu erreichen.

Am neuen Eingang des Freilichtmuseums steht ausreichend Gelände zur Verfügung, um direkt neben der im Jahre 1991 fertiggestellten Ausstellungshalle für Landwirtschaft und Landhandwerk ein architektonisch ansprechendes Gebäude für Verwaltungs-, Archiv- und Forschungszwecke zu errichten. Für beide Bauvorhaben „unter einem Dach“ gibt es langfristig je nach Bedarf günstige Erweiterungsmöglichkeiten, auch dies ein Beweis dafür, wie weitsichtig die zuständigen Institutionen in den 80er Jahren beim Projekt der „Neulandgewinnung“ aus sumpfigem Niederungsgebiet des Soestetales für Park- und Bauland im Sinne des Museumsdorfes und der Stadt Cloppenburg handelten.

Die Geschichtswissenschaft gewinnt ihre Aussagen in erster Linie durch die Auswertung schriftlicher Zeugnisse, der Archivalien jeglicher Art. Die Kunstmuseen richten bei ihren Magazin- und Schausammlungen ihr Hauptaugenmerk auf gehobene, anspruchsvolle Kulturgüter, das kulturhistorische Museum ist das „Archiv“ der historischen beweglichen Sachkultur. Einem Freilichtmuseum ländlicher Kulturdenkmale wie dem Cloppenburgers Museum obliegt zusätzlich die Aufgabe, Sachwalter der ländlichen Baukultur zu sein, die beweglichen und unbeweglichen Denkmäler als Zeitzeugen der Vergangenheit zu erforschen und in ausgesuchten Beispielen zu dokumentieren.

Soll das umfängliche Konzept kulturhistorischer Museumsarbeit, die historische Realität durch Wort, Schrift und Gegenstand an-



schaulich zu vermitteln, verwirklicht werden, bleibt auch dem Cloppenburg Museum trotz jahrzehntelanger Aufbauarbeit und Forschungstätigkeit ein weites Betätigungsfeld offen. Selbst wenn in nicht allzu ferner Zeit der Wiederaufbau von über 60 großen und kleinen Originalgebäuden in diesem Niedersächsischen Freilichtmuseum verwirklicht sein wird, ist damit noch nicht annähernd die eigentliche Museumsarbeit erschöpft. Stets bedürfen die ausgewählten Beispiele und die zusammengetragenen Sammlungen intensiver Erforschung, der Kontextanalyse durch vielfältigen Quellenzugriff. Diese Forschungsergebnisse sind in unserem Museum nicht nur durch Ausstellungen aufzubereiten, museumsdidaktisch umzusetzen und einem interessierten Publikum anzubieten, sondern auch durch Publikationen aller Art nachkontrollierbar vorzulegen. Dementsprechend bemüht sich auch das „Museumsdorf Cloppenburg - Niedersächsisches Freilichtmuseum“ gemäß dem ihm übertragenen Stiftungsauftrag, durch vielfältige Forschungsprogramme, oftmals in Kooperation mit den Universitäten und wissenschaftlichen Institutionen des Landes Niedersachsen, neue Einblicke in die historische Alltagskultur breiter Bevölkerungsschichten zu gewinnen und zu vermitteln. Aus der Vielzahl mittel- und langfristiger angelegter Forschungsprojekte der Stiftung Museumsdorf Cloppenburg seien einige nachfolgend aufgeführt: Historische Baukultur auf dem Lande, Historische Möbelkultur auf dem Lande und in der Stadt, Historische Wohnkultur auf dem Lande, Historische Kleidung auf dem Lande, Historische Schreib-, Lese- und Musikkultur auf dem Lande, Historische Landwirtschaft und historisches Landhandwerk, Nahrungsgeschichte auf dem Lande und in der Stadt.

All diese und weitere Themen fundiert für die Weser-Ems-Region und darüber hinaus ausschöpfen zu wollen, bedeutet die Bereitschaft und das Bemühen um Kooperation mit den Wissenschaftlern und den wissenschaftlichen Instituten innerhalb und außerhalb Niedersachsens, erfordert die Bereitstellung ausreichender Finanzmittel durch die zuständigen Gremien, durch forschungsfördernde Institutionen sowie durch kulturbewußte Mäzene, verlangt eigenes Kulturrengagement für die Bevölkerung in der Klein- und Großregion. Wenn die aufgezeigten Bau-, Ausstellungs- und Forschungsprojekte in allernächster Zeit tatkräftig in Angriff genommen werden, steht dem Niedersächsischen Freilichtmuseum in Cloppenburg eine große Zukunft offen.

Ausstellungen der Stiftung Museumsdorf Cloppenburg — 1972-1991

Ü	= übernommene Ausstellung anderer Museen und Institute	
Ü + E	= übernommene, mit eigenem Beitrag ergänzte Ausstellung	
E	= Ausstellung des Museumsdorfes Cloppenburg mit eigenen und/oder fremden Exponaten	
A	= Kulturgeschichtliche Ausstellung	
B	= Kunsthistorische Ausstellung	
1972	„Altes Zinn aus dem nordwestlichen Niedersachsen“	E/A 05. 03. 1972 - 30. 09. 1972
1973	„Hans Ostendorf - Keramische Objekte, Aquarelle, Collagen und Grafiken“	E/B 18. 02. 1973 - 18. 03. 1973
1973	„Bommen Berend - Christoph Bernhard Graf von Galen“	E/A 25. 03. 1973 - 09. 10. 1973
1974	„Gerd van Dülmen und Max G. Kaminski - Grafiken und Bilder“	E/B 03. 03. 1974 - 18. 04. 1974
1974	„Alte Bauernmöbel aus dem nordwestlichen Niedersachsen“	E/A 19. 07. 1974 - 31. 10. 1974
1975	„Werner Berges - Bilder, Zeichnungen Grafiken“	E/B 01. 03. 1975 - 21. 04. 1975
1975	„Die Artländer Wehlburg“	E/B 01. 06. 1975 - 31. 12. 1975
1975	„Denkmal und Umwelt...“	Ü/A 23. 08. 1975 - 17. 09. 1975
1976	„Gegenwärtige Landschaftskunst“	E/B 28. 03. 1976 - 30. 05. 1976
1976	„Moderne Graphik, 1950-1975“	Ü/B 13. 07. 1976 - 26. 07. 1976
1976	„Norwegische Volkskunst - Norwegische Stabkirchen“	Ü/A 17. 10. 1976 - 05. 12. 1976
1977	„Arrigo Wittler - Bilder, Grafik Zeichnungen,,	E/A 05. 02. 1977 - 12. 04. 1977
1977	„Pferd und Reiter“	Ü + E 24. 04. 1977 - 04. 07. 1977
		A/B
1977	„Zeitgenössisches Schmuckschaffen aus Norddeutschland“ und „Volkstümlicher Schmuck aus Norddeutschland“	E, A/B 03. 09. 1977 - 31. 12. 1977
1978	„Menschensbild in der gegenwärtigen Landschaftskunst“	E, A/B 22. 01. 1978 - 27. 03. 1978
1978	„Imkerei im nordwestlichen Niedersachsen“	E/B 16. 06. 1978 - 01. 10. 1978
1978	„Archäologie des Mittelalters in Niedersachsen“	E/A 14. 10. 1978 - 31. 12. 1978
1979	„Farbige, volkstümliche Möbel aus dem nordwestlichen Niedersachsen“	Ü + E/A 08. 04. 1979 - 31. 12. 1979
1979	„Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg (1755-1829)“	E/A 16. 09. 1979 - 31. 12. 1979
1980	„Polnische Volkskunst - Laienkunst aus Polen“	Ü/A 23. 03. 1980 - 31. 05. 1980
1980	„Herdfeuer und Herdgerät im Rauchhaus - Wohnen damals“	Ü/B 23. 11. 1980 - 31. 08. 1981
1981	„Die Kunst des Zimmermanns“	E/A 23. 11. 1980 - 31. 08. 1981
1981	„Alte Fliesen - Wandschmuck des 18. und 19. Jahrhunderts“	E/A 09. 04. 1980 - 31. 12. 1985
1981	„Paul Dierkes - Skulpturen und Grafiken“	E/A + B 09. 04. 1981 - 31. 12. 1981
1981	„Dienstbare Geister...“	E/B 09. 04. 1981 - 31. 07. 1981
		Ü + E/A 04. 10. 1981 - 28. 02. 1982



1982	„Neuruppiner Bilderbogen“	Ü/A	04. 04. 1982 - 25. 07. 1982
1982	„Dampfmaschinen gegen Heide und Moor - Ödlandkultivierung zwischen Weser und Ems“	E/A	12. 09. 1982 - 30. 05. 1985
1983	„Gerhard Marcks - Skulpturen und Zeichnungen“	E/B	10. 04. 1983 - 31. 07. 1983
1983	„Das alte Töpferhandwerk im Osnabrücker Land“	Ü/A	14. 08. 1983 - 04. 03. 1984
1984	„Georg Kolbe - Plastiken und Zeichnungen“	E/B	29. 04. 1984 - 26. 08. 1984
1984	„Sonntagskleidung auf dem Lande. Eine Modereise mit Schere und Pinsel in der Biedermeierzeit“	E/A	03. 06. 1984 - 31. 12. 1985
1985	„Bildhauer in Berlin - 1925 bis 1935“	E/B	10. 03. 1985 - 05. 05. 1985
1985	„Mein Feld ist die Welt - Musterbücher und Kataloge 1784-1914“	Ü + E/A	05. 05. 1985 - 27. 07. 1985
1985	„Archäologische Bodenfunde aus dem Oldenburger Münsterland“	E/A	30. 06. 1985 - 31. 03. 1986
1985	„Ausgrabungen in Niedersachsen - Archäologische Denkmalpflege 1979-1984“	Ü/A	10. 11. 1985 - 05. 01. 1986
1986	„Selbst gesponnen, selbst gemacht, Wer hat sich das nur ausgedacht? Trachtenforschung gestern - Kleidungsforschung heute“	E/A	08. 06. 1986 - 31. 12. 1987
1986	„Der Bauernhausgiebel - Zur Entstehung regionaler Identität“	E/A	01. 07. 1986 - 01. 02. 1988
1986	„Zur Sache das Kreuz - Widerstand gegen die Nazi-Herrschaft im Oldenburger Münsterland“	E/A	20. 11. 1986 - 01. 03. 1987
1987	„Zur ländlichen Möbel- und Wohnkultur Ungarns“	Ü/A	15. 05. 1987 - 31. 10. 1987
1987	Sommerausstellung der Arbeitsgruppe Kunsthandwerk Oldenburg	Ü/B	09. 08. 1987 - 23. 08. 1987
1987	„Handgeschöpftes Papier - Papiermacherei“	Ü/A + B	16. 08. 1987 - 30. 08. 1987
1987	„Erforschung und Dokumentation historischer Volkskultur Niedersachsens“ - (Eine Ausstellung des Museumsdorfes Cloppenburg im Nieders. Landtag zu Hannover)	E/A	16. 11. 1987 - 08. 12. 1987
1987	„Fibeln, Fibeln... Deutsche Fibeln der Vergangenheit“	Ü + E/A	04. 12. 1987 - 01. 03. 1988
1987	„Vom Zimmermann zum Architekten - Baugewerk im 19. Jahrhundert“	E/A	04. 12. 1987 - 01. 03. 1988
1988	„Wohnkultur im Historismus 1850-1900“ (Ausstellung des Museumsdorfes Cloppenburg auf der Antiquitätenmesse in Münster)	E/A	17. 02. 1988 - 21. 02. 1988
1988	„Alte Fliesen - Vom Baumaterial zur Antiquität“	Ü + E/ A + B	19. 06. 1988 - 31. 12. 1988
1988	„Wohnen im Stil des Historismus 1850-1980“	E/A	31. 06. 1988 - 31. 03. 1989
1988	„Als gute Unterthanen und Bürger... Geduldet, verfolgt, vertrieben, ermordet“	E/A	07. 11. 1988 - 28. 02. 1989
	„Die Geschichte der Juden im Oldenburger Münsterland“	Ü + E/A	

1988	„Alles unter einem Dach - Leben und Wohnen in einem niederdeutschen Hallenhaus.“ (Ausstellung des Museumsdorfes Cloppenburg in Zusammenarbeit mit dem Nieders. Landesinstitut für Marschen- und Wurtenforschung, Wilhelmshaven in Ungarn: Budapest, Debrecen und Salgortajan).	E/A	01. 05. 1988 - 31. 04. 1990
1989	„Bilder für jedermann - Wandbild-drucke 1840-1940“	Ü/A	30. 07. 1989 - 14. 01. 1990
1989	„Das alltägliche Brot - über Schwarzbrot, Pumpernickel, Backhäuser und Grobbäcker, Ein geschichtlicher Abriß“	E/A	25. 07. 1989 - Dauerausstellung in der Quatmannshof-Scheune
1990	„Edles aus Zinn - Schön wie Silber Der Zinngießer und seine Kunden, Artland, Bersenbrück, angrenzende Gebiete“	E/A	18. 03. 1990 - 31. 12. 1991
1990	„Die frühen Zeitungen, Geschichte in Gestalten“	Ü + E/A	18. 03. 1990 - 25. 06. 1990
1990	„Oldenburg und das Wasser“	Ü + E/A	08. 07. 1990 - 30. 10. 1990
1990	„125 Jahre Telefonedesign“	Ü/A + B	13. 08. 1990 - 08. 10. 1990
1990	„Historische Poststube“		
1990	„Werner Berges - Bilder und Zeichnungen von 1962 bis heute“	E/B	22. 09. 1990 - 22. 12. 1990
1991	„Paul Dierkes - Kreis, Kugel, Stele“	E/B	21. 04. 1991 - 18. 08. 1991
1991	„Objekte und Zeichnungen von Wulf Kirschner - Skulpturen von Diethelm Koch“	Ü/B	22. 09. 1991 - 02. 11. 1991
1991	„Schrift- und Schreibkultur im Wandel - Regionale Beispiele des 18. bis 20. Jahrhunderts“	E/A	27. 10. 1991 - 31. 12. 1992

Publikationen der Stiftung Museumsdorf Cloppenburg (ohne wissenschaftliche Aufsätze)

- 1) „Materialien zur Volkskultur · nordwestliches Niedersachsen“
- a) Heft 1 **Ottenjann, Helmut (Hg):** Zur Bau-, Wirtschafts- und Sozialstruktur des Artlandes im 18. und 19. Jahrhundert, Cloppenburg 1979
- b) Heft 2 **Kaiser, Hermann:** Herdfeuer und Herdgerät im Rauchhaus. Wohnen damals. Mit einem Beitrag von Dieter Zoller: Die Herdstelle aus archäologischer Sicht, Cloppenburg 1980
- c) Heft 3 **Hopf-Droste, Marie-Luise:** Das bäuerliche Tagebuch. Fest und Alltag auf einem Artländer Bauernhof (1873-1919), Cloppenburg 1980, 3. Auflage Cloppenburg 1988
- d) Heft 4 **Jaspers, Friedrich-W. und Ottenjann, Helmut:** Volkstümliche Möbel aus dem Ammerland. Stollentruhen - Kastentruhen - Koffertruhen (Bildteil), Cloppenburg 1982
- e) Heft 5 **Jaspers, Friedrich-W. und Ottenjann, Helmut:** Volkstümliche Möbel aus dem Ammerland. Stollentruhen - Kastentruhen - Koffertruhen (Textteil), Cloppenburg 1982
- f) Heft 6 **Dettmer, Hermann:** Volkstümliche Möbel aus dem Artland. Stollentruhen - Kastentruhen - Koffertruhen - Laden (Textteil), Cloppenburg 1982
- g) Heft 7 **Dettmer, Hermann:** Volkstümliche Möbel aus dem Artland. Stollentruhen - Kastentruhen - Koffertruhen - Laden (Bildteil), Cloppenburg 1982
- h) Heft 8 **Kaiser, Hermann:** Dampfmaschinen gegen Moor und Heide. Ödlandkultivierung zwischen Weser und Ems, Cloppenburg 1982, 4. Auflage Cloppenburg 1991

-
- i) Heft 9 **Braun, Hartmut:** Tänze und Gebrauchsmusik in Musizierhandschriften des 18. und 19. Jahrhunderts aus dem Artland, Cloppenburg 1984.
 - j) Heft 10 **Jeurink, Jan:** Die Trachten in der Niedergrafschaft Bentheim, Cloppenburg 1986
 - k) Heft 11 **Dettmer, Hermann:** Volkstümliche Möbel aus dem Artland. Wirtschaftsschränke - Brotschränke - Hängeschränke - Milchschränke, Cloppenburg 1986
 - l) Heft 12 **Ziessow, Karl-Heinz:** Ländliche Lesekultur im 18. und 19. Jahrhundert, Das Kirchspiel Menslage und seine Lesegesellschaften, 1790-1840 (Textteil), Cloppenburg 1988
 - m) Heft 13 **Ziessow, Karl-Heinz:** Ländliche Lesekultur im 18. und 19. Jahrhundert, Das Kirchspiel Menslage und seine Lesegesellschaften, 1790-1840 (Dokumente und Kommentare), Cloppenburg 1988
 - n) Heft 14 **Schmidt, Anke:** Der Zinngießer und seine Kunden. Artland - Bersenbrück und angrenzende Gebiete (Textteil), Cloppenburg 1989
 - o) Heft 15 **Schmidt, Anke:** Der Zinngießer und seine Kunden. Artland - Bersenbrück und angrenzende Gebiete (Bildteil), Cloppenburg 1989
 - p) Heft 16 **Ziessow, Karl-Heinz; Ottenjann, Helmut; Maas, Utz; Warneken, Bernd Jürgen u. a.:** Schrift- und Schreibkultur im Wandel - Regionale Beispiele des 18. bis 20. Jahrhunderts, Cloppenburg 1991
 - q) Heft 17 **Heinemeyer, Elfriede:** Schreibgarnituren der Sammlung Kommerzienrat F. Soennecken, Cloppenburg 1991
 - r) Heft 18 **Dettmer, Hermann:** Volkstümliche Möbel aus dem Artland - Offene Anrichten, Cloppenburg 1991

2) Weitere Schriften des Museumsdorfes Cloppenburg

- 1962 — **Helmut Ottenjann:** Freilichtmuseum Cloppenburg. Führer durch das Museumsdorf Cloppenburg und die »Burg« Arkenstede, Cloppenburg 1962
 - 1967 — **Helmut Ottenjann (Hg.):** Das tägliche Brot - Kulturgeschichte eines uralten modernen Handwerks, mit Beiträgen von H. Ottenjann, J. Buck, P. F. Pelshenkell, H. Stephan, O. A. Kunkel, H. Schlömer, Cloppenburg 1967
 - 1968 — **W. Hanisch, W. Reinhardt, D. Zoller, P. Schmid:** Frühes Christentum zwischen Weser und Ems im Spiegel der sächsisch-friesischen Gräberfelder Drantum, Cloppenburg 1968
 - 1968 — **Helmut Ottenjann (Hg.):** Gemälde und Ölskizzen der Bernhard-Winter-Stiftung, mit einer Einführung von W. Gilly, Cloppenburg 1968
 - 1969 — **Gerda Schmitz:** Alte Trachten aus Niedersachsen und Westfalen, Cloppenburg 1969
 - 1970 — **Ernst Helmut Segschneider:** Alte Fliesen - Volkstümlicher Wand-schmuck des 18. und 19. Jahrhunderts. Cloppenburg 1970, 2. neubearbeitete Auflage, Cloppenburg 1981
 - 1970 — **Wilhelm Gilly, Elfriede Heinemeyer, Helmut Ottenjann, Hans Schlömer:** Von der Gotik bis zum Rokoko - Skulpturen aus dem Museumsdorf Cloppenburg - Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1970
 - 1971 — **Helmut Ottenjann (Hg.):** Ringwall und Burg in der Archäologie - Westliches Niedersachsen. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1971
 - 1971 — **Helmut Ottenjann (Hg.):** Willi Oltmanns - Gemälde, Aquarelle, Handzeichnungen - Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1971
 - 1972 — **Theodor Kohlmann:** Altes Zinn aus dem westlichen Niedersachsen. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1972
 - 1972 — **Theodor Kohlmann:** Zinngießerhandwerk und Zinngeräte in Oldenburg, Ostfriesland und Osnabrück. Göttingen 1972
 - 1973 — **Ernst Helmut Segschneider:** Irdenware des Osnabrücker Landes, 19. und 20. Jahrhundert. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1973
 - 1973 — **Helmut Ottenjann (Hg.):** Bommen Berend - Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen und das Niederstift Münster. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1973
-

-
- 1973 — **Jürgen Weichardt:** Hans Ostendorf - Keramische Objekte - Aquarelle - Collagen und Graphik. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1973
- 1974 — **Elfriede Heinemeyer, Helmut Ottenjann:** Alte Bauernmöbel - Volkstümliche Möbel aus dem nordwestlichen Niedersachsen. Leer 1974, 2. erweiterte Auflage Leer 1978
- 1974 — **Jürgen Weichardt:** Gerd van Dülmen und Max G. Kaminski - Grafiken und Bilder. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1974
- 1975 — **Helmut Ottenjann (Hg.):** Die Artländer Wehlburg - Ein Beitrag zur Siedlungsarchäologie und Volkskunde des Osnabrücker Nordlandes. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1975
- 1975 — **Jürgen Weichardt:** Werner Berges, Bilder - Zeichnungen - Graphiken. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1975
- 1976 — **Jürgen Weichardt:** Gegenwärtige Landschaftskunst - Malerei und Graphik von Künstlern aus dem Raum Weser-Ems. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1976
- 1977 — **Bernward Deneke:** Volkstümlicher Schmuck aus Norddeutschland mit einem Beitrag zur Geschichte der Gold- und Silberschmiede Byl-Leer von Hermann Kaiser. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1977
- 1977 — **Herbert Wolfgang Keiser:** Der Bildhauer Paul Dierkes. I. A. der Stiftung »Museumsdorf Cloppenburg«, Cloppenburg und München 1977
- 1977 — **Jürgen Weichardt:** Arrigo Wittler - Bilder, Grafik, Zeichnungen. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1977
- 1978 — **Jürgen Weichardt:** Das Menschenbild in der gegenwärtigen Kunst - Malerei, Grafik, Plastik von Künstlern aus dem Raum Weser-Ems. Cloppenburg 1978
- 1978 — **Ernst Helmut Segsneider:** Imkerei im nordwestlichen Niedersachsen. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1978
- 1978 — **Hermann Kaiser, Helmut Ottenjann:** Museumsdorf Cloppenburg - Niedersächsisches Freilichtmuseum, Museumsführer mit Anhang zur Vor- und Nachbereitung des Museumsbesuches, Cloppenburg 1978
- 1979 — **Helmut Ottenjann, Helmut Tecklenburg:** Alte Bauernhäuser zwischen Weser und Ems. Oldenburg 1979, 3. Auflage Oldenburg 1989
- 1979 — **Elfriede Heinemeyer, Helmut Ottenjann:** Farbige volkstümliche Möbel. Cloppenburg 1979, 2. Auflage Cloppenburg 1982
- 1980 — **Hermann Kaiser:** Ein ostfriesisches Landarbeiterhaus im Museumsdorf Cloppenburg, Cloppenburg 1980
- 1981 — **Jürgen Weichardt:** Paul Dierkes - Skulpturen und Grafiken. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1981
- 1982 — **Helmut Ottenjann, Günter Wiegelmann (Hg.):** Alte Tagebücher und Anschreibebücher. Quellen zum Alltag der ländlichen Bevölkerung in Nordwesteuropa. Münster 1982
- 1983 — **Ernst Helmut Segsneider:** Das alte Töpfer-Handwerk im Osnabrücker Land, Bramsche und Cloppenburg 1983
- 1983 — **Jürgen Weichardt:** Gerhard Marcks - Skulpturen und Zeichnungen. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1983
- 1984 — **Helmut Ottenjann:** Lebensbilder aus dem ländlichen Niedersachsen. Sonntagskleidung auf dem Lande. Die Scherenschnitte des Silhouetters Dilly aus dem westlichen Niedersachsen. Cloppenburg und Hildesheim 1984, 2. Auflage Cloppenburg 1989
- 1984 — **Jürgen Weichardt:** Georg Kolbe - Skulpturen und Zeichnungen. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1984
- 1985 — **Helmut Ottenjann (Hg.):** Mode - Tracht - regionale Identität. Historische Kleidungsforschung heute. Cloppenburg 1985, 2. Auflage Cloppenburg 1988
- 1985 — **Jürgen Weichardt:** Bildhauer in Berlin. 1925-1935. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1985
- 1985 — **Günter Wegner:** Archäologische Bodenfunde aus dem Oldenburger Münsterland. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1985
- 1985 — **Helmut Ottenjann (Hg.):** Kulturgeschichte und Sozialgeschichte im Freilichtmuseum, historische Realität und Konstruktion des Geschichtlichen in historischen Museen. Cloppenburg 1985
-

-
- 1986 — **Gitta Böth:** Selbst gesponnen, selbst gemacht... Wer hat sich das nur ausgedacht? Trachtenforschung gestern - Kleidungsforschung heute. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1986
- 1986 — **Hermann Kaiser, Helmut Ottenjann:** Der Bauernhausgiebel. Zur Entstehung regionaler Identität. Hümmling, Ammerland, Oldenburger Münsterland, Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1986
- 1987 — **Helmut Ottenjann:** Erforschung und Dokumentation der historischen Volkskultur Niedersachsens. Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1987, 2. Auflage Cloppenburg 1988
- 1987 — **Támas Hoffmann:** Zur ländlichen Möbel- und Volkskultur Ungarns, Ausstellungskatalog, Cloppenburg 1987
- 1988 — **Karl-Ernst Behre, Hermann Kaiser, Helmut Ottenjann, Hajo W. Zimmermann:** KÖZÖS TETŐ ALAT - Alles unter einem Dach, Leben und Wohnen in einem niederdeutschen Hallenhaus. Ausstellungskatalog für das Ethnographische Museum Budapest, Cloppenburg 1988
- 1989 — **Helmut Ottenjann:** Bauernhäuser, Bauernstuben, Bauerngärten, Bauernkleidung. (Zusammendruck von „Bauernhäuser zwischen Weser und Ems“ und „Lebensbilder aus dem Biedermeier“) Cloppenburg 1989
- 1989 — **Hermann Kaiser:** Das alltägliche Brot - Über Schwarzbrot, Pumpernickel, Backhäuser, Grobbäcker - Ein geschichtlicher Abriß. Cloppenburg 1989, 2. Auflage Cloppenburg 1990
- 1990 — **Martina Forkel:** Wohnen im Stil des Historismus. Cloppenburg 1990
- 1991 — **Hermann Kaiser, Helmut Ottenjann:** Museumsdorf Cloppenburg - Niedersächsisches Freilichtmuseum. Museumsführer mit Anhang zur Vor- und Nachbereitung des Museumsbesuchs, 10. Auflage Cloppenburg 1991 (240.000!)
-

Dat Foto

Ruth stünd all ünner an'e Treppen, sprüng'n poor Stufen weer hoch un rööp nao baoben: „Ik haol gave dei Brötkes taun Frühstück, dann brukt Peter dat nich!“ - At se sik ümdreihde, segg se in'n Flurspiegel, dat se ehr hellblaun Pantuffeln mit den witten Plus noch an'e Fäute har. Dor kunn se nich mit aower de Straoten loopen.

Sei steeg dei Treppen weer up un güng in'e Slaopkammer. De Dörn nao't Bad stünd'n Spierken aopen, se kunn dat Waoter bruusen hörn un dat Summen van Klaus sien Rasierapperaot.

Sei leet dei Pantuffeln van'e Fäute glien un wull jüst in'e Schauh trän, at se de Stimm' van den Jung'n hörde: „Freidag wör Mama doch veierndartig Johr worn - nich Papa?“

„Jao, Peter“, sä Klaus dorup, Freidag har se Geburtsdag hat.“ - Ruth wull liese, mit'e Schauh in'e Hand, ut'e Dörn sling'n, at se Peter weer fraogen hörde, un sien Stimm' klüng ganz frömd: „Harst du - harst du Mama - leiver - at Ruth - Papa?“

Ruth köm sik vör at'n Deiv. Se stünd dor, at wenn se anwassen wör. - Sei wull nich lustern, doch se kunn nich änners, sei möß hörn, wat Klaus up dei Fraoge sä, un wenn't dat Dodesurteil wör för ehr Leive.

Dat dürde lang, bett dei Antwort köm.

„Leiver“ - sä Klaus ruhig - „nee, Peter. Ik har dien Mama leiv, leiver at mien Läven, aover Ruth hebb ick jüst so leiv, un dat schullst du uk hem, sei ist wert.“

Ruth nehm de Hand van'e Klinken un streek sik aover Stirn un Ogen. Se haolde 'n poormaol deip Aom un güng Faut vör Faut de Trepp'n herünner. In'n Flur trück se ehr Schauh an, greep de Jacke van'n Haoken un lööp nao buten.

Sei markte nich den koolen Wind, dei ehr in't Gesicht sneet. Ehr wör so seltsaom licht taumau, nu, wor de leßden Twiefel verflaogen wörn, de se van Tiet tau Tiet noch har. Twiefel, of se de Stä utfüllen kunn, in Klaus sien Hart un in sien Huus, de sien eierste Frau innaohm har, bevör se dör'n gräsigen Autounfall üm't Läven kaomen wör.
